This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

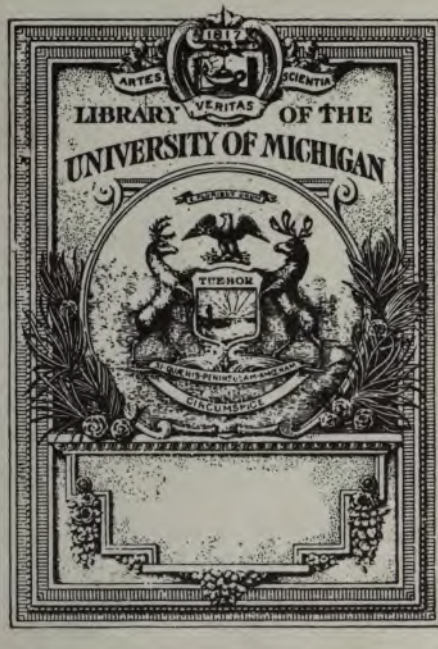
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

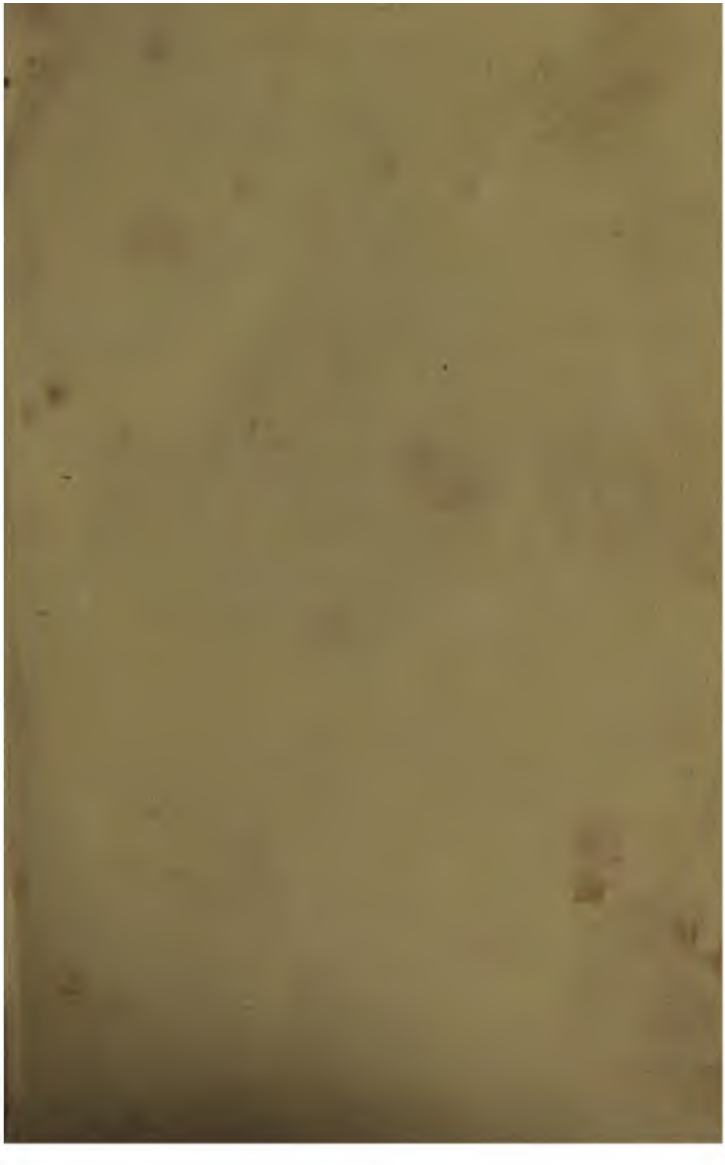
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

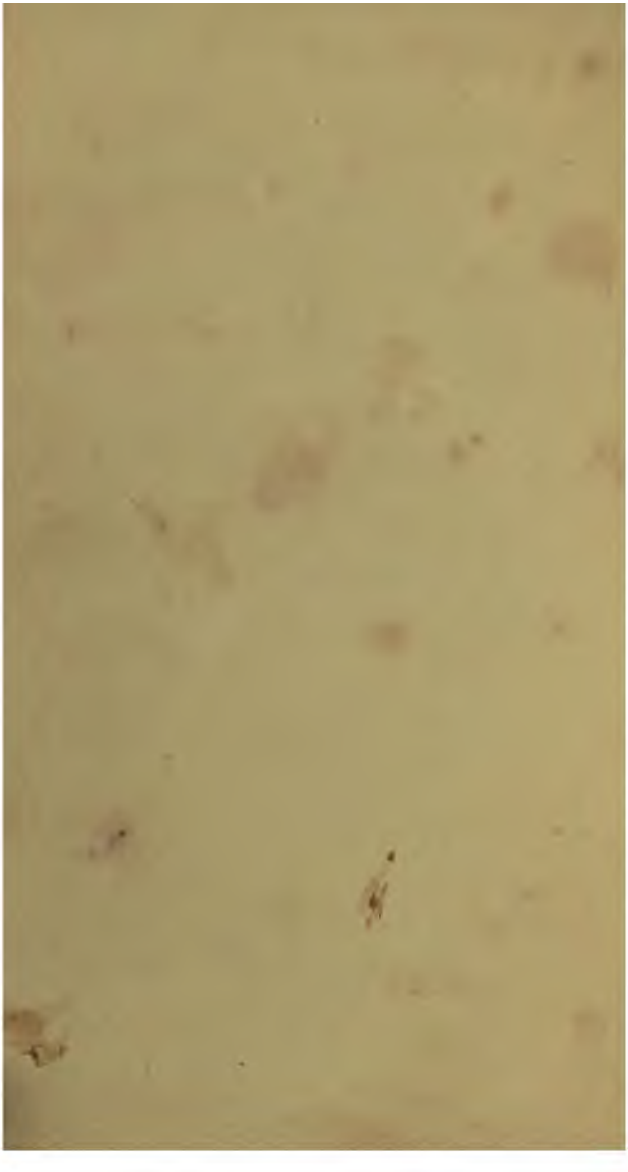
R A

015 01809514 4b



THE GIFT OF
C. Ward Marlatt





Württemberg

wie es war und ist.

Geschildert in einer Reihe

ländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen

aus

Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Herausgegeben von

Fr. Müller.

Vierter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Fr. Müller.

1855.

DD
801
.W64
W6
v.4

Stacks
gift
E. Ward Marlatt
3-27-75
1104200-291

Inhalt.

Seite.

Schloß Württemberg. (Mit Abbildung.) 1

Burg Hohenstaufen. (Mit Abbildung.) 9

Schloß Hohenurach. (Mit Abbildung.) 22

Schloß Teck. (Mit Abbildung.) 33

Markgröningen und der Schäferlauf, von Siegfried Pfaff . 41

Das Mädchen von Eßlingen 93

Fürstenliebe. Schilderungen aus den Zeiten des Herzogs Karl von Württemberg 318

Männertreue 401

Württembergs letzte Herzoge 412

Herrscher-Launen. Vaterländische Erzählung aus den Zeiten des Königs Friedrich 464

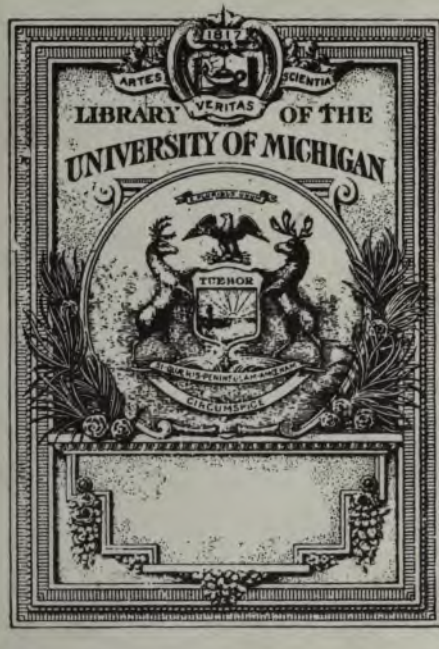
einer edlen Fürſtin, der Königin Katharina von Württemberg, umſchließt und einſt auch diejenigen ihres Erbauers, des Königs Wilhelm, des trauernden Gemahls dieſer nur zu früh verſtorbenen Wohlthäterin des Landes zu umſchließen beſtimmt iſt. Einen reizenderen Punkt konnte man nicht wohl im ganzen an maleriſchen und lieblichen Punkten ſo reichen Neckarthale finden, als der iſt, auf welchem acht Jahrhunderte hindurch die Burg Württemberg ſtand und welcher im Munde des Volks nur der „rothe Berg" heißt, weil unmittelbar hinter ihm, auf einem faſt bis zu ſeiner Spitze heraufreichenden Hügelrücken, das Dörfchen Rothenberg in reizender Einfachheit hingegoſſen liegt.

In den Streit und alle die ſchon da und dort aufgeſtellten Hypotheſen über den Urſprung des Namens Wirtemberg, Wirtenberg, Württemberg oder Würtemberg uns einzulaſſen, liegt ganz außer unſerer Abſicht und wer ſich näher darüber unterrichten will, der mag zu unſeren alten Chroniſten oder zu Stählin ſeine Zuflucht nehmen. Wir unſererſeits können ihm von unſerem Standpunkte aus nichts Beſſeres empfehlen, als die in dieſer Sammlung gleichfalls enthaltene Erzählung „Konrad und Gertrud oder die Gründung der Burg Wirtenberg" recht eifrig nachzuleſen. Um indeß doch auch eine andere Verſion zu erwähnen, führen wir noch an, daß Pregizer und nach ihm Sattler es wahrſcheinlich finden, der Name komme daher, „daß unter den alten Schwaben ein Volk geweſen, welches man Virtuegos oder Wirtunger genennet habe, die ſich am Neckar nieder-

gelaſſen.“ Durch Zuſammenziehung des Wortes Viorotonberg ſei nun der Name Württemberg entſtanden und der Name des Dorfes und des Berges Rothenberg ſei nur eine Abkürzung dieſes Namens mit Hinweglaſſung der Vorſilbe Vio.

Wie dem auch ſei, die Lage der Burg Württemberg war vortrefflich gewählt und macht den Erbauern alle Ehre. Vom öſtlichen Ende der ſchwäbiſchen Alp zieht gegen Weſten ein Waldrücken zwiſchen der Rems auf einer und der Fils und dem Neckar auf der andern Seite und endet nicht weit, wo den erſteren Fluß ebenfalls der Neckar aufnimmt. Auf einer der letzten vorſpringenden, anmuthigſten Höhen über dem Neckar, auf dem Rothenberg, lag Württemberg. Im Süden hat man beinahe die ganze Alp mit ihren Burgen im Geſicht, gegen Abend den Schwarzwald; am Fuße des Berges und weiterhin nördlich die Gefilde des württembergiſchen Unterlandes vom Neckar durchfloſſen; in der Ferne am Horizont iſt unter den Gebirgen der Melibocus zu erkennen. Keines der andern im Gebiete des alten Schwabenlandes liegenden Stammhäuſer großer Herrſchergeſchlechter hat eine ſolche fruchtbare Umgebung.

Iſt das Jahr der Erbauung von Burg Württemberg hiſtoriſch auch nicht mit Beſtimmtheit ermittelt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie unter die älteren und Hauptburgen der großen Zahl am mittleren Neckar zu zählen iſt, denn es iſt durch eine Inſchrift auf einem alten Steine und durch eine Urkunde nachgewieſen, daß die Burgkapelle am 7. Februar 1083 von dem Biſchof Adelbert zu



THE GIFT OF
C. Ward Marlatt

Württemberg

wie es war und ist.

Geschildert in einer Reihe

vaterländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen

aus

Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Herausgegeben von

Fr. Müller.

Vierter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Fr. Müller.

1855.

DD
801
.W64
W6
v.4

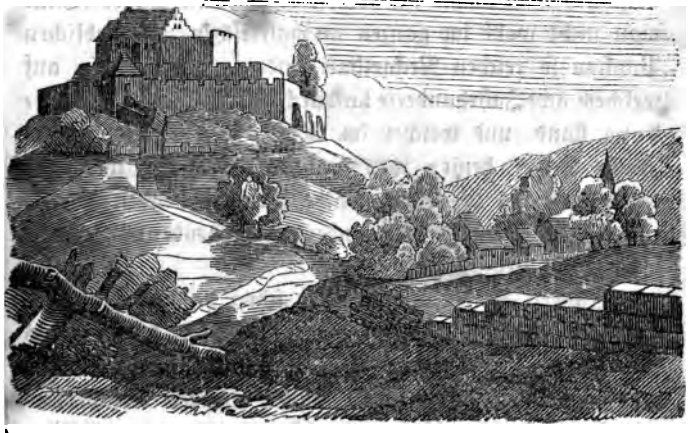
Stocks
gift
C. Ward Marlatt
3-27-75
1104200-291

Inhalt.

Seite.

Schloß Württemberg. (Mit Abbildung.) 1
Burg Hohenstaufen. (Mit Abbildung.) 9
Schloß Hohenurach. (Mit Abbildung.) 22
Schloß Teck. (Mit Abbildung.) 33
Markgröningen und der Schäferlauf, von Siegfried Pfaff . 41
Das Mädchen von Eßlingen 93
Fürstenliebe. Schilderungen aus den Zeiten des Herzogs Karl von Württemberg 318
Männertreue 401
Württembergs letzte Herzoge 412
Herrscher-Launen. Vaterländische Erzählung aus den Zeiten des Königs Friedrich 464

Schloß Württemberg.



Steht auch kein Stein mehr von dem Stammſchloß des württembergiſchen Regentenhauſes, können wir auch nicht einmal auf die Trümmer deſſelben hinweiſen, ſo ziemt es ſich nicht minder, unſre Reihe ſchwäbiſcher Schlöſſer und Burgen mit der Abbildung und Beſchreibung dieſes Schloſſes zu beginnen, das noch bis in unſre Tage herein freundlich in's Neckarthal herniederlächelte und dann — es ſind jetzt 34 Jahre her — wie durch einen Zauberſchlag gänzlich verſchwand, um einer Grabkapelle Platz zu machen, welche die irdiſchen Ueberreſte

einer edlen Fürſtin, der Königin Katharina von Württemberg, umſchließt und einſt auch diejenigen ihres Erbauers, des Königs Wilhelm, des trauernden Gemahls dieſer nur zu früh verſtorbenen Wohlthäterin des Landes zu umſchließen beſtimmt iſt. Einen reizenderen Punkt konnte man nicht wohl im ganzen an maleriſchen und lieblichen Punkten ſo reichen Neckarthale finden, als der iſt, auf welchem acht Jahrhunderte hindurch die Burg Württemberg ſtand und welcher im Munde des Volks nur der „rothe Berg" heißt, weil unmittelbar hinter ihm, auf einem faſt bis zu ſeiner Spitze heraufreichenden Hügelrücken, das Dörfchen Rothenberg in reizender Einfachheit hingegoſſen liegt.

In den Streit und alle die ſchon da und dort aufgeſtellten Hypotheſen über den Urſprung des Namens Wirtemberg, Wirtenberg, Württemberg oder Würtemberg uns einzulaſſen, liegt ganz außer unſerer Abſicht und wer ſich näher darüber unterrichten will, der mag zu unſeren alten Chroniſten oder zu Stählin ſeine Zuflucht nehmen. Wir unſererſeits können ihm von unſerem Standpunkte aus nichts Beſſeres empfehlen, als die in dieſer Sammlung gleichfalls enthaltene Erzählung „Konrad und Gertrud oder die Gründung der Burg Wirtenberg" recht eifrig nachzuleſen. Um indeß doch auch eine andere Verſion zu erwähnen, führen wir noch an, daß Pregizer und nach ihm Sattler es wahrſcheinlich finden, der Name komme daher, „daß unter den alten Schwaben ein Volk geweſen, welches man Virtuegos oder Wirtunger genennet habe, die ſich am Neckar nieder-

gelaſſen.“ Durch Zuſammenziehung des Wortes Viorotonberg ſei nun der Name Württemberg entſtanden und der Name des Dorfes und des Berges Rothenberg ſei nur eine Abkürzung dieſes Namens mit Hinweglaſſung der Vorſilbe Vio.

Wie dem auch ſei, die Lage der Burg Württemberg war vortrefflich gewählt und macht den Erbauern alle Ehre. Vom öſtlichen Ende der ſchwäbiſchen Alp zieht gegen Weſten ein Waldrücken zwiſchen der Rems auf einer und der Fils und dem Neckar auf der andern Seite und endet nicht weit, wo den erſteren Fluß ebenfalls der Neckar aufnimmt. Auf einer der letzten vorſpringenden, anmuthigſten Höhen über dem Neckar, auf dem Rothenberg, lag Württemberg. Im Süden hat man beinahe die ganze Alp mit ihren Burgen im Geſicht, gegen Abend den Schwarzwald; am Fuße des Berges und weiterhin nördlich die Gefilde des württembergiſchen Unterlandes vom Neckar durchfloſſen; in der Ferne am Horizont iſt unter den Gebirgen der Melibocus zu erkennen. Keines der andern im Gebiete des alten Schwabenlandes liegenden Stammhäuſer großer Herrſchergeſchlechter hat eine ſolche fruchtbare Umgebung.

Iſt das Jahr der Erbauung von Burg Württemberg hiſtoriſch auch nicht mit Beſtimmtheit ermittelt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie unter die älteren und Hauptburgen der großen Zahl am mittleren Neckar zu zählen iſt, denn es iſt durch eine Inſchrift auf einem alten Steine und durch eine Urkunde nachgewieſen, daß die Burgkapelle am 7. Februar 1083 von dem Biſchof Adelbert zu

Worms eingeweiht worden. Die Burg muß also gegen das Ende des 11. Jahrhunderts schon gestanden haben. Außer dem Bischof, der sie geweiht hat, kennt man auch den Namen des Heiligen, den sie trug. Daß sie von württembergischen Hausgütern und Einkünften dotirt worden, beweist dieselbe Urkunde, nach welcher fünf Morgen Weingärten im Goldberg (gegenüber von Württemberg) einen Eimer Weingült zu dieser Kapelle gaben. Jene verkaufte im Jahr 1291 die Gräfin Adelheid von Sigmaringen, mit Gunst und Bewilligung ihres Oheims, des Grafen Eberhard zu Württemberg.

Wohl nicht den ersten, doch den wohlthätigsten und nützlichsten Schirm übte das Schloß über den hier schon sehr frühen Weinbau. Wenn auch nicht erwiesen werden kann, was doch nicht unwahrscheinlich ist, daß die Römer die ersten Reben an den Neckar gebracht haben, so ist doch auf jeden Fall der Anbau des Weins in dieser Gegend so früh, als in irgend einer andern in Deutschland. Die vorzüglichsten Weinberge an den südlichen Abhängen (am Schloß selbst, an dem weiter unten liegenden Mönchberg, an dem schon genannten Goldberg) waren theils eigene Hausgüter von Württemberg, theils als Lehen- und gültbare Güter verliehen, auch an die Klöster verschenkt worden, (daher der Mönchberg seinen Namen erhielt). Der Uhlbacher Wein vom Abhange des Rothenbergs war schon in alten Zeiten und ist heutzutage noch hochgeschätzt.

Vom großen Interregnum bis zum ewigen Landfrieden (über 200 Jahre) war das Stammschloß Württem-

berg der lebhafteste Schauplatz ritterlicher Thaten. Hier sammelten sich zahlreiche Vasallen aus dem Adel des schwäbischen Herzogthums und traten unter den Schutz des Grafen von Württemberg. Hier war auch der Mittelpunkt des so oft mit dem nahen Eßlingen erneuerten Städtekriegs. Damals erhob sich das Schloß nach gleichzeitigen Zeugnissen in besonderer Stärke und Schönheit, die es nach den späteren Unfällen nie wieder erreichte. Kaiser Rudolph I. Krieg gegen Eberhard den Erlauchten, in welchem Stuttgart belagert wurde, brachte den meisten im Neckarthal gelegenen Burgen den Untergang. Da Kaiser Heinrich VII., sein Nachfolger, ein noch stärkeres Heer aus den Reichsstädten gegen Eberhard aufbot, fiel auch das Stammschloß und wurde ausgebrannt, wie das Stift zu Beutelsbach mit dem Erbbegräbniß. Doch erstand das Schloß bald wieder aus dem Schutt und blieb der Hauptwaffenplatz gegen die Städte noch über diese Periode hinaus bis zur Vertreibung Herzogs Ulrich durch den schwäbischen Bund, 1519. — Im Ganzen ist das Schloß nicht weniger als sechsmal zerstört worden, ward aber jedesmal wieder aufgebaut. Das erste Mal 1127 im Kampfe der Hohenstaufen gegen König Lothar; 1207 von den Welfen; 1292 von König Adolph; 1311 von König Heinrich im Kriege gegen Graf Eberhard. Nach dieser Zerstörung wurde das Schloß zwar auch wieder aufgebaut, diente aber von nun an den württembergischen Herrschern nicht mehr zur Residenz, welche Graf Eberhard der Erlauchte 1320 nach Stuttgart verlegte. 1360 wurde Schloß Württemberg von Kaiser

Karl IV. und 1519 durch den schwäbischen Bund zerstört. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1534 stellte Herzog Ulrich das Schloß seiner Ahnen wieder her und es wurde von Herzog Christoph so weit ausgebaut, daß es als Bergschloß noch immer mit Nutzen gebraucht werden konnte bis nach dem 30jährigen Krieg. In letzterem wurde es blos besetzt und nicht zerstört und stand bis 1820 so wie Herzog Ulrich und sein Sohn Christoph es wieder hergestellt hatten, von einer dreifachen Mauer und tiefen Gräben umgeben; doch für fürstliche Personen nicht mehr bewohnbar. Die Grundmauern und einzelne Theile des Schlosses waren noch älter, als man nach der vorliegenden Ansicht glauben sollte. Ueberdieß waren noch bis zuletzt im Innern die Spuren zweier ganz alter Thürme zu erkennen, eines viereckigen, der gegen Abend und eines runden, der gegen Morgen stand. Ueberhaupt konnte man sich aus dem Ganzen und besonders aus dem sorgfältigen Wiedereinmauern der bekannten alten Inschrift überzeugen, daß die ehemaligen Verheerungen nie total gewesen, so wie daß man bei der Wiederherstellung das alte möglichst benützt hatte.

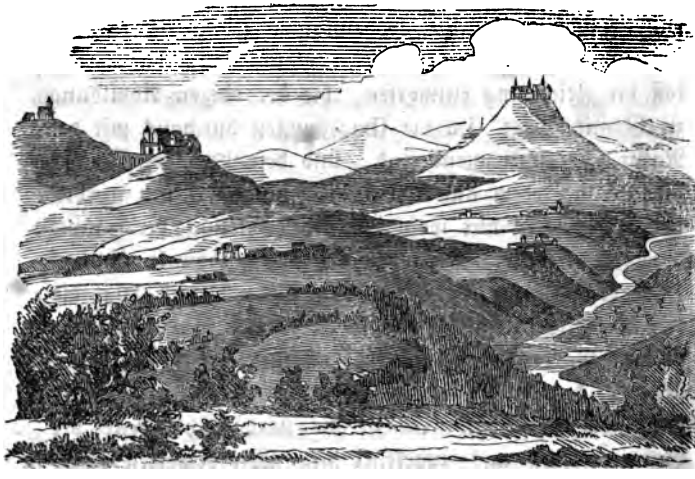
Zum Schlusse möge hier noch die Schilderung einen Platz finden, die Memminger in seinem im Jahr 1812 erschienenen Buche „Cannstatt und seine Umgebung" von der Burg macht, also in dem letzten Jahrzehnt ihres Bestehens. Er sagt: „das Schloß ist noch jetzt mit Graben und Wall und einer dreifachen Mauer umgeben, und mag ehedem ziemlich fest gewesen sein. Sein Umfang ist jedoch nicht sehr bedeutend, und der Umstand, daß ihm

weder Felsen noch Abgründe zur Schutzwehr dienen, ist eine schöne Bestätigung dessen, was uns die Geschichte von dem starken Arme seiner ehemaligen Bewohner erzählt. Um in das Innere der Burg zu gelangen, steigt man entweder auf der langen, aus mehr als 200 Staffeln bestehenden, steinernen Treppe zu demselben hinauf, oder folgt dem Fahrwege, welcher zu dem Haupteingange führt. Auf den Mauern dieses ehrwürdigen Denkmals der Vorzeit fühlen wir uns sowohl durch den schönen Anblick der Natur als durch das Interesse der Geschichte angezogen, und der Zauber des Alterthums, der uns hier mehr als irgendwo ergreift, steigert jede Empfindung bis zur Begeisterung. Die Aussicht ist ebenso schön als anmuthig. Nach Süden hat man die ganze Alp von Hohenzollern und den Lochen bis an den Hohenstaufen herab mit all ihren Felsen und Ruinen, nach Westen den Schwarzwald und die jenseitigen Gebirge und nach Norden das schöne Unterland mit seinen freundlichen Landschaften vor sich, und das Auge dringt von dieser Seite bis an den Melibocus hinab. Nur nach Osten gegen das Remsthal hinüber ist der Blick beschränkt, aber hier ruhet er auf den umliegenden segenreichen Rebhügeln und freut sich der Fülle, welche die mütterliche Natur überall ausgespendet hat. Ueberhaupt ist es nicht sowohl der Umfang als die Lieblichkeit der Aussicht, wodurch sich dieser Standpunkt auszeichnet." — Die oben erwähnte Inschrift gibt Memminger wörtlich wieder sammt einem Facsimile. Sie lautet: **Anno Dominicae incarnationis millesimo octogesimo tertio, Indictione sexta, tertio**

Id. Febr. dedicata haec Capella ab Adalberto, Wormensis ecclesiae Episcopo, in nomine Trinitatis sanctae. Zu deutſch: Im Jahr der Menſchwerdung unſres Herrn 1083, den 11. Februar, iſt dieſe Kapelle von dem Biſchof Adelbert von Worms eingeweiht worden, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Der Stein war im innern Schloßhofe über einer Thüre eingemauert und iſt, wie Memminger ſagt, das älteſte Denkmal von Württemberg, das wir kennen, vielleicht das älteſte ſeiner Art in Deutſchland.

Bis auf die letzte Zeit ſtand auf dem Schloſſe eine Kanone, welche bei Feuersbrünſten in der Umgegend gelöst wurde und auf dem Dache der Schloßgebäude war eine Plattform gebaut worden, auf welcher eine Einrichtung zu genauerer Beobachtung der Orte, in welchen eine Feuersbrunſt entſtand, getroffen war und wo man zugleich die beſte Ausſicht auf dem Schloſſe hatte. Die Einrichtung mit der Kanone und der Löſung derſelben bei Feuersbrünſten war ſogar bis in die jüngſte Zeit, wo ſchon lange die Grabkapelle der höchſtſeligen Königin Katharina oben auf dem Berge an der Stelle des alten Stammſchloſſes ſtand, beibehalten worden und iſt erſt ſeit einigen Jahren weggefallen.

Burg Hohenſtaufen.



Welcher Deutſche fühlt nicht ſein Herz höher ſchlagen, wenn der Name Hohenſtaufen genannt wird, der alle die alten Erinnerungen an Deutſchlands einſtige Größe weckt. Und im Schwabenlande, in unſerm Württemberg befindet ſich der herrliche Berg, der einſt die Stammburg des großen Kaiſerhauſes getragen, das die ganze Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt hatte. Jetzt freilich ſteht der Berg kahl und öde, beraubt ſeines einſtigen Schmuckes, der Mauern und Thürme, und dennoch einen großartigen Eindruck hervorbringend, ſchon wenn man von der Ferne ſich nähert. Wie mußte es erſt geweſen ſein,

als ſeine blinkenden Zinnen noch weit hinausſchauten über Thäler und Gefilde.

In der St. Johanniskirche zu Gmünd iſt ein Gemälde erhalten, welches Hohenſtaufen zeigt, wie es einſt in ſeiner vollen Pracht geweſen. Nach dieſem hat Heideloff die Zeichnung entworfen, die der obigen Abbildung zu Grunde liegt. Da die Umgebungen durchaus mit der Natur übereinſtimmend ſind, und beſonders der Rechberg von Jedem auf den erſten Anblick erkannt werden wird, ſo dürfen wir wohl auch die Darſtellung der Hauptburg als richtig annehmen. Der Standpunkt iſt auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd und zeigt die zur Rechten zwiſchen Tannenwäldern ſich hinſchlängelnde Rems, wobei der Künſtler die Abſicht gehabt zu haben ſcheint, den Hohenſtaufen ſelbſt für den Geſichtskreis recht hoch zu ſtellen. Es iſt die nordöſtliche Seite der Burg, welche uns zugekehrt iſt. Wir bemerken außer drei kleinen Mauerthürmen, zwei größere Thürme im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude geweſen zu ſein ſcheint, eine dritte Thurmſpitze.

Außer dieſem vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert entdeckten Gemälde iſt noch ein Grundriß von den Trümmern des Schloſſes, wie ſie Cruſius im Jahre 1588 geſehen, vorhanden. Die Beſchreibung, die er dabei gibt, ſcheint von dem obigen Gemälde in mehreren Stücken abzuweichen, was für ein höheres Alter des Gemäldes ſpricht, da ſich mit Recht annehmen läßt, daß die Burg ſchon unter den Hohenſtaufen ſelbſt und noch mehr unter

den nachgefolgten Besitzern verschiedene Veränderungen in Hinsicht auf die Bauart erfahren haben möge.

Das geographische Verhältniß des 1411 württ. Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Berges zum östlichen, wie das von Hohenzollern zum westlichen Anfang oder Ende der schwäbischen Alp erhielt erst seine Bedeutung durch die Zeitverhältnisse, unter welchen die Burg erbaut worden.

In den früheren Zeiten war der Sitz des Herzogthums Schwaben oder Alemanien am Bodensee; dort hatten die ältesten Herzoge ihre Burgen, darunter Hohentwiel. Zürich und Constanz konnten Hauptstädte des Herzogthums heißen. Als Kaiser Heinrich IV. den Erbauer der Burg Hohenstaufen, Friedrich von Büren, (dessen Burg Büren genannt wurde und jetzt das Wäscherschlößchen heißt) zu seinem Eidam ersah, und ihm das Herzogthum Schwaben verlieh (1070) gegen die Ansprüche der Zähringer und Welfen, so entging ihm wohl nicht, daß nur ein in diesen Gegenden angesessener Fürst, in Verbindung mit dem Kaiserhaus, dessen wichtigste Hausbesitzungen in dem angrenzenden Franken liegen, sich behaupten könne. Dieß geschah durch Friedrich von Staufen, wie sich von nun an Friedrich von Büren nannte. So kam der Sitz des Herzogthums in das östliche Schwaben; Ulm wurde Hauptstadt, und da die Hohenstaufen in das Erbe des Salischen Kaiserhauses eintraten, wurden die beiden Herzogthümer Schwaben und Franken in ihrem Hause vereinigt.

Die Geschichte mehrerer alten Häuser bestätigt die

Bemerkung, daß ihre Niederlaſſungen, wovon ſie den Namen erhielten, in der That von noch ältern gleichen Namens ausgegangen ſind. Von den alten Grafen von Urach und vom Breisgau läßt ſich dieſes urkundlich nachweiſen. Auch auf dem Härdtfeld finden wir ein wahrſcheinlich älteres Staufen, ein Büren und ein Waiblingen, wie bei Hohenſtaufen, von denen die Abſtammung der Hohenſtaufen allgemein hergeleitet wird. Gewiß iſt, daß Friedrich von Büren (geboren um 1015—1020) der erſte der eigentlichen Hohenſtaufen war und die Burg wiederherſtellte oder erweiterte.

Damals wurde auch der Berg von einem noch älteren Lehensband befreit. Schon zu Karl des Großen Zeit, im achten Jahrhundert, hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (ohne Zweifel war er aus einem ſchwäbiſchen Hauſe) unter anderen Schenkungen die Celle, nachherige Dionyſiuskirche zu Eßlingen u. ſ. w. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenſtaufen gezählt. Er vermachte dieſe ſchwäbiſchen Beſitzungen ſeinem Kloſter, welches ſie ſpäter als es wieder bekannt wurde, nach 1149, wieder zu erlangen ſuchte. Auf Konrads III., des erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſers Kreuzzug hatte König Ludwig VII. von Frankreich demſelben bedeutende Hülfeleiſtungen nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinaſien zukommen laſſen. Dieſe Gelegenheit nun wollte ein Mönch von St. Denys nicht unbenützt vorübergehen laſſen, um ſeinem Kloſter die von den Hohenſtaufen entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erngen. Er bat ſeinen König, den deutſchen Kaiſer, der

ihm ſo viel Dank ſchulde, an die Rückgabe zu erinnern. Ludwig VII. betrieb die Sache nach beſten Kräften, allein der Kaiſer war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen. Er wollte ſeine Stammburg von keinem Kloſter, am wenigſten von einem außerdeutſchen, abhängig wiſſen. Zugleich mit dieſer erſt in neuerer Zeit aufgefundenen Nachricht, taucht die Behauptung auf, Konrad III. habe nur einen Thurm im Schloſſe beſeſſen, der andere mit dem übrigen Theil der Burg habe ſeines verſtorbenen (älteren) Bruders Sohn, dem damaligen Herzog in Schwaben, nachherigen Kaiſer Friedrich I. (Barbaroſſa), der auch mit auf dem Kreuzzug geweſen, zugehört.

Obgleich der Erſtere während ſeiner Regierung mehr als Einen kaiſerlichen Palaſt in verſchiedenen Gegenden des Reichs angelegt hat, (darunter Gelnhauſen), ſo haben doch er und ſeine Nachfolger die väterliche Burg ſtets in Ehren gehalten und ſind oft in dieſer Gegend geweſen.

Als Philipp, Kaiſer Friedrichs I. jüngſter Sohn, der ſeinem Bruder Kaiſer Heinrich VI. im deutſchen Reiche folgte, im Krieg gegen Otto IV., ſeinen Nebenbuhler im Reich, auf dem Schloſſe Altenburg bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erſchlagen wurde, nahm ſeine Gemahlin Irene ihre Zuflucht auf Hohenſtaufen. Sie war des griechiſchen Kaiſers, Iſak Angelus des Komnenen Tochter, und zuerſt dem Sohne Tankreds, Königs von Sicilien, Roger verlobt, von Kaiſer Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen, geblendet und auf Hohenembs in Verwahrung gebracht, ſeinem Bruder

Philipp vermählt worden. Selbſt auf den griechiſchen Thron ward dieſem Hoffnung gemacht, als Irenens Vater von ſeinem Bruder Alexius abgeſetzt und geblendet, bei Kaiſer Heinrich VI. Hülfe ſuchte. — Philipps Tod machte einen ſolchen Eindruck auf die unglückliche Kaiſerstochter daß ſie nach der Ankunft auf Hohenſtaufen zu früh entbunden wurde und bald darauf ſtarb. Acht Tage vor ihrem Tode vergabte ſie dem Kloſter Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derſelbe, von dem ſchrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geſchieden. Aus der großen Zahl von Fürſten und Herren, welche ſonſt im Gefolge der Hohenſtaufen gefunden werden, iſt Graf Ludwig von Württemberg der einzige, der ihre Vergabung als Zeuge unterzeichnet und alſo allein bei ihr ausgehalten hat, während die anderen bereits zu Otto IV. übergetreten waren.

Was den letzten Hohenſtaufen bei den zunehmenden Unfällen ihres Hauſes von Stammgütern und Lehen übrig geblieben, das vermachte Conradin vor ſeinem unglücklichen Zuge nach Sicilien ſeinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern. Unter dieſen Gütern aber iſt Hohenſtaufen nicht genannt, auch von den Herzogen von Baiern nie angeſprochen worden. Es geht daraus hervor, daß dieſe Burg unter den letzten Kaiſern dieſes Hauſes als Reichsburg betrachtet und den Reichsdomänen einverleibt worden. Als ſolche ward ſie auch unter den nachfolgenden Kaiſern erhalten bis auf Karl IV. Dieſer verpfändete zuerſt Hohenſtaufen nebſt

Achalm und den dazu gehörigen Schirmvogteien an Graf Eberhard von Württemberg den Greiner im Jahre 1347.

In dem Krieg mit den Städten nahm der Kaiser zwar die Pfandschaft 1360 wieder zurück und gab sie nachher dem Herzog Leopold von Oesterreich. Allein Eberhard ließ die schöne Erwerbung nicht mehr aus den Augen. Als bald darauf die Herzoge von Oesterreich die Pfandschaft an Johann und Wilhelm von Rietheim abgetreten hatten, brachte er es bei dem Kaiser dahin, daß er dieselbe, 1376 und 1378, wieder einlösen durfte. Durch nachgefolgte Verträge mit Oesterreich ist von da an auch das Haus Württemberg im Besitz derselben geblieben. Auch die Einwohner des Dorfes Hohenstaufen bewiesen, wie gern sie unter württembergischer Herrschaft waren. Als im fünfzehnten Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, brachten sie selbst 600 fl. zur Wiedereinlösung auf und erhielten dagegen die Versicherung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Dieß geschah 44 Jahre vor dem Tübinger Vertrag, der dieselbe Versicherung dem ganzen Lande gab.

Anderthalb Jahrhunderte blieb die Kaiserburg wohlerhalten bei Württemberg, bis der Bauernkrieg auch ihr den Untergang brachte. Herzog Ulrich war bekanntlich durch den schwäbischen Bund vertrieben. Auf der Burg lagen nur 32 Mann Besatzung und der Burgvogt Georg Stauffer von Bloffenstaufen, war abwesend als die Bauern heranzogen; an seiner Stelle führte Michael Reuß von Reuffenstein den Befehl. Da die Bauern mit Stücken zu schießen anfingen, erwiederte solches zwar die Besatzung

gehauen worden, das Schloß zu fällen, als es weiland von Lotharis dem Sachſen, der mit Kaiſer Konrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hof dieſes andern Theils wächst Gras, ſo abgemähet wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfaſſet, iſt beinahe 7 Fuß dick, an einem Orte höher, am andern niedriger, weil viel davon eingefallen oder hinweggeführt worden, Das Fürnehmſte an der Mauer ſind die viereckigen Steine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, ſo daß das mittlere Viereck über die vier Nebenſeiten herfürgeht, wie die Steine an der Nürnbergiſchen Stadtmauer. Die Steine ſind noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angeſteckt. Man kann auf der Mauer gehen und wir ſind auch darauf gegangen und haben weit und breit herumſehen können. Gewiß es iſt ein weites und anmuthiges Ausſehen allenthalben herum; und wer ein ſcharf Geſicht hat, kann bis an den Rhein ſehen, wenn er ſelbige Gegend weiß. Bisweilen ackert auch der Schultheiß den innern Hof und ſäet Frucht darauf. Es iſt kein Bildniß mehr in dieſen Theilen, keine Inſchriften, keine Wappen, keine Farbe. Alles iſt durch Feuer, Regen oder durch die böſen Zeiten ausgetilgt. — Kein Kaiſer, kein Fürſt iſt mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechiſche Irene, keine andere Kaiſerin, keine Herzogin, keine Jungfrau, kein Geräuſch mehr; keine Trommete hört man weit und breit erſchallen. Alles iſt verſchwunden wie ein Rauch. — Ein Bauerſchultheiß hat jetzt die Schlüſſel zu dem Thor, welches für Alter faſt wurmſtichig iſt. Er mähet das Gras, ſo

im Schloßhofe hoch ſtehet. Der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von den Mauern übrig iſt, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bei zwei Stunden in dem Schloß. Wir betrachteten Alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menſchliche Elend. Daher ich auch das Lied geſungen: „Mag ich Unglück nicht widerſtehn.“ So weit Cruſius im Jahre 1588.

Jetzt iſt leider auch von dieſen letzten Reſten nichts oder nur wenig mehr übrig. Der Hohenſtaufen iſt jetzt ein kahler Berg ohne Ruinen, ohne Bäume! ſagt ein Hiſtoriker der Gegenwart. Guſtav Schwab, der Sänger der Herrlichkeiten der ſchwäbiſchen Alp ſchreibt: Es iſt dem Reiſenden genugſam geſagt worden, daß er auf dem kahlen Gipfel keine Ueberreſte einer herrlichen Kaiſerburg mehr ſuchen darf. Das einzige, wirkliche Ueberbleibſel der Burg iſt ein kleiner Reſt von Mauerwerk am äußerſten ſüdlichen Rande der oberſten Bergfläche, wo wahrſcheinlich der Eingang in die Burg war. Dieſer Ueberreſt beſteht nicht einmal aus Quadern, ſondern nur aus wohlverkitteten Bruchſteinen, die nun, da über dieſen letzten Trümmern ſorgfältig gewacht wird, noch lange Zeit ſtehen können.

Iſt aber auch wenig mehr von der Kaiſerherrlichkeit übrig und hat auch der Hohenſtaufen das Schickſal alles Irdiſchen erfahren, ſo wird er darum nicht minder viel von Reiſenden beſucht, welche theils die hehre Erinnerung

als seine blinkenden Zinnen noch weit hinausschauten über Thäler und Gefilde.

In der St. Johanniskirche zu Gmünd ist ein Gemälde erhalten, welches Hohenstaufen zeigt, wie es einst in seiner vollen Pracht gewesen. Nach diesem hat Heideloff die Zeichnung entworfen, die der obigen Abbildung zu Grunde liegt. Da die Umgebungen durchaus mit der Natur übereinstimmend sind, und besonders der Rechberg von Jedem auf den ersten Anblick erkannt werden wird, so dürfen wir wohl auch die Darstellung der Hauptburg als richtig annehmen. Der Standpunkt ist auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd und zeigt die zur Rechten zwischen Tannenwäldern sich hinschlängelnde Rems, wobei der Künstler die Absicht gehabt zu haben scheint, den Hohenstaufen selbst für den Gesichtskreis recht hoch zu stellen. Es ist die nordöstliche Seite der Burg, welche uns zugekehrt ist. Wir bemerken außer drei kleinen Mauerthürmen, zwei größere Thürme im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu sein scheint, eine dritte Thurmspitze.

Außer diesem vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert entdeckten Gemälde ist noch ein Grundriß von den Trümmern des Schlosses, wie sie Cruſius im Jahre 1588 gesehen, vorhanden. Die Beschreibung, die er dabei gibt, scheint von dem obigen Gemälde in mehreren Stücken abzuweichen, was für ein höheres Alter des Gemäldes spricht, da sich mit Recht annehmen läßt, daß die Burg schon unter den Hohenstaufen selbst und noch mehr unter

den nachgefolgten Besitzern verschiedene Veränderungen in Hinsicht auf die Bauart erfahren haben möge.

Das geographische Verhältniß des 1411 württ. Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Berges zum östlichen, wie das von Hohenzollern zum westlichen Anfang oder Ende der schwäbischen Alp erhielt erst seine Bedeutung durch die Zeitverhältnisse, unter welchen die Burg erbaut worden.

In den früheren Zeiten war der Sitz des Herzogthums Schwaben oder Alemanien am Bodensee; dort hatten die ältesten Herzoge ihre Burgen, darunter Hohentwiel. Zürich und Constanz konnten Hauptstädte des Herzogthums heißen. Als Kaiser Heinrich IV. den Erbauer der Burg Hohenstaufen, Friedrich von Büren, (dessen Burg Büren genannt wurde und jetzt das Wäscherschlößchen heißt) zu seinem Eidam ersah, und ihm das Herzogthum Schwaben verlieh (1070) gegen die Ansprüche der Zähringer und Welfen, so entging ihm wohl nicht, daß nur ein in diesen Gegenden angesessener Fürst, in Verbindung mit dem Kaiserhaus, dessen wichtigste Hausbesitzungen in dem angrenzenden Franken liegen, sich behaupten könne. Dieß geschah durch Friedrich von Staufen, wie sich von nun an Friedrich von Büren nannte. So kam der Sitz des Herzogthums in das östliche Schwaben; Ulm wurde Hauptstadt, und da die Hohenstaufen in das Erbe des Salischen Kaiserhauses eintraten, wurden die beiden Herzogthümer Schwaben und Franken in ihrem Hause vereinigt.

Die Geschichte mehrerer alten Häuser bestätigt die

Bemerkung, daß ihre Niederlaſſungen, wovon ſie den Namen erhielten, in der That von noch ältern gleichen Namens ausgegangen ſind. Von den alten Grafen von Urach und vom Breisgau läßt ſich dieſes urkundlich nachweiſen. Auch auf dem Härdtfeld finden wir ein wahrſcheinlich älteres Staufen, ein Büren und ein Waiblingen, wie bei Hohenſtaufen, von denen die Abſtammung der Hohenſtaufen allgemein hergeleitet wird. Gewiß iſt, daß Friedrich von Büren (geboren um 1015—1020) der erſte der eigentlichen Hohenſtaufen war und die Burg wiederherſtellte oder erweiterte.

Damals wurde auch der Berg von einem noch älteren Lehensband befreit. Schon zu Karl des Großen Zeit, im achten Jahrhundert, hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (ohne Zweifel war er aus einem ſchwäbiſchen Hauſe) unter anderen Schenkungen die Celle, nachherige Dionyſiuskirche zu Eßlingen u. ſ. w. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenſtaufen gezählt. Er vermachte dieſe ſchwäbiſchen Beſitzungen ſeinem Kloſter, welches ſie ſpäter als es wieder bekannt wurde, nach 1149, wieder zu erlangen ſuchte. Auf Konrads III., des erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſers Kreuzzug hatte König Ludwig VII. von Frankreich demſelben bedeutende Hülfeleiſtungen nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinaſien zukommen laſſen. Dieſe Gelegenheit nun wollte ein Mönch von St. Denys nicht unbenützt vorübergehen laſſen, um ſeinem Kloſter die von den Hohenſtaufen entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat ſeinen König, den deutſchen Kaiſer, der

ihm ſo viel Dank ſchulde, an die Rückgabe zu erinnern. Ludwig VII. betrieb die Sache nach beſten Kräften, allein der Kaiſer war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen. Er wollte ſeine Stammburg von keinem Kloſter, am wenigſten von einem außerdeutſchen, abhängig wiſſen. Zugleich mit dieſer erſt in neuerer Zeit aufgefundenen Nachricht, taucht die Behauptung auf, Konrad III. habe nur einen Thurm im Schloſſe beſeſſen, der andere mit dem übrigen Theil der Burg habe ſeines verſtorbenen (älteren) Bruders Sohn, dem damaligen Herzog in Schwaben, nachherigen Kaiſer Friedrich I. (Barbaroſſa), der auch mit auf dem Kreuzzug geweſen, zugehört.

Obgleich der Erſtere während ſeiner Regierung mehr als Einen kaiſerlichen Palaſt in verſchiedenen Gegenden des Reichs angelegt hat, (darunter Gelnhauſen), ſo haben doch er und ſeine Nachfolger die väterliche Burg ſtets in Ehren gehalten und ſind oft in dieſer Gegend geweſen.

Als Philipp, Kaiſer Friedrichs I. jüngſter Sohn, der ſeinem Bruder Kaiſer Heinrich VI. im deutſchen Reiche folgte, im Krieg gegen Otto IV., ſeinen Nebenbuhler im Reich, auf dem Schloſſe Altenburg bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erſchlagen wurde, nahm ſeine Gemahlin Irene ihre Zuflucht auf Hohenſtaufen. Sie war des griechiſchen Kaiſers, Iſak Angelus des Komnenen Tochter, und zuerſt dem Sohne Tankreds, Königs von Sicilien, Roger verlobt, von Kaiſer Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen, geblendet und auf Hohenembs in Verwahrung gebracht, ſeinem Bruder

Philipp vermählt worden. Selbſt auf den griechiſchen Thron ward dieſem Hoffnung gemacht, als Irenens Vater von ſeinem Bruder Alexius abgeſetzt und geblendet, bei Kaiſer Heinrich VI. Hülfe ſuchte. — Philipps Tod machte einen ſolchen Eindruck auf die unglückliche Kaiſerstochter daß ſie nach der Ankunft auf Hohenſtaufen zu früh entbunden wurde und bald darauf ſtarb. Acht Tage vor ihrem Tode vergabte ſie dem Kloſter Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derſelbe, von dem ſchrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geſchieden. Aus der großen Zahl von Fürſten und Herren, welche ſonſt im Gefolge der Hohenſtaufen gefunden werden, iſt Graf Ludwig von Württemberg der einzige, der ihre Vergabung als Zeuge unterzeichnet und alſo allein bei ihr ausgehalten hat, während die anderen bereits zu Otto IV. übergetreten waren.

Was den letzten Hohenſtaufen bei den zunehmenden Unfällen ihres Hauſes von Stammgütern und Lehen übrig geblieben, das vermachte Conradin vor ſeinem unglücklichen Zuge nach Sicilien ſeinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern. Unter dieſen Gütern aber iſt Hohenſtaufen nicht genannt, auch von den Herzogen von Baiern nie angeſprochen worden. Es geht daraus hervor, daß dieſe Burg unter den letzten Kaiſer dieſes Hauſes als Reichsburg betrachtet und de Reichsdomänen einverleibt worden. Als ſolche ward ſ auch unter den nachfolgenden Kaiſern erhalten bis a Karl IV. Dieſer verpfändete zuerſt Hohenſtaufen neb

Achalm und den dazu gehörigen Schirmvogteien an Graf Eberhard von Württemberg den Greiner im Jahre 1347.

In dem Krieg mit den Städten nahm der Kaiser zwar die Pfandschaft 1360 wieder zurück und gab sie nachher dem Herzog Leopold von Oesterreich. Allein Eberhard ließ die schöne Erwerbung nicht mehr aus den Augen. Als bald darauf die Herzoge von Oesterreich die Pfandschaft an Johann und Wilhelm von Rietheim abgetreten hatten, brachte er es bei dem Kaiser dahin, daß er dieselbe, 1376 und 1378, wieder einlösen durfte. Durch nachgefolgte Verträge mit Oesterreich ist von da an auch das Haus Württemberg im Besitz derselben geblieben. Auch die Einwohner des Dorfes Hohenstaufen bewiesen, wie gern sie unter württembergischer Herrschaft waren. Als im fünfzehnten Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, brachten sie selbst 600 fl. zur Wiedereinlösung auf und erhielten dagegen die Versicherung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Dieß geschah 44 Jahre vor dem Tübinger Vertrag, der dieselbe Versicherung dem ganzen Lande gab.

Anderthalb Jahrhunderte blieb die Kaiserburg wohlerhalten bei Württemberg, bis der Bauernkrieg auch ihr den Untergang brachte. Herzog Ulrich war bekanntlich durch den schwäbischen Bund vertrieben. Auf der Burg lagen nur 32 Mann Besatzung und der Burgvogt Georg Stauffer von Blossenstaufen, war abwesend als die Bauern heranzogen; an seiner Stelle führte Michael Reuß von Reussenstein den Befehl. Da die Bauern mit Stücken zu schießen anfingen, erwiederte solches zwar die Besatzung

gehauen worden, das Schloß zu fällen, als es weiland von Lotharis dem Sachſen, der mit Kaiſer Konrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hof dieſes andern Theils wächst Gras, ſo abgemähet wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfaſſet, iſt beinahe 7 Fuß dick, an einem Orte höher, am andern niedriger, weil viel davon eingefallen oder hinweggeführt worden, Das Fürnehmſte an der Mauer ſind die viereckigen Steine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, ſo daß das mittlere Viereck über die vier Nebenſeiten herfürgeht, wie die Steine an der Nürnbergiſchen Stadtmauer. Die Steine ſind noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angeſteckt. Man kann auf der Mauer gehen und wir ſind auch darauf gegangen und haben weit und breit herumſehen können. Gewiß es iſt ein weites und anmuthiges Ausſehen allenthalben herum; und wer ein ſcharf Geſicht hat, kann bis an den Rhein ſehen, wenn er ſelbige Gegend weiß. Bisweilen ackert auch der Schultheiß den innern Hof und ſäet Frucht darauf. Es iſt kein Bildniß mehr in dieſen Theilen, keine Inſchriften, keine Wappen, keine Farbe. Alles iſt durch Feuer, Regen oder durch die böſen Zeiten ausgetilgt. — Kein Kaiſer, kein Fürſt iſt mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechiſche Irene, keine andere Kaiſerin, keine Herzogin, keine Jungfrau, kein Geräuſch mehr; keine Trommete hört man weit und breit erſchallen. Alles iſt verſchwunden wie ein Rauch. — Ein Bauerſchultheiß hat jetzt die Schlüſſel zu dem Thor, welches für Alter faſt wurmſtichig iſt. Er mähet das Gras, ſr

im Schloßhofe hoch ſtehet. Der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von den Mauern übrig iſt, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bei zwei Stunden in dem Schloß. Wir betrachteten Alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menſchliche Elend. Daher ich auch das Lied geſungen: „Mag ich Unglück nicht widerſtehn.“ So weit Cruſius im Jahre 1588.

Jetzt iſt leider auch von dieſen letzten Reſten nichts oder nur wenig mehr übrig. Der Hohenſtaufen iſt jetzt ein kahler Berg ohne Ruinen, ohne Bäume! ſagt ein Hiſtoriker der Gegenwart. Guſtav Schwab, der Sänger der Herrlichkeiten der ſchwäbiſchen Alp ſchreibt: Es iſt dem Reiſenden genugſam geſagt worden, daß er auf dem kahlen Gipfel keine Ueberreſte einer herrlichen Kaiſerburg mehr ſuchen darf. Das einzige, wirkliche Ueberbleibſel der Burg iſt ein kleiner Reſt von Mauerwerk am äußerſten ſüdlichen Rande der oberſten Bergfläche, wo wahrſcheinlich der Eingang in die Burg war. Dieſer Ueberreſt beſteht nicht einmal aus Quadern, ſondern nur aus wohlverkitteten Bruchſteinen, die nun, da über dieſen letzten Trümmern ſorgfältig gewacht wird, noch lange Zeit ſtehen können.

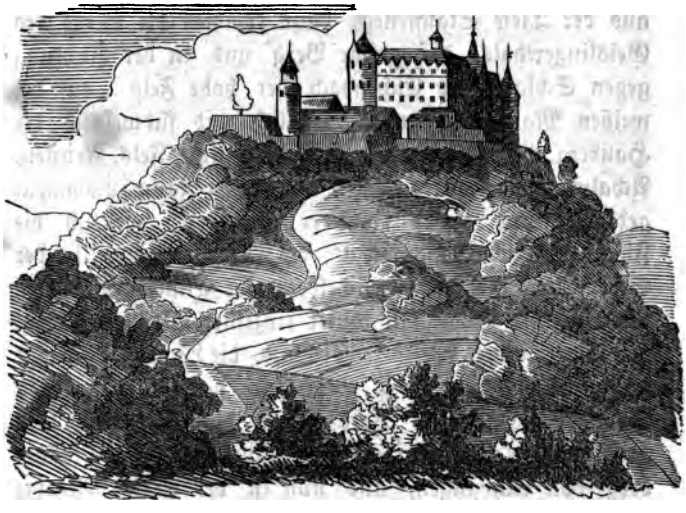
Iſt aber auch wenig mehr von der Kaiſerherrlichkeit übrig und hat auch der Hohenſtaufen das Schickſal alles Irdiſchen erfahren, ſo wird er darum nicht minder viel von Reiſenden beſucht, welche theils die hehre Erinnerung

an das größte deutſche Kaiſergeſchlecht auf dieſen Höhepunkt der ſchwäbiſchen Alp führt, theils durch die Lage des Berges angelockt werden, welche eine der herrlichſten Ausſichten verheißt und auch in Wirklichkeit bietet.

Guſtav Schwab ſchildert ſie folgendermaßen: Das Ausgezeichnete dieſer Ausſicht, das nur noch die von Rechberg mit ihr gemein hat, iſt der freie Ausblick nach allen Seiten, auch nach der ſüdlichen und ſüdöſtlichen, wo auf den andern Alpgipfeln allein das Auge auf der Gebirgsfläche unmittelbar aufliegt, hier aber noch über Hügel und Ebenen ſchweifen darf, ehe es auf der Alpwand, von der dieſe Ausläufer mehrere Stunden vorwärts ſpringen, zu ruhen kommt. Bei ganz heiterm Himmel iſt überhaupt die Ausſicht, beſonders gegen Weſten, wo ſie faſt ſchrankenlos iſt, von dieſen beiden Bergen entzückend und wird von denjenigen Wanderern, die einen Sonnenuntergang bei wolkenloſem Himmel hier genoſſen haben, meiſt unbedingt allen andern Alpausſichten vorgezogen. Was das Einzelne der Ausſicht betrifft, ſo hat man gegen Oſten gekehrt den unterſten Theil der Alp, der den Namen Albuch führt, mit ſeinem Fürſten dem Roſenſtein vor ſich. Läuft der Blick von Oſten nach Süden, ſo verweilt er zuerſt auf dem Rechberg, deſſen Schloß auf dem tiefen Vorſprung, deſſen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, deſſen freundliches Dorf an der Seite dem ſeltſam geſtalteten Höcker ein lachenderes Anſehen gibt, als der etwas kahle Rücken ſonſt haben würde, und das Ganze zu einer fremdartigen, aber anmuthigen Erſcheinung macht. Um den Rechberg her lagern ſich die nähern und

fernern Alprücken: der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt, noch weiter rechts winkt aus der Tiefe Stauffeneck, dann kommen die Berge des Geislingerthals, der grüne Berg und in der Richtung gegen Schlatt und Eſchenbach der hohe Fels „auf der weißen Mauer" genannt. Südlich und ſüdweſtlich der Hauberg, der Breitenſtein, Teck, der gelbe Fels, Neuffen, Achalm, Hohenzollern, Alles auf engem Raum zuſammengedrängt und hinter einander geſchoben, weſtlich die Fläche bis zum Schwarzwald, die Filder; nordweſtlich der Stromberg und der Heuchelberg im Hintergrund, im Vordergrund Ebene mit lauter einzelnen Tannenwäldern. Im Norden der Welzheimer Wald, die Löwenſteinerberge und einige blaue ferne Gipfel in der Richtung von Schwäbiſch-Hall; im Vordergrund die Stadt Gmünd, groß, wohlgelegen. Nördöſtlich in blauer Ferne der Schöneberg von Ellwangen, und nun iſt der Kreis vollendet und das Panorama ſchließt ſich wieder mit dem Albuch im Nordoſten, als deſſen äußerſte Spitze ſich hier „der Braune", noch ein recht tüchtiger Berg der ſonſt geſtreckteren Kette, darſtellt.

Schloß Hohenurach.



Zu den hiſtoriſch merkwürdigſten, ſowie ſeiner Lage nach intereſſanteſten Burgen oder Schlöſſern Schwabenlands gehört unſtreitig das Schloß Hohenurach, das Schloß, welches die Wiege der Grafen von Urach und derer von Achalm, ſowie der Fürſten von Fürſtenberg und der Grafen von Freiburg, der Erbe der Herzoge von Zähringen (von denen die badiſche Regentenfamilie ſtammt) geweſen und ſpäter der Sitz einer Linie des Regentenhauſes Württemberg geworden war, als dieſes ſich in zwei Linien getheilt hatte, wovon die eine Urach, für das Land ob der Staig, die andere Stuttgart für das

Land unter der Staig genommen. Es ist das Schloß, worin Herzog Eberhard im Bart seine meisten und wohlthätigsten Regierungshandlungen entworfen, wo Herzog Christoph geboren und bis in sein viertes Jahr erzogen worden war und schon darum jedem Württemberger theuer.

Schon im elften Jahrhundert glänzte unter der Reihe der edlen Geschlechter, die im mittleren Schwaben aus dem Dunkel der Geschichte hervortraten, der Name der Grafen von Urach, eines der ältesten alemanischen Geschlechter. Ihre Burg erhob sich in dem von dem Dorf, nachherigen Städtchen Pfullingen, benannten Pfullingau, da wo das Uracher oder Metzinger Thal, von dem Flüßchen Erms bewässert, sich eröffnet und das Auge des Alpenwanderers wieder mit dem Anblick von Rebenhügeln erquickt. Eine der ältesten Alpburgen, war sie auch eine der letzten, welche die Zeit in Trümmer verwandelte, Noch im 30jährigen Krieg behauptete sie oberhalb der gleichfalls wohlbefestigten Stadt Urach vor dem Feinde den Stolz einer Festung, die neben Hohentwiel und Hohenasperg genannt zu werden verdiente.

Das Geschlecht der Grafen von Urach, aus denen die Geschlechter der Grafen von Pfullingen und von Achalm hervorgingen, und welche die ganze dortige Gegend beherrschten, ist uralt und schon im Jahr 720 soll ein Graf Luitpold von Urach und Achalm unter den alemanisch-schwäbischen Edeln gefallen sein, die unter dem Banner Herzogs Luitfried für die alte verlorene Freiheit gegen die Franken sich noch einmal aufrafften

und von dem furchtbaren Karl Martell am Weilerforst aufs Haupt geschlagen wurden. Doch erst Graf Egino I., der ums Jahr 889 von dem deutschen Könige Arnulph Güter im Alp- und Breisgau bekam und von dem die Grafen des Pfullinggaus unmittelbar abstammten, gilt als der eigentliche Stammvater der Grafen von Urach und der Fürsten von Fürstenberg. Wirklich klar und zusammenhängend erscheint die Geschichte dieses Hauses aber erst wie bei anderen Dynastengeschlechtern nicht vor der Mitte des 11. Jahrhunderts. Graf Walter von Pfullingen hatte 3 Söhne, von denen zwei, Werner und Hanno, hohe geistliche Würden erhielten; der erste wurde Erzbischof von Magdeburg, der zweite Erzbischof von Köln, und beide spielten unter Kaiser Heinrich IV. eine sehr wichtige Rolle; Egino II., der Bruder Beider, war noch Graf des Pfullinggaues; seine Söhne aber, Egino III. und Rudolph erbauten die Burg Achalm und die Söhne Rudolphs stifteten das Kloster Zwiefalten, während Egino III. selbst seinen Sitz auf der Burg Urach nahm. Das Kloster Zwiefalten verherrlichte aus Dankbarkeit die Abkunft seiner frommen Stifter mit Ahnenbildern aus der graueſten alemanischen Herrenzeit und aus der Periode der Karolinger. Dieß geschah gegen das Ende des 11. Jahrhunderts.

Obwohl man nicht bestimmt weiß, wer die Feste Hohenurach erbaut hat, so ist doch so viel gewiß, daß auf derselben von nun an, da mit den Söhnen des Grafen Rudolph von Achalm 1098 der Mannsstamm der Grafen von Achalm ausgestorben war, ein Nebenzweig

des berühmten Geschlechtes, „die Grafen von Urach auf Hohenurach", nunmehr die einzigen Stammhalter dieser alten Familie, hausten. Kuno Graf von Urach, wurde Cardinalbischof von Palästina und erlangte nur deßwegen die Pabstwürde nicht, weil er sie selbst ausschlug. Sein Bruder Gebhard, Domherr in Straßburg im Jahr 1080, war Anfangs ein geschworener Feind der Klöster. Einst nahm er den Mönchen des Klosters Hirschau ihren Wein im Elsaß mit Gewalt weg. Nachher begab er sich auf Zureden selbst nach Hirschau zu einem Vergleich mit dem damaligen berühmten Abt und Reformator des Klosters Wilhelm, und fand die Anstalten so vortrefflich, daß er da blieb und selbst ein Mönch wurde. Abt Wilhelm war ein Mann für ihn, und er wieder für diesen, denn Gebhard verstand die Oekonomie, war ein scharfsichtiger, gewandter, beredter Geschäftsmann, gelehrt für jene Zeit und tadellos im Wandel. Nach einiger Zeit wurde er Prior und Abt Wilhelm schickte ihn in Geschäften zu Pabst Urban II. nach Rom und zu Abt Hugo nach Clugny in Frankreich. Noch vor seiner Zurückkunft starb Wilhelm im Jahr 1091 und Gebhard wurde den 1. August einstimmig zum Abt erwählt. Er bekleidete diese Würde vierzehn Jahre mit Ruhm und zeigte Regierungsfähigkeiten, die ihn eines noch höhern Postens würdig machten, denn er wurde häufig von Königen und Fürsten zu Rathe gezogen. Kaiser Heinrich V. beförderte ihn auch im Jahr 1105 zu dem bischöflichen Stuhl von Speyer und verlieh ihm die Abtei des Klosters Lorsch dazu. Ungern entsagte er der Abtei

Hirschau und suchte sie ebenfalls beizubehalten, weil er, wie sich vor seinem Ende nachher zeigte, seine letzten Tage hier zuzubringen gedachte. Dadurch reizte er den Neid und, weil er es mit dem kaiserlichen Hofe hielt, den Haß der Päbstlichen und Pfaffen. Sie veranstalteten einst einen Auflauf von Männern, Weibern und Kindern, welche Pasquille über ihn sangen, bis seine Diener und Bewaffneten den Haufen vertrieben. Nach fünf Jahren aber, als er von Leiden des Alters geplagt, dem Bisthum zu entsagen beschloß und schon die Reise angetreten hatte, um nach Hirschau zurückzukehren, zeigte sich, wie sehr er die Herzen gewonnen hatte. Denn kaum war es laut geworden, der Bischof fliehe dem Kloster zu, um nicht mehr zurückzukehren, so ereilten sie ihn auf dem Weg, umringten und baten ihn, der Hirt möchte seine Schafe nicht verlassen. Er nahm das Versprechen von ihnen, daß sie wenigstens nach seinem Tod ihn nach Hirschau bringen lassen wollen und erwählte nun Bruchsal zu seiner Residenz, lebte aber nur noch drei Monate und starb den 1. März 1110, worauf sein Leichnam nach Hirschau geführt und in der Kirche daselbst vor dem Hochaltar beigesetzt wurde, wo sein Denkmal noch zu sehen ist. Dem Kloster hatte er als Abt einige Güter vermacht.

Unter den weltlichen Grafen ist Egino V., gewöhnlich nur Egino mit dem Bart genannt, der merkwürdigste; er vermählte sich ums Jahr 1181 mit Agnes, einer Tochter Herzog Berthold IV. und Schwester Herzog Berthold V. von Zähringen, wodurch das Haus zu einem ansehnlichen Theil der zähringischen Ländereien

gelangte. Seine Gemahlin wurde nämlich, als Herzog Berthold V. im Jahr 1218 kinderlos ſtarb, mit ihrer Schweſter Anna, die mit einem Grafen Ulrich von Kyburg vermählt war, Erbin an den Gütern von Zähringen. Dieſer fielen die Güter in Helvetien und Burgund zu, Agnes ſollte die übrigen im Breisgau und auf dem Schwarzwald bekommen, wurde aber in der Beſitznahme von Kaiſer Friedrich II. geſtört, der als Herzog von Schwaben einen Theil an ſich zog. Ueberdieß gründeten die Herzoge von Teck auf ihre Abſtammung von einem Oheim des letzten Herzogs von Zähringen ebenfalls Anſprüche an die Verlaſſenſchaft und traten ſie dem Kaiſer gegen eine Geldſumme ab. Empört darüber zog Egino gegen den Kaiſer zu Felde. Nach langer Fehde kam es zu einem Vergleich in Ulm im Jahr 1219, kraft deſſen Egino alle ererbten Güter von Kaiſer Friedrich als Lehen zurück erhielt.

Die zwei älteſten Söhne Eginos mit dem Bart waren noch bei Lebzeiten ihres Oheims, des Herzogs von Zähringen, in den geiſtlichen Stand getreten, in Folge eines Gelübdes, wie erzählt wird, das ſie bei folgender Veranlaſſung gegeben hatten. Herzog Berthold, ihr Oheim, war im Jahr 1198 nach Köln berufen worden, wo einige verſammelte Reichsſtände die Abſicht hatten, ihn zum römiſchen König zu wählen. Er erſchien und nahm ſeine beiden Neffen von Urach dahin mit ſich. Als er aber ſeine Kräfte berechnete und einſah, daß er ſich wieder die Gegenpartei nicht würde behaupten können, reiste er ab unter dem Vorwand, ſich Be-

Grafen und von jetzt an ist seine Geschichte ganz mit der Württembergs verwebt.

Später verweilten namentlich die Grafen Ludwig und Ulrich vor der Landestheilung in brüderlicher Eintracht auf der Feste Urach. Bei der Theilung im Jahr 1442 wurden die beiden Landestheile mit dem Namen der beiden Hauptburgen bezeichnet. Ludwig erhielt den Uracher, Ulrich den Neuffener Theil und bis das neue Schloß in der Stadt aufgeführt war, das Ludwig 1443 an die Stelle des alten erbauen ließ, diente ihm die Burg zur Residenz. Als die getrennten Theile im Jahr 1482 unter Graf Eberhard im Bart, Ludwigs weisem Sohn und Nachfolger, und dem Grafen Eberhard dem Jüngern, seinem Vetter, Ulrichs Sohn, durch den Münsinger Vertrag wieder zur Einheit verbunden waren, und Hof und Kanzlei von Urach nach Stuttgart verlegt wurden, erhielt die Stadt zur Entschädigung verschiedene Freiheiten, damit sie nicht in Abgang komme, weil an ihrer wehrhaften Verfassung und Befestigung viel gelegen sei.

Im 30jährigen Kriege ward die Feste Hohenurach, als die Stadt schon lange in den Händen der Kaiserlichen war, noch 8 Monate von ihrem Kommandanten Holzmüller heldenmüthig gegen eine große Uebermacht vertheidigt und ergab sich erst am 24. Juli 1635 vom Hunger gezwungen. Von da an fiel sie allmälig in Trümmer und zuletzt wurde sie noch ruinirt, um mit ihren Ruinen einige Gulden beim Bau eines Pferdestalls zu ersparen.

Die Burgfeste Hohenurach stand ¼ Stunde von der Stadt auf einen hohen und steilen Bergvorsprung der Alp, 2160 Pariser Fuß über dem Meere, wo noch ihre Ruinen gar kühn ins Land herabschauen. Die immerhin noch ansehnlichen Trümmer von Mauern, Thürmen und Gewölben erinnern an die ehemalige Festigkeit des Platzes. Sie bestand eigentlich aus drei Theilen; der sogenannten unteren Festung mit der Schloßkapelle, von der noch die Mauern stehen, der obern Festung, gerade über dieser, und der inneren Festung auf der höchsten Spitze des Berges. Der Zugang auf diese alten schönen Ruinen ist in neuester Zeit, 1839, durch den Grafen Mandelslohe bequem gemacht worden, und bemerkenswerth ist am Eingang in die erste Ringmauer ein großer senkrechter Stein mit einer Inschrift, aus der man ersieht, daß einst die Herzogin Franziska, die zweite Gemahlin des Herzogs Karl diesen Berg zu Fuß erstiegen habe.

Zum Schlusse dürfen wir noch der merkwürdigsten Staatsgefangenen erwähnen, welche einst in dem Schlosse zu Urach gefangen gehalten wurden. Graf Heinrich von Württemberg saß von 1490 bis 1519 zu Hohenurach, wo er als Festungsgefangener starb. — Der bekannte Dichter und Humorist Nikodemus Frischlein saß hier vom April bis zum 29. November 1590, wo er bei einem unglücklichen Fluchtversuch, als das Seil brach, über die Felsen hinabstürzte und elendiglich zerschellte. Später bewohnte der Kanzler Matthäus Enzlin vom Frühjahr 1608 bis zu seiner Hinrichtung am

22. November 1613 das Schloß Hohenurach als Gefangener. — Die letzte Gefangene von Bedeutung war die Landverderberin Wilhelmine von Grävenitz, Gräfin von Würben, welche die Zeit vom 16. Oktober 1731 bis 19. Dezember 1732 in der Stadt und Feste Urach zubrachte.

Schloß Teck.

Die Burg, von der ein Herzogsgeschlecht, ein Zweig der alten Herzoge von Zähringen, seinen Namen genommen, welcher nach Aussterben dieses Geschlechts sammt allen Besitzungen auf die Regentenfamilie von Württemberg übergegangen ist, die jetzt noch Herzoge von Teck heißen, verdient vorzugsweise in unsre Sammlung aufgenommen zu werden, auch abgesehen davon, daß die Lage der Burg als eine der Hauptvorsprünge der Alp und ganz

besonders zum Hauptsitz einer Herrschaft situirt, ihr ein Recht dazu geben.

Schon zu der Zeit, wo der Name Württemberg zum ersten Mal in der Geschichte genannt wird, führte Berthold von Zähringen, Herzog in Kärnthen hier den Krieg gegen König Heinrich IV. in Verbindung mit dem Gegenkönig Rudolph von Rheinfelden. Adelbert, sein Urenkel, brachte den Herzogstitel auf seine Linie und wurde Stammvater der Herzoge von Teck, im letzten Jahrzehent des zwölften Jahrhunderts. Alle umliegenden Güterbesitzer, die Lichtenecker, die Wernau, die Reussen waren Dienstadel dieser Herzoge. Die ganze Gegend, vom Teckberge her über Boll und Dürnau, Lothenberg und Heiningen gegen Göppingen hin, gehörte zu der Teckischen Herrschaft, welche nur durch die Besitzungen der Grafen von Aichelberg durchschnitten wurde. Außerdem besaßen die Herzoge von Teck noch bedeutende Landstriche im Unterland und im Schwarzwald. Am blühendsten scheint dieses Haus zur Zeit des Interregnums gewesen zu sein, nach dem Abgange der Hohenstaufen. Von diesem Zeitpunkt an aber begann es merklich zu sinken. Durch Schulden und Theilungen, Eigenschaften, gerade denen entgegengesetzt, durch welche das Haus Württemberg um dieselbe Zeit emporkam. Diesem würde es noch leichter geworden sein, die Teckischen Besitzungen durch Kauf an sich zu bringen, wenn nicht die Herzoge von Oesterreich es ebenso erwünscht gefunden hätten, ihre schwäbischen Herrschaften bis hieher auszudehnen. Dennoch gelang es der Ausdauer der württembergischen

Grafen, daß ſie auch diejenigen Theile, welche jene ſchon im Beſitz hatten, zu dem Uebrigen erhielten. Bei Erhebung Württembergs zum Herzogthum iſt aber auch Teck mit in den Titel aufgenommen worden.

Einer der Söhne Adelberts I., der ſich zuerſt Herzog von Teck nannte, Berthold, wurde Biſchof von Straßburg und regierte daſelbſt 1220 — 1244; ſein Bruder Konrad I., der auf Burg Teck ſaß, gab ſeinen Anſpruch an das Zähringenſche Erbe zu Gunſten der Hohenſtaufen auf. Beſonders ausgezeichnete Männer ſcheint das Geſchlecht nicht erzeugt zu haben; doch ſtand der Sohn des Vorigen, Konrad II. bei Kaiſer Rudolph in hohem Anſehen und wurde von dieſem oft als Geſandter gebraucht. Nach des Kaiſers Tod erhielt auch er, wie wenigſtens Cruſius ſchreibt, bei der neuen Kaiſerwahl einige Stimmen und nannte ſich nun bis zu ſeinem Tode, 1292, einen erwählten römiſchen König, obgleich in der That nicht er, ſondern Graf Adolph von Naſſau erwählt worden war.

Kurz darauf begann das Geſchlecht zu ſinken und Hermann I. mußte ſchon 1295, weil er ſich anders ſeiner Schuldenlaſt nicht mehr entledigen konnte, Vieles veräuſſern. Konrad III., der Rath des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, wurde 1348 in ſeinem eigenen Hauſe zu München durch Schwigger von Gundelfingen ermordet; Friedrich III. wurde 1360 unter Kaiſer Karl IV. der ihm ſehr gewogen war, Landrath im Schwaben und im Elſaß und erwarb den Beſitz der ihm verpfändeten Herrſchaft Mindelheim. Dadurch, daß er 1369 einen

Angriff der Herren von Hochſchlitz, der Hauptherben der verſtorbenen Grafen von Mindelheim, denen auch der Biſchof Walther von Augsburg beiſtand, glücklich abſchlug; dafür mußte er ihnen bei einem nachherigen Vergleiche ſeine Einkünfte in Owen und im Lenninger Thale überlaſſen; auch trat er 1381 und 1385 ſeine Beſitzungen an und auf der Alp, ſowie auch auf dem Schwarzwald, größtentheils den Grafen von Württemberg, die ihm bereitwillig Geld vorſtreckten, ab, ſo daß ſeinen Söhnen nur noch die Herrſchaft Mindelheim übrig blieb. Friedrich III. hatte auch ſeinen Sitz zu Mindelheim, ſein Bruder Ulrich aber, der eine polniſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte, wurde als ein kluger und gewandter Mann von mehreren Kaiſern in den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht und ſtarb 1432 als oberſter Statthalter Sigismunds in Italien. Von zwei andern Brüdern, die in den geiſtlichen Stand traten, ſtarb Simon als Prior zu Mindelheim, Ludwig aber wurde Patriarch zu Aquileja, führte als ſolcher Krieg mit den Venetianern und ſtarb zu Baſel den 19. Auguſt 1439 während der Kirchenverſammlung als der letzte männliche Sproſſe des teckiſchen Geſchlechts, das einſt ſo angeſehen und reichbegütert geweſen. Die Grafſchaft Mindelheim kam durch Irmengard, eine Schweſter der letztgenannten, Herzogin von der Teck, an ihren Gatten Veit von Rechberg.

Das Begräbniß derer von Teck iſt in dem Chor der Stadtkirche zu Owen. Herzog Ludwig von Württemberg ließ einen Theil öffnen, man fand Schädel und Gebeine von vier Leibern, alle groß und gewaltig; an

einem der Schädel ein Loch, als von einem Kolbenstreich, so groß wie ein Hühnerei. Wahrscheinlich war es der Schädel des 1348 zu München ermordeten Konrads III. Die Grabsteine sind noch in der Kirche zu schauen.

Wie ansehnlich vormals die Teckburg gewesen, beurkunden noch zwei Gemälde, welche die Kirche zu Owen aufbewahrt. Von dem einen gibt unsre Abbildung eine Copie, welche mit den Ruinen und Umgebungen genau verglichen worden ist. Sie bewährt zugleich die Aussicht auf die Gebirge des Lenninger- und des Uracherthals, über welche wir in der Mitte Hohenstaufen, in dem entfernten Hintergrunde links den Rechberg, rechts die Achalm hervorragen sehen.

Der Berg, auf dem die Burg Teck stand, liegt unter dem 48° 36′ der nördlichen Breite, anderthalb Stunden südlich von Kirchheim, gerade über dem Städtchen Owen und hat eine Höhe von 2702 württ. Fuß über der Meeresfläche. Die Figur des Berges ist nicht regelmäßig, aber ganz frei und losgerissen von dem übrigen Alpgebirge. Er erhebt sich zwar über seine Nachbarn, ist aber doch niedriger als die rauhe Alp. Auf der Abend- und Nordseite ist er weit herauf mit Ackerfeld angebaut, weiter oben sind Viehweiden. Die Morgenseite hat von unten an bis zu den Schloßruinen Wald und die Mittagsseite hat Weinbau bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meer. Der Wein gehört freilich zu den geringeren Württembergs. Auf der nördlichen Spitze dieses Berges erhebt sich ein hoher, verwitterter Marmorfelsen, welcher den übrigen Berg be-

herrſcht. Dieſer macht die ſichere Lage des Schloſſes Teck aus, deſſen Alter man nicht erkunden kann. Der Bauart nach iſt die Burg nicht von Römern, ſondern von den alten Bewohnern der Gegend erbaut worden.

Gleich nachdem die Burg Teck württembergiſch geworden war, wurde daſelbſt ein Geſtüte angelegt, das aber ſchon 1415 einging. Der Herzog Karl Alexander wollte das Schloß, das ſich am 3. April 1519 dem ſchwäbiſchen Bund ergab und 1525 von den aufrühreriſchen Bauern unter der Anführung von Hans Wunderer zerſtört worden war, und den Berg wieder befeſtigen und ließ 1738 den Bau einer Kaſerne oben anfangen, ohne ſie jedoch zu vollenden und davon rühren die meiſten noch vorhandenen Ruinen her.

Die nachſtehenden ältern Mauern ſind von einer bewundernswürdigen Feſtigkeit und beſtehen außer ausgehauenen Steinen, innen aus Schutt oder Gußmauern, darin Kalk ſo feſt geworden iſt, als die Steine ſelbſt. Gegen das Städtchen Owen zu ſind die Mauern noch am beſten, da ſtehen auch noch vier Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieſer Seite iſt niedergeriſſen, weil Herzog Karl daſelbſt der Gräfin Franziska von Hohenheim Ausſicht verſchaffen wollte. Hier iſt der Felſen am wenigſten ſteil. Gegen Mittag ſteht ein Thurm halb, innen bedeckt, der vormals ein Gefängniß geweſen, man kann noch hinabſteigen. Dieſe hintere mittägige Seite iſt ſtark beſchädigt. Am meiſten ſind aber die zwei Seiten gegen Mitternacht und gegen Morgen verwüſtet, wo die Mauern bis auf die Fundamente abgetragen ſind. Auf dieſer

mitternächtlichen Seite gegen Kirchheim war das Thor, wo noch jetzt der Eingang ist; ein gut gemachter Weg führt in die Burg hinein.

Die innern Gebäude sind alle verwüstet und von diesen findet man keine Spur mehr. Der innere Raum ist ein großer länglich viereckiger Platz, mit den alten Mauerruinen umgeben. Ein runder, gemauerter Kreis, noch deutlich sichtbar, bezeichnet das Andenken eines Brunnens oder einer Cisterne, die ausgefüllt ist.

Am untersten Rande des großen westlichen Burgfelsen öffnet sich eine hohe und weite, von der Natur gebaute Grotte, das Sybillenloch genannt. Der Weg führt durch den Wald hinab, eines Büchsenschusses Länge, an dem hohen Felsen vorbei; er gewährt den einzigen Standpunkt, von dem aus die Trümmer auf dem schroffen Felsen sich wirklich kühn und pittoresk ausnehmen. Die Höhle selbst, von Waldgesträuch umgeben, ist über Felsen schwer, und weil sie am Abgrund liegt, mit großer Behutsamkeit zu ersteigen. Die Grotte ist von braunen Felsen, die drohend aus der Decke herunterhangen, hoch und schön gewölbt, die Aussicht auf den weiten Westen und die untergehende Sonne aus ihrer dunkeln Einfassung neu und unvergleichlich. Nach einer mächtigen Tiefe verengt sich die Höhle so, daß man auf dem Bauche kriechen muß. Wohin und wie weit sie führt, ist unergründet. Einige meinen mittäglich aufwärts gegen die Burg, wo sich wieder ein längst verschüttetes Loch findet. Die Volkssage führt sie zwei Stunden durch des Berges Eingeweide fort bis nach Guttenberg. An den Eingang

pflanzt die Sage einen großen Hund, den Wächter eines ungeheuren Schatzes. In den Kriegen des sechzehnten Jahrhunderts forschten diesem Schatze spanische und andere Kriegsknechte nach; sie brachten aber nichts Anders mit als zerrissene Kleider. — Den Namen Sybillenloch hat der Höhle ohne Zweifel auch die Volkssage gegeben. Eine Sybille soll hier, als Prophetin und Hexe gehaust haben, und mit feurigem Zauberwagen ins Thal hinabgefahren sein. Auf der Stelle, über die der Wagen in der Ebene fuhr, verdorrt noch bis auf den heutigen Tag Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühjahr erscheint der rothe Strich quer durch das Feld. Das Phänomen ist nicht zu läugnen. Kommt es vielleicht von einem unterirdischen Gang her, der die Felder unterminirt und das Wachsthum hindert?

Gegen Mittag war unter dem Schlosse eine zweite Höhle, die aber jetzt verschüttet ist. Auf der Mittagsseite, am Ende des Bergs ist der gelbe Felsen, einer der höchsten der Gegend und ganz schroff. Hier ist die vom Geschichtschreiber Sattler erwähnte Höhle, das sogenannte Brene-Beutlins-Loch, von welchem gleichfalls eine Volkssage geht und in welches man, wie in ein Kamin hinabsteigt; unten erweitert sich die Höhle. Am Fuß des gelben Felsen ist noch eine Höhle, die durch Zufall entdeckt wurde, 30 Fuß weit und von ansehnlicher Höhe ist.

Markgröningen und der Schäferlauf.

Eine Geschichte aus der Zeit der Städtekriege.

Von

Siegfried Pfaff.

1.

Getheilte Liebe.

Noch nie hat die festliche Zeit des Bartholomäus in den Gröningern stolzere Gefühle erweckt, als im Jahr 1312. Hatten sie doch im Mai dieses Jahres durch ein Bündniß mit den Eßlingern die verhaßte Herrschaft des Wirtenbergers abgeschüttelt, an welchen sie im Jahre 1301 Kaiser Albrecht für 12,000 Pfund Heller verpfändet hatte, und waren wieder eine freie Reichsstadt geworden, wie es sich einer Stadt geziemte, welche einst der Hunnenkönig Etzel zerstört hatte, welche dann von Chlodovaus dem Frankenkönig wieder aufgebaut und von Karl dem Großen mit Vorrechten und dem Wappen eines schwarzen Aars mit sternumkränztem Haupt beschenkt worden war. Selbigen Jahres nun hatte ein hoher Rath der freien

Wohl und Frommen ihrer Zunft in der Herberge zum Leuen verſammelt am Asberger Thor, während die Jugend mit dem Dudelſack noch umherzog, den Rathsherren ein Ständlein zu bringen, zuerſt die uralte Melodie des Schäfermarſches, dann nach Bedarf luſtige oder ernſte Stücklein aufſpielend. Der Anfang wurde natürlich bei dem Bürgermeiſter gemacht, der auf dem Markte wohnte, neben dem Rathhaus, einem hohen Gebäude mit mächtigen Eichenbalken. Und wie der Hans hinter dem geſtrengen Vater hinunterlugte nach den ſchönen Schäfermädchen! Ja als der Vater zum Trunk den Schäfern einen Gulden gab, fügte der Sohn, unter dem Räuſpern des Vaters, einen zweiten hinzu und ſagte, er werde auch ſelber noch auf die Herberge kommen.

Was ſollte auch den Hans an dieſem Glücksabende vor Thorheit ſchützen! Vollends vor Liebesthorheit! Und ſo hatte er ſich denn auch gleich in eine der Schäferinnen verliebt und geſchworen, er müſſe heut Abend noch mit ihr tanzen. Zwar meinte der Vater, er ſolle zu Hauſe bleiben, es ſchicke ſich nicht für ihn, in den Leuen zu gehen, und die Mutter verſicherte, die Eßlinger könnten jeden Augenblick da ſein mit der ſchönen Margarethe, aber Hans ließ ſich nicht halten und ſtürzte in den Rachen des Leuen.

Da ſaßen denn in der einen Stube die alten Schäfer mit wetterharten Geſichtern in ernſter Reihe und griffen fleißig zum Glaſe, aus dem die guten und wahren Gedanken kommen, und ſprachen viel Nützliches und Erbauliches über Hammel, Wolle und Waide; indeſſen

drehten ſich ihre Söhne und Töchter in der Stube nebenan im Tanze in feierlich ernſter Weiſe und dazu tönten Dudelſack und Schalmei ihre ernſtheitern Melodien: da waren manch ſtämmiger Burſche und manch ſonnverbranntes drolles Mägdlein zu ſchauen, die wohl auf einſamer Heide lange ſchon von den Herrlichkeiten dieſes Tages geträumt hatten und jetzt in Seligkeit ſchwamen.

Während ſich Alles im Jubel drehte, ſaß eine der Schäferinnen dort trübſelig in der Ecke. Wollte ſie oder konnte ſie nicht mitmachen? An Tänzern hätte es ihr gewiß nicht gefehlt; denn ſie war unſtreitig die Schönſte; ihre zwar kleine aber zarte Geſtalt zeichnete ſie ſchon vortheilhaft vor den runden Mägdlein aus, ihre Farbe war zwar nicht weiß, doch auch nicht ſo hart braun, wie bei den andern; ſie mochte ſchön ſein, wenn die Wangen blühten, da dieſe aber blaß waren, ſo war ſie das, was unſere Zeit intereſſant nennt. Dazu ein graublaues Auge, das mächtig aufleuchtete, wenn es ſich erhob, und Kraft des Gefühls und des Willens ahnen ließ; aber jetzt war es meiſtens auf den Boden gerichtet.

„Potz Stern, Burſche, luſtig, luſtig, gedreht und gejauchzt!“ rief des Bürgermeiſters Hans, als er in die Tanzſtube trat. „Und wenn ihrs erlaubt, ſo mach' ich auch einen Dreher mit; bin des Bürgermeiſters zu Gröningen Sohn, wer mich nicht kennt!“

Hätte Hans nur irgendwie Etwas merken können oder wollen, ſo hätte ihm in die Augen fallen müſſen, wie wenig ſeine Rede Beifall fand. Halb ſcheu, halb [illegible] wichen die Schäferburſche zurück, nicht ohne zu

zu ſchützen, treibt ihr ſolche Stücklein! Hätte doch der Wirtenberger von ſeinem Asberg herunterfallen und mich mit meinem Vater, dem ehrenfeſten Rathsherrn, aufheben können, wenn dieſer edle Herr nicht uns Geleit gegeben hätte."

Damit wies ſie auf den hinter ihr ſtehenden Ritter hin, der unter ſeinem wohlgedrehten Schnurrbart lachend zwei Reihen weißer Zähne ſehen ließ und rief: „Ei, ſo zeigt mir doch eure Schäfer, Junker Tuler; ich könnte ſie brauchen, um den Wirtenberger ſo von ſeinem Asberg herunterzuwerfen, wie euch aus dem Leuen!"

„Seid ſtill, Herr Götz von Tübingen," unterbrach ihn das Fräulein, „wir Reichſtädter laſſen nicht mit uns ſpotten, und ihr ſeid in unſeren Dienſten, wißt ihr!"

„In euren, Fräulein, ja gewiß!" rief Götz von Tübingen, den damals die Eßlinger zum Krieg wider Eberhard gewonnen hatten, und wollte des Fräuleins Hand faſſen, allein dieſe ſchritt auf den verblüfften Hans zu, reichte ihm ihre Hand und ſagte: „Ei, ſo kommt zu euch, Freund, und ſetzt euch zu uns her! Seht hier, mein Vater, Rathsherr Aſtler von Eßlingen. Ihr habt die beiden alten Herren gerade in wichtigen Staatsgeſprächen unterbrochen. Sie ſprachen über die böſen Zeiten! Ach wir armen jungen Leute, daß die Welt immer ſchlechter wird!"

Der alte Eßlinger hing brummend an: „Leichtſinnig Blut! Weiß Gott, das hat ſie aus den franzöſiſchen Geſchichten von der Magelone und dem Triſtan, die ſie immer lieſt, und ſeit ſie vollends ſelbſt welſch gelernt

und hinter ihren Fabliaux sitzt, ist sie gar nicht mehr zu brauchen!"

„Seid ruhig, Väterchen," sprach das Mädchen, „wohl bin ich zu brauchen, und lese auch Bücher, die zu brauchen sind. Wenn ihrs nur wüßtet!

Sie hatte sich an den Tisch gesetzt und nebenan der Ritter, ihr gegenüber der Junker; während sie nun so sprach, hatte sie dem Junker einen Blick zugeschickt, der ihm heiß und kalt machte, dem Ritter aber mit ihrem zarten Sammtschuh auf den schweren Stiefel getreten, so daß dieser in ihr helles Lachen laut einstimmte.

Der Imbiß erschien und Jedermann ließ es sich wohl schmecken. Der Ritter lobte mit Wort und That den trefflichen Märzwein der Bürgermeisterin, worüber diese höchlich entzückt war; das Fräulein wußte zierlich aus ihrem Glase zu nippen, und der Junker, dem diese Erscheinung etwas Neues war und immer neuer und wunderbarer wurde, saß starrend da und kam in jeder Hinsicht zu kurz.

Endlich war's Zeit zum Aufbruch; der Ritter verabschiedete sich, um ins Lager hinaus nach Asberg zu reiten; die Gäste waren müd und begaben sich zu Bette.

Es war eine schwüle Augustnacht und lang konnte Hans den Schlaf nicht finden, bis endlich ein Gewitter ausbrach und der strömende Regen die dumpfe Luft abkühlte. Da träumte ihm von einem schönen Vogel, der auf einem Baume saß und dem er lockte; dieser flog herzu, aber er setzte sich ihm an die Kehle und sog Blut; der Verwundete ward schwach und sank in ein tiefes

Waſſer; der ſchöne Vogel flog davon und ob ihm ſchwebte eine Taube; der Sinkende rief: Rette mich! Aber die Taube flog davon. Schweißtriefend erwachte er.

2.

Der Hammellauf.

Der Morgen des feſtlichen Tages war erſchienen, und ſchon frühe tönten die Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, um die Einwohner und Gäſte zu wecken. Bald zogen auch noch neue Gäſte von den benachbarten Orten zu den Thoren herein. Herkömmlicherweiſe begaben ſich dann der Schäferobermeiſter unter der Muſik der Ladenpfeifer und mit fliegender Fahne vor die Stadtſchreiberei, um ihren Obmann, den Stadtſchreiber, und die Lade der Zunft auf das Rathhaus abzuholen. Die Fahne wurde hierauf auf dem Rathhaus aufgeſteckt und wehte über den Markt hin, wo ſich ſchon die Menge drängte, beſonders die Schäferburſchen, welche ſich einſchreiben ließen und die farbigen Neſtel von Schafleder in Empfang nahmen, um damit die Hüte zu ſchmücken oder auch die Schäfermädchen zu beſchenken, welche dieſelben in ihre Leibchen neſtelten. Thats der Raum, ſo wagte auch ſchon der und jener mit ſeinem Schatz einen kleinen Dreher, und Jauchzen erfüllte die Lüfte. Endlich ertönte das feierliche Läuten aller Glocken und die Menge ordnete ſich zum Zuge: voraus die wohlbewehrte Stadtwache; dann die fliegende Fahne der Schäfer, getragen vom Stadtſchäfer, welchen die Schäferobermeiſter

mit silbernen Hippen umgaben; hierauf Schäfer und Schäfermädchen, die um den Hammel laufen wollten. An sie schloß sich heute ein besonders festlicher Zug an: Alles nämlich, was irgend ein Aemtlein oder Würdelein in der Stadt besaß, mit seinen Gästen, Vettern und Basen, als da waren wohlgenährte, ehrsame Rathsherren und Zunftmeister und deren Ehegesponsen mit stolz aufgeputzten Töchtern; und obgleich des Reiches Gesetz allzugroße Hoffahrt mit Gold, Gestein und Perlen den Bürgerlichen verbot, so hatten sich die Reichstädterinnen doch mit denselben so beladen, daß mehr als eine arme Edelfrau an dem Schmuck einer einzigen genug gehabt hätte. Wer wollt' es ihnen mißgönnen? Hatten sie's ja und ehrlich durch Gewerb und Handel der Männer erworben. So gings denn in die Kirche, um Gott den Anfang des Tages zu weihen und die Messe zu hören. Nachdem diese vorbei war, betrat der Geistliche die Kanzel und hielt eine Rede, welche er also begann:

Als uns vermeldet wird, ihr Lieben, war einmal ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht mit Namen Bartholomäus. Derselbige Knecht ward berüchtigt vor seinem Herrn, daß er Schafe aus der Heerde verkaufe und das Geld für sich behalte. Dieß verdroß den Grafen sehr; denn er hatte seinen Bartle bisher immer treu erfunden, und wollte nicht glauben, was man von ihm sagte. Er schickte sich daher an, zu reisen über Land, kam aber als Mezger verkleidet zurück und ging selbst hinaus auf das Feld zu dem Knecht und wollte sehen, ob er von ihm Schafe bekäme. Er bat

murmeln: Was will denn der Junker hier? Soll gehen, wo Fräulein ſind! Aber Hans trat gerade auf die oben beſchriebene Schäferin zu, nachdem er den Muſikanten ein Geldſtück zugeworfen, und rief:

„Heida! Habt mir ja die ſchönſte übrig gelaſſen. Ein Stücklein beſonders, Muſikanten, für mich und meinen Schatz da! Geblaſen und gepfiffen! Heida!“

Die Schäferin blickte ihn kurz an und ſagte: „laßt es, Junker, es iſt nicht fein, daß ihr meiner ſpottet.“

„Potz Element,“ platzte der feurige Werber heraus, „heute ſpröde thun, am Hammellauf! Nichts da! dazu iſt man nicht hieher gekommen; auf, Jungfer, auf da!“

Und ſchon wollte er ſie mit Gewalt packen, als ein Hinderniß dazwiſchen trat. Der Lärm war bis in die Nebenſtube gedrungen und ein alter Schäfer ſtellte ſich jetzt vor den Junker und ſagte zu ihm:

„Laßt das unterwegs, Herre! Wenn ihr in Ehren tanzen wollt, ſo geht zu eures Gleichen. Wollt ihr Unehre, ſo ſeid ihr am unrechten Platz; bei uns gilt Zucht und Sitte, und Gleich und Gleich vergnügt ſich nur, der Störenfried geht fremde Spur. Darum, mit Verlaub, dies Mädchen iſt meine Tochter, alſo laßt [redacted]

„Ei, was da! Ein Tanz in Ehren! Ein Tanz, Jungfer; denn wahrlich ihr ſeid die ſchönſte auf dem ganzen Schäfermarkt; darum will ich mit euch tanzen!“

Damit ſchob er den Schäfer auf die Seite und wollte nochmals das Mädchen faſſen, als er ſelber ſich unſanft am Hemdkragen gepackt fühlte.

„Wollt ihr Fried geben, Junker,“ rief ihm ein

Schäferburſche zu, mit zornfunkelnden Augen und ſtrack aufgerichtet. Zwar war ſeine Geſtalt nicht über Mittelgröße, aber die ſchlanken Glieder verriethen ebenſo Kraft wie Gewandtheit.

„Hol dich der Henker!“ ſchrie nicht minder zornig jetzt der Junker und führte einen Schlag nach ihm. Allein der Schäfer wich ſchnell aus, und dieſe Gewaltthat des Eindringlings war das Signal für den Ausbruch des zurückgehaltenen Grolls. Kräftiglich gepackt, wußte er nicht, was ihm geſchah, ſo ſchnell war er hinunter ſpedirt auf die Straße, wobei ſeine Kleider nicht eben geſchont wurden.

Was war zu thun? Er rannte racheſchnaubend heim zum Vater, ſtürzte ins Zimmer und erzählte demſelben haſtig ſeine Geſchichte, ohne beim Licht der Lampe zu bemerken, daß derſelbe nicht allein im Zimmer ſei, bis ihm ein Kichern fremde Gäſte verrieth und ihn noch mehr aus der Faſſung brachte.

„Geſchieht dir Recht,“ rief der Vater. „Wer mir den Burgfrieden bricht, den werf ich hinaus; hab dirs geſagt, du ſollſt nicht hingehen. Und da, ſaubrer Sohn, mach die Aufwartung unſeren Gäſten, die einſtweilen gekommen ſind, ſchäm dich, Lotterbube!“

Und zugleich trat, in ſchönſtem Putze, aus dem Erker des Zimmers ein zierliches, hochgewachſenes Fräulein ihm entgegen, ihre großen ſchwarzen Augen unter den langen Wimpern ſpöttiſch und kokettirend auf ihn richtend und ſprach: „Ei, ei, Junker! Statt euren Gäſten entgegenzureiten, um ſie bei dieſen unruhigen Zeitläuften

zu ſchützen, treibt ihr ſolche Stücklein! Hätte doch der Wirtenberger von ſeinem Asberg herunterfallen und mich mit meinem Vater, dem ehrenfeſten Rathsherrn, aufheben können, wenn dieſer edle Herr nicht uns Geleit gegeben hätte."

Damit wies ſie auf den hinter ihr ſtehenden Ritter hin, der unter ſeinem wohlgedrehten Schnurrbart lachend zwei Reihen weißer Zähne ſehen ließ und rief: „Ei, ſo zeigt mir doch eure Schäfer, Junker Tuler; ich könnte ſie brauchen, um den Wirtenberger ſo von ſeinem Asberg herunterzuwerfen, wie euch aus dem Leuen!"

„Seid ſtill, Herr Götz von Tübingen," unterbrach ihn das Fräulein, „wir Reichſtädter laſſen nicht mit uns ſpotten, und ihr ſeid in unſeren Dienſten, wißt ihr!"

„In euren, Fräulein, ja gewiß!" rief Götz von Tübingen, den damals die Eßlinger zum Krieg wider Eberhard gewonnen hatten, und wollte des Fräuleins Hand faſſen, allein dieſe ſchritt auf den verblüfften Hans zu, reichte ihm ihre Hand und ſagte: „Ei, ſo kommt zu euch, Freund, und ſetzt euch zu uns her! Seht hier, mein Vater, Rathsherr Aſtler von Eßlingen. Ihr habt die beiden alten Herren gerade in wichtigen Staatsgeſprächen unterbrochen. Sie ſprachen über die böſen Zeiten! Ach wir armen jungen Leute, daß die Welt immer ſchlechter wird!"

Der alte Eßlinger hing brummend an: „Leichtſinnig Blut! Weiß Gott, das hat ſie aus den franzöſiſchen Geſchichten von der Magelone und dem Triſtan, die ſie immer lieſt, und ſeit ſie vollends ſelbſt welſch gelernt

und hinter ihren Fabliaux sitzt, ist sie gar nicht mehr zu brauchen!"

„Seid ruhig, Väterchen," sprach das Mädchen, „wohl bin ich zu brauchen, und lese auch Bücher, die zu brauchen sind. Wenn ihrs nur wüßtet!

Sie hatte sich an den Tisch gesetzt und nebenan der Ritter, ihr gegenüber der Junker; während sie nun so sprach, hatte sie dem Junker einen Blick zugeschickt, der ihm heiß und kalt machte, dem Ritter aber mit ihrem zarten Sammtschuh auf den schweren Stiefel getreten, so daß dieser in ihr helles Lachen laut einstimmte.

Der Imbiß erschien und Jedermann ließ es sich wohl schmecken. Der Ritter lobte mit Wort und That den trefflichen Märzwein der Bürgermeisterin, worüber diese höchlich entzückt war; das Fräulein wußte zierlich aus ihrem Glase zu nippen, und der Junker, dem diese Erscheinung etwas Neues war und immer neuer und wunderbarer wurde, saß starrend da und kam in jeder Hinsicht zu kurz.

Endlich war's Zeit zum Aufbruch; der Ritter verabschiedete sich, um ins Lager hinaus nach Asberg zu reiten; die Gäste waren müd und begaben sich zu Bette.

Es war eine schwüle Augustnacht und lang konnte Hans den Schlaf nicht finden, bis endlich ein Gewitter ausbrach und der strömende Regen die dumpfe Luft abkühlte. Da träumte ihm von einem schönen Vogel, der auf einem Baume saß und dem er lockte; dieser flog herzu, aber er setzte sich ihm an die Kehle und sog Blut; der Verwundete ward schwach und sank in ein tiefes

Waſſer; der ſchöne Vogel flog davon und ob ihm ſchwebte eine Taube; der Sinkende rief: Rette mich! Aber die Taube flog davon. Schweißtriefend erwachte er.

2.

Der Hammellauf.

Der Morgen des feſtlichen Tages war erſchienen, und ſchon frühe tönten die Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, um die Einwohner und Gäſte zu wecken. Bald zogen auch noch neue Gäſte von den benachbarten Orten zu den Thoren herein. Herkömmlicherweiſe begaben ſich dann der Schäferobermeiſter unter der Muſik der Ladenpfeifer und mit fliegender Fahne vor die Stadtſchreiberei, um ihren Obmann, den Stadtſchreiber, und die Lade der Zunft auf das Rathhaus abzuholen. Die Fahne wurde hierauf auf dem Rathhaus aufgeſteckt und wehte über den Markt hin, wo ſich ſchon die Menge drängte, beſonders die Schäferburſchen, welche ſich einſchreiben ließen und die farbigen Neſtel von Schafleder in Empfang nahmen, um damit die Hüte zu ſchmücken oder auch die Schäfermädchen zu beſchenken, welche dieſelben in ihre Leibchen neſtelten. Thats der Raum, ſo wagte auch ſchon der und jener mit ſeinem Schatz einen kleinen Dreher, und Jauchzen erfüllte die Lüfte. Endlich ertönte das feierliche Läuten aller Glocken und die Menge ordnete ſich zum Zuge: voraus die wohlbewehrte Stadtwache; dann die fliegende Fahne der Schäfer, getragen vom Stadtſchäfer, welchen die Schäferobermeiſter

mit silbernen Hippen umgaben; hierauf Schäfer und Schäfermädchen, die um den Hammel laufen wollten. An sie schloß sich heute ein besonders festlicher Zug an: Alles nämlich, was irgend ein Aemtlein oder Würdelein in der Stadt besaß, mit seinen Gästen, Vettern und Basen, als da waren wohlgenährte, ehrsame Rathsherren und Zunftmeister und deren Ehegesponsen mit stolz aufgeputzten Töchtern; und obgleich des Reiches Gesetz allzugroße Hoffahrt mit Gold, Gestein und Perlen den Bürgerlichen verbot, so hatten sich die Reichstädterinnen doch mit denselben so beladen, daß mehr als eine arme Edelfrau an dem Schmuck einer einzigen genug gehabt hätte. Wer wollt' es ihnen mißgönnen? Hatten sie's ja und ehrlich durch Gewerb und Handel der Männer erworben. So gings denn in die Kirche, um Gott den Anfang des Tages zu weihen und die Messe zu hören. Nachdem diese vorbei war, betrat der Geistliche die Kanzel und hielt eine Rede, welche er also begann:

Als uns vermeldet wird, ihr Lieben, war einmal ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht mit Namen Bartholomäus. Derselbige Knecht ward berüchtigt vor seinem Herrn, daß er Schafe aus der Heerde verkaufe und das Geld für sich behalte. Dieß verdroß den Grafen sehr; denn er hatte seinen Bartle bisher immer treu erfunden, und wollte nicht glauben, was man von ihm sagte. Er schickte sich daher an, zu reisen über Land, kam aber als Mezger verkleidet zurück und ging selbst hinaus auf das Feld zu dem Knecht und wollte sehen, ob er von ihm Schafe bekäme. Er bat

dagegen, der Graf, war zwar nur Einer, aber ein erprobter Kämpe und wußte, was er wollte.

Indeſſen hatten die Zuſchauer Platz gefunden und die Schäfer und Schäferinnen ſich am Ende der bezeichneten Bahn von 300 Schritten aufgeſtellt, die ſich mit ihren böſen Stoppeln zwiſchen ihnen und den zwei ſchimmernden Kronen von Meſſing, mit Roth gefüttert, die dort vor dem Bürgermeiſter Tuler lagen, ausdehnte. Die Burſche ſprangen zuerſt und aller Augen waren auf das ſchnell entfliehende Schauſpiel gerichtet; auf hohem Roſſe ſprengte ihnen Hans Tuler voran. Aber einer der Schäfer und zwar gerade der, welcher den Junker geſtern Abend am Kragen gepackt hatte, gab dem ſchnellen Roſſe nichts nach; raſch glitten ſeine Füße über das rauhe Feld und die elaſtiſchen Zehen warfen ihn leicht wieder in die Höhe, ohne daß er jedoch ſo koloſſale Sprünge machte, wie manche ſeiner Nebenbuhler, die dadurch freilich ſich nicht ſehr förderten. Ein Juchſchrei und er hielt die Krone, während die Zuſchauer in ſeinen Jubel mit einſtimmten und die andern Läufer trübſelig heranhinkten. Das Spiel wiederholte ſich mit den Mädchen: zwei derſelben, die beiden größten, gewannen bald einen Vorſprung und ſetzten alle ihre Kräfte daran, jede die erſte zu werden, als ſchon nahe am Ziel plötzlich eine dritte kleine, die ſich bisher geſchont hatte, all ihre Schnelligkeit einſetzte und den beiden zu ihrem großen Verdruß den Rang ablief; tiefathmend ſtand ſie zwei Schritte vor jenen am Ziel und lachend ſetzte der Bürgermeiſter ihr die Krone auf. Ihre Wange glühte, ihre Augen blitz

ten und kaum konnte man in ihr jetzt das bleiche Mädchen erkennen, welches gestern Abend so stumm in der Ecke des Leuen saß. Aber nicht lange durfte sie ruhen: denn kaum war der Beifallsruf der Zuschauer verschollen, als laut die Töne des Dudelsacks und der Schalmei hervorbrachen und der Sieger auf die Siegerin zustürzte und sie zum Tanze umschlang, während die übrigen Schäferburschen und Mädchen folgten, ihr Unglück vergessend.

„Hast's brav gemacht, Lise, hast's brav gemacht!" flüsterte der Schäferkönig seiner Königin zu. „Gewiß, es geht noch Alles gut!"

„Wohl, Stephan, aber jetzt laß mich los oder ich falle um," antwortete sie, sich seinen Armen entwindend.

„So ruh ein wenig, ich hol mir derweil eine Andere," rief er und schritt auf die Tribüne zu, wo in der vordersten Reihe Margaretha Astler saß; und wer konnte vor deren Glutaugen vorbei kommen? An sie wandte sich daher auch Stephan und sie folgte ihm nach alter Sitte zum Tanz.

Von seinem Rosse herab sah Hans zu und biß sich in die Lippen; neben ihm hielt Götz von Tübingen, der auch zu dem Hammellauf gekommen war, und schlug eine helle Lache auf.

„Bei unserer lieben Frauen, Junker," wandte er sich an Hans, „da seht ihr sie, die verstehts! Aber ihr macht ein so bittres Gesicht, als nähmt ihr es dem Fräulein übel. Was da! Ein König geht über uns, Junker Tuler."

„S' ist so Brauch," sagte Hans kleinlaut, „Keine

darfs abſchlagen, wenn der Schäferkönig ſie zum Tanze aufzieht."

Indeß war ein alter Schäfer zu den Tanzenden hinzugetreten und rief: „Ei, du leichtſinniges Volk! den Hammel, das Beſte, vergeßt ihr ganz!"

Der Hammel, mit Bändern geſchmückt, wurde herbeigebracht und das Siegespaar nahm ihn in die Mitte; der Zug ſchaarte ſich, wieder in die Stadt zu kehren; aber für das Volk harrte noch ein Hauptſpaß. Von den den Zug begleitenden Reitern wurden Neſtel ausgeworfen, um welche ſich, wer Luſt hatte, balgte, während die Andern unter Gelächter zuſahen.

In die Stadt zurückgekehrt, vertheilte ſich die Menge in ihre Herberge und zu ihren Gaſtfreunden, und jetzt war die große Stunde gekommen, wo die wackern Gröningerinnen ihre Lorbeeren ernten ſollten; die Brätlein und die Torten kamen zum Vorſchein, und ſelbſt der blaſſe Neid mußte geſtehen, daß es an Nichts fehlte, weder an Güte noch an Menge. Auch perlte edler Wein in den Bechern, eigen Gewächs, dem die Sonne an den ſteilen Ufern der Glems gereift hatte, vom beſten Jahrgang, daß er keinem Neckarwein etwas nachgab.

Während ſo die, welche Geld und gute Freunde hatten, ſich gütlich thaten, ſoviel die Kehle und der Magen vermochten, wie gings aber den Armen, denen beides gebrach? Auch für ſie war geſorgt: die Pforten des Spitals zum heiligen Geiſt thaten ſich auf und der Prior erſchien an der Schwelle, indem er den Dürftigen hinausrief: „Kommt herein, was Platz hat, und eßt euch

ſatt." Freilich ſtand hinter dem dicken freundlichen Manne mit böſem Geſichte der hagre Kellermeiſter, und als die Menge der Zuſtrömenden zahlreicher wurde, zupfte er den Prior bedeutſam an der Kutte.

„Ei laß das, Bruder Salomo," erwiederte aber dieſer, „heut ſollen ſie ſich Alle freuen. S' hat auch gereicht, als der Herr Jeſus die 3000 ſpeiste, ſo wird's auch bei uns reichen, er wird's ſegnen."

3.

Ein ſtilles Stündlein.

Mitten unter dem Rauſchen und Toben eines Feſtes, iſt's nicht da ſchon manchem von meinen Leſern gekommen, daß er hätte gern allein ſein mögen, um ſeinem Herzen, das in ihm unruhig ward, in der Stille Gehör zu geben? Hat er ſich dann nicht oft ein ſtilles Stündlein und ein einſames Plätzlein gewünſcht?

So war es auch unſerer Schäferkönigin gegangen und unter dem Tumult, der jetzt im Leuen herrſchte, war es ihr leicht geworden, ſich wegzuſchleichen und zum untern Thor hinauszukommen, das der Glems zuführt; dort wandte ſie ſich links, wo ſich auf einer mäßigen Felſenhöhe ein Rafenplatz erhebt, mit Linden bepflanzt, der Binſenberg mit Namen. Unter einer der Linden ließ ſie ſich nieder und ſchaute traurig hinab ins Thal zu den grünen Waiden, welche das Flüßchen einfaſſen, zu den Stoppelfeldern drüben und den hoffnungsvollen Weinbergen hüben, beſonders traurig aber in den trüben

Weiher, der ſich unter den Felſen ausbreitet. Was iſt es, das ein Mädchenherz beſchwert? Liebe natürlich, Liebe, die ſo ſchön angefangen hatte und ſo böſe enden wollte!

Aus dieſen Träumereien wurde ſie plötzlich aufgeſchreckt durch eine helle Stimme.

„Ei, ei! da ſitzt die Jungfer und bläst Trübſal! Wird's wohl erlaubt ſein, ſie zu ſtören?"

Sie ſchrack zuſammen und wandte ſich um:

„Ei, Stephan, wie erſchreckſt du mich! Und ſpotteſt auch noch? du haſt's nöthig." Und ſchluchzend bedeckte ſie die Augen.

Aber der Burſche umſchlang ſie, drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und ſagte in ſanftem Tone: „S' wird Alles gut gehen, mein Herz! Haben doch wir beide beim Hammellauf das Krönlein gewonnen, und das iſt mir ein Zeichen, daß Alles gut gehen wird. Ich glaube feſt daran."

„Wohl Stephan, aber wie?" fragte das Mädchen zu ihm aufſchauend. „Mein Vater wird dir nie wieder gut werden, niemals! Warum haſt du das gethan, Stephan? den Eßlingern, dem übermüthigen Städtervolke, den Waſſerteichel gezeigt, der ins Stift zu Beutelſpach führte, daß ſie deſſen Herren wurden und hausten darin, wie die Teufel. Ja das haſt du, Stephan, deinen Herrn und Grafen haſt du — verrathen!"

Der Burſche wandte ſich ab, knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fäuſte; das Mädchen ſah troſtlos vor ſich nieder.

„Will's gut machen, will's wieder gut machen, ſo mir Gott hilft.“ rief er endlich. „Komm, geb mir deine Hand, Liſe.“

„Gutmachen, wie? Gutgehen, wie? Ja wenn dich der Graf bekommt, ſo iſt es aus mit dir! O Stephan, Stephan!“ Und weinend barg ſie ihren Kopf in ihrer Schürze.

Nur Eines ſag mir, Liſe, nur Eines! Ich will geſtehen, dir geſteh ich's, ich bin ein ſchlechter Kerl geweſen, aber vergib mir, vergib du mir, Liſe.“

Dieſe richtete ſich auf, ſah ihn traurig an und ſchüttelte das Haupt.

„Vergib mir, Liſe, du mußt mir vergeben, ich that's dir zu lieb!“ rief der Burſche und ſtampfte auf den Boden.

„Mir zu lieb?“ ſchrie ſie auf und ſetzte tonlos dazu: „dem Teufel zu lieb!“

„Hör mich an, Liſe, hör mich an! Sieh, ich bin ein armer Teufel, du biſt des reichen Schäfers Tochter zu Seeburg und als Knecht war ich in deines Vaters Hauſe. Er war ein braver Mann und hatte mich lieb wie ſeinen Sohn, und half mir, wo er konnte, und ich lernte mein Handwerk und dachte, ich könne es auch noch zu etwas bringen. Und ich that, was ich konnte, denn du gingſt mir im Kopf herum, und ich merkte, daß du mich auch gern hatteſt, ſo ſagten wir's endlich einander! Aber mir war's immer ſo ſchwer, daß ich arm war und gar nichts hatte, dir nichts geben konnte. Da traf ſich's, daß ich zu der Zeit in meiner Heimath

Beutelspach war, als die Eßlinger heranzogen. Die lagen vor dem Stift, aber sie gewannen nicht viel. Ich dacht so bei mir: Ihr Narren, wenn ihr wüßtet, was ich weiß! Und so fuhr der Teufel in mich, der sagte: Stephan, hier kannst was verdienen. Ich ging hin und sagt' ihrem Hauptmann, für Geld woll' ich ihm ein Heimliches sagen, daß sie das Stift bald hätten. Er lachte mich anfangs aus, bald aber warf er vier Goldgulden auf den Tisch und sagte: Nun, die sind dein, aber erst, wenn du geredt hast und dein Sach ist was nutz. Da sagt' ich's ihm mit den Teicheln, worauf er hell lachte und mir das Geld gab; und nun mußt ich ihm die Gelegenheit weisen. Darauf ging ich mit dem Gelde nach Eßlingen und kaufte ein schön Tuch zu einem Leibchen für dich, aber s' wollte mir schon nicht mehr recht wohl sein. Und als ich wieder zu deinem Vater kam, siehe da war's schon ruchbar, wie die Eßlinger zu Beutelspach gewirthschaftet, und daß ein Hirt es ihnen verrathen hatte. Dein Vater fragte mich: Warst du's? und ich wurde feuerroth. Da hetzte er mich mit Hunden davon! O Lise, Lise! — Als ich wieder an den Neckar kam, warf ich das Tuch hinein und rief: da habt ihr's wieder, ihr vermaledeiten Eßlinger! — O Lise, Lise! O wenn ich todt wäre!"

Er warf sich zu Boden, indem er sich die Haare ausraufte.

Das Mädchen hatte ihm ruhig zugehört und sagte jetzt langsam: „In den Neckar geworfen! Und hatteſt also erst gar nichts davor, armer Tropf!"

Dann trat sie zu ihm und sagte tröstend: „Steh auf, Stephan, steh auf! Was machst du?“

„Du vergibst mir nicht, du vergibst mir nicht, Lise,“ rief er, das Gesicht abwendend, „ich stehe nicht auf.“

„Ei so steh auf,“ rief sie ärgerlich, „ich vergebe dir ja!“ Und als er sich fragend ihr zukehrte, fuhr sie fort: „Es war bös von dir, Stephan, bös und dumm! Aber du bist genug gestraft. Darum sei ruhig und merk dir's für ein ander Mal. Zwar weiß ich nicht, wie's wieder ins Geleis kommen soll, aber kommt Zeit, kommt Rath; vielleicht vergißt man's. Aber sei ruhig, Stephan, s' wird gut gehen! Gott wird dir auch wieder helfen!“

„Wird es? Wird er?“ rief jetzt Stephan, sie heftig umschlingend. „O du mein Herzensmädchen, glaubst du's?“

Ihre Augen hingen an den seinen, und sprachen ein kräftigeres Ja, als der Mund gekonnt hätte. So standen sie eine Weile, der wieder gefundenen Liebe sich freuend, als plötzlich ein lautes Getöse vom Platze des Hammellaufs her sie auseinander schreckte. Sie eilte in die Stadt zurück, er dem Lärmen nach.

4.

Volksjubel.

Nachdem im Essen das Gehörige geleistet war, sollte es am Schluß des Tages zur Verdauung noch an ein Tänzlein gehen: dazu war für die Vornehmen der Saal des Rathhauses eingeräumt, während das Volk wieder

hinausſtrömte, zum Platze des Hammellaufes, um dort in Gottes freier Natur ſich auf den Stoppeln zu vergnügen. Auch waren dort Getränke hinausgeführt worden, um denen auszuſchenken, die etwa noch Durſt verſpürten, und dazu hatten die Gröninger nicht gerade vom Beſten genommen, wie das von alten Zeiten her gebräuchlich iſt, daß man den vollen Köpfen und Mägen einen Sauren vorſetzt, was beiden zuträglicher ſein ſoll. Um den Ring der Tanzenden hatten ſich ſo verſchiedene Gruppen gelagert, und da die Zungen gelöst waren, fehlte es nicht an lautem und eifrigem Geſpräch. Beſonders war es der ſchon erwähnte Eßlinger Zunftmeiſter Konrad Haſenzagel, welcher eine zahlreiche Zuhörerſchaft um ſich verſammelt hatte. Kein Wunder! denn er behandelte das Thema, das ſchon ſo oft beſprochen, ſo ſelten aber in Wirklichkeit geſetzt worden iſt, Volksbeglückung, Freiheit und Gleichheit. Es war nämlich die Zeit in Deutſchland, daß die Gewerbe immer mehr in die Höhe kamen und die Zünftigen in den Städten laut forderten, gegenüber den alten Geſchlechtern ſolle man ihnen auch Antheil an dem Gemeinweſen geben; ja mehrfach hatten ſie ſolchen durch ihre Zunftmeiſter ſchon erhalten. Ein ſolcher war Konrad Haſenzagel, ſeines Zeichens Tuchſcheerer, und in ihm lebte das Vollbewußtſein des neu aufſtrebenden Bürgerſtandes, deſſen Evangelium er Jedem, der da hören wollte, verkündigte, die Zunge häufig anfeuchtend.

„Was!“ hub er wieder an, „ſind wir nicht Narren? Wer ſchafft Speiſ' und Getränk? Ihr, die Bauern,

Wer ſchafft Gewerk und Geräth? Wir, die Handwerker! Wozu braucht's Jemand mehr? Wozu die Adeligen? daß ſie uns und euch die Wolle ſcheeren! O wir Narren! hinunter müſſen ſie und wenn ſie nicht hinunter wollen, ſo müſſen ſie hinaus!"

„Ihr habt Recht, Zunftmeiſter, aber wie?" warf ihm einer der Umſtehenden ein.

„Wie, Narr? Du weißt nicht, was hinunter heißt oder hinaus? Am Kragen packt man da Einen, oder noch beſſer, am Beutel! Was da! Wir zu Eßlingen ſind ſchon hart hinter den Geſchlechtern und der Kaiſer iſt für uns, die Zünfte, ich weiß es, den ärgſten haben wir ſchon fort, den Wirtenberger! haben wir ihm nicht den Hahn aufgeſteckt auf ſeinem Schlößlein! Heida, das war luſtig! Mit ihm fangt man an und dann geht's fort."

„Noch ſitzt er drüben auf dem Asperg!" wendete ein Bäuerlein ein.

„Ja, wohl ſitzt er, wie die Maus in der Falle; bald werden wir ihn haben; das Berglein wird auch nicht zu hoch ſein, daß wir's nicht nehmen könnten."

„Aber ihr nehmt es doch nicht, Konrad Haſenzagel," ſpottete ein Eßlinger Reiſiger, der vom Lager vor Asperg herüber gekommen war. „Hab ich euch doch dort vor des Wirtenbergers Burg unter den Erſten laufen ſehen, und hätten des Grafen Leuten lieber gekämpft, als die Taſchen der Gefallenen und die Zelte des Lagers ausgeleert, ſo ſtünde ſein Schlößlein noch heute!"

Haſenzagel war über dieſe Rede dunkelroth gewor-

den, hatte einen tiefen Schluck gethan und begann jetzt: „Ich laufen? das lügst du! Wir zogen uns zurück, um sie in die Falle zu locken und nachher uns über sie herzumachen; das verstehst du, Zwiebel, freilich nicht. Ich aber weiß, was Kriegesbrauch und Feinheit ist.“

„Mit dem Wirtenberger hat er Recht,“ sagte jetzt ein Gröninger. „Es ist ein gewaltthätiger Herr, wohl hat er uns Schaden gethan und uns vor seine Gerichte geschleppt, die stets gegen uns sprachen, während wir unserer Stadt und des Kaisers Gericht hatten.“

„Ei, so werft ihn hinaus!“ schrie Hasenzagel. „Ihn und die Andern!“

„Wie aber, wie?“ riefen jetzt Mehrere zusammen. „Das will ich euch sagen,“ schrie Hasenzagel, und indem er seinen Humpen faßte, schritt er hin zu der Tribüne, wo am Morgen die Vornehmen gesessen waren. Viel Volk schaarte sich herum und er begann also:

„Wer war zuerst, der Herr oder der Knecht? Als der Urvater Adam lebte, gab's da auch Herren? Nein, ich Schweiß seines Angesichtes mußte Jeder seinen Acker bauen und sein eigener Knecht sein, und so war's recht. Aber nachher, da kamen die Tyrannen, die zwangen die Andern, für sie zu arbeiten und frohnen, und sie lebten in Saus und Braus und höhnten ihre Knechte noch. War das wohl auch recht? Ei, da ist es etliche Mal geschehen, daß die Knechte losschlugen und die Herren fortjagten, und so sollten sie's immer machen. Und nun saget mir, wer braucht den Andern, der Herr den Knecht, oder der Knecht den Herrn? Wer schafft Nahrung her,

Leibesnothdurft und Kleidung für die Herren? Wir, die Knechte. Und was haben wir zum Dank von ihnen? Den Druck und den Spott. Warum? Sie wissens wohl, daß wir ohne sie sein könnten, aber sie nicht ohne uns, darum wollen sie uns hinunterdrucken, dumm sollen wir arbeiten, nichts haben und nichts wissen, sondern schnarrmaulen. Ei, hab ich nicht recht?"

Ein lebhafter Beifallsturm folgte dieser Rede, von Wenigen anfangend, aber bald sich zur Mehrzahl fortpflanzend; denn die Scheu war gelöst.

„Freilich sagen sie, wir brauchen sie, die Herren, zum Regieren, das verstehen wir nicht. Ei ja doch? Haben sie den Verstand gepachtet? Gibts nicht auch dumme bei ihnen? Und hat einer weniger Grütz im Kopf, weil er eines Bauren Sohn ist, als wenn er eines Edelmanns wäre. Wohl, Ein's können sie, Lügen und Trügen und Rauben! Warum können sie's? Weil's dumme Leute gibt, die sich belügen, betrügen und berauben lassen. Und diese dummen Leute, Mannen, kennt ihr sie? die sind wir."

Ein schallendes Gelächter, zum Theil ein wildes Geschrei bezeugte dem Redner, daß er Fortschritte machte.

„Ja, dumme Leute sind wir, wenn wir uns länger schinden lassen!" fuhr er heftiger fort, als der Lärm sich gelegt hatte. „Und warum schinden sie uns? Weil Bürger und Bauer nicht zusammenhält! Halten wir zusammen, so ist's aus mit ihnen. Wie ist's dem Wirtenberger gangen, dem stolzen Grafen? Unser, der Eßlinger, sind seine Städte worden, der Kaiser hat ihn

geächtet, wir ſind in der Macht, und wenn wir wollen, ſo bleiben wir's auch und werfen ihn vollends zum Lande hinaus. Seht dort drüben, dort hält er ſich verſteckt hinter ſeinen Thürmen. Aber heraus, herunter ſoll er, heut noch. Voran Bürger und Bauern! das ſei unſer Wahrzeichen, wenn wir ihn herabjagen, daß wir nicht mehr die Dummen ſind, daß unſere Knechtſchaft aus iſt. So mein' ich, Leute, wer's beſſer weiß, der rede!"

Die Hitzigſten hatten ſich ſchon in die Nähe des Redners gedrängt und ſchrieen aus Leibeskräften: „Er hat Recht, er hat Recht! Hinüber zum Asberg! Fort mit dem Wirtenberger!" da drängte ſich trotz aller Püffe der alte Schäfer von Seeburg durch die Reihen, gewann einen Platz, und, nachdem Ruhe war, begann er:

„Ich bin ein Schäfer, lieben Leute, und wollt euch nur ein klein Geſchichtlein erzählen. Es war einmal ein Schäfer, der hatte viele Schafe und einen treuen Hund. Da er nun über Land mußte, gab er dem Hunde ſeine Heerde zu hüten und zog fort. Dieſer hütete der Heerde treu. Aber als die Schafe ſahen, daß der Herr fort war, da thaten ſie ſich zuſammen und rathſchlagten, den Hund abzuſetzen, damit ſie frei wären. Und ob dieſer gleich ſtieß und biß, fort mußte er, denn die Hämmel zerrten und ſtießen ihn tüchtig. Als aber der Hund weg war, da lief ein Schaf dorthin, das andere dahin, und ſie bekamen Streit untereinander und ſtießen ſich und der Wolf fraß viele und gingen elend zu Grunde. Und ſo, lieben Leute, wie die Schafe, wollt ihrs, dunkt es mir, auch machen. —"

„Schafe nennt er uns," schrieen jetzt Einige. „Herunter mit ihm? Uns, freie Leute, Schafe heißen. Er ist selbst ein Schaf!"

Die republikanische Redefreiheit zeigte sich auch hier: Der arme Schäfer wurde tüchtig gezaust und herabgerissen, weil er sprach, was der Menge nicht gefiel. Diese aber wurde durch die verunglückte Rede nur noch hitziger; schon schwangen Einige ihre Seitenwehren und „Leitern holen," hieß es, „nach dem Asberg," rief es und es fehlte nicht an solchen, die das Feuer schürten, bis sich die Menge in Bewegung setzte, die meisten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, „den Andern" folgend, während sie doch selbst auch „Andre" waren, denen man folgte, viele auch aus Neugier, was daraus entstehen werde.

5.

Der Sturm auf Asberg.

Die Meisten der Anwesenden hatten nach alter deutscher Sitte und, da ohnedieß die Zeitläufe kriegerisch waren, Waffen bei sich; was fehlte, wurde auch noch zum Theil herbeigeschafft; dazu Leitern mitgeschleppt und Holzstücke, um den Graben auszufüllen und die Mauern zu ersteigen. Als Feldherr, der seine Soldaten kannte, hatte Hasenzagel befohlen, es sollten auch einige Fässer Wein mitgehen, und so wälzte sich der Zug in toller Unordnung der Burg zu. Die Nachricht davon war auch

bald aufs Rathhaus gedrungen und hatte dort nicht die größte Freude erregt.

„Der Haſenzagel," rief der Eßlinger Rathsherr Aſtler, „der bleibt doch ein Narr. Was richtet er uns da wieder an? Ja, ja, den Zünftigen iſt der Kamm recht geſchwollen, und es wäre mir ganz Recht, wenn der Graf drüben dem Volke einen rechten Treff gäbe."

„Aber s' ſind doch unſere Leute," meinte der Bürgermeiſter. „Man ſollte die Sache etwas ins Geleis bringen, daß nicht unnöthig Blutvergießen entſteht."

„In's Geleis bringen?" erwiederte Aſtler. „Greif du der Sonn' ins Rad und halt den Narren auf! Unſere Leute? Ja, hinter uns wollen ſie, wenn ſie erſt mit dem drüben fertig ſind. O das ſchlechte Volk, Kaiſer und Reich richten ſie noch zu Grunde."

Indeſſen tanzte das junge Volk noch fort und ihm war die Sache eine luſtige Unterhaltung zum Tanze. Beſonders der ſchönen Margarethe war die Sache ebenſo ſpaßhaft, als ihrem Vater ernſthaft.

„Ei, Herr Götz", rief ſie dem Herrn von Tübingen zu, „der Meiſter Haſenzagel nimmt euch den Preis vor der Naſe weg. Was ſagt ihr dazu?"

„Wenn er es thut, Fräulein," antwortete der Ritter, dem es ſeit der Nachricht von dem Auflauf im Bewußtſein ſeiner Kommandopflichten nicht mehr recht wohl auf dem Balle war, „ſo ſeid ihr daran Schuld; denn eure ſchönen Augen halten mich hier zurück, meine Herrin."

„Zurückhalten?" lachte das Fräulein. Dann ver-

ſteht ihr meine Augen ſchlecht, Herr Ritter! denn wahrlich! wenn meine Augen etwas vermöchten, ſo hätten ſie euch längſt zu Abentheuern begeiſtert, wie der Königin Ginevra Augen die Ritter von der Tafelrunde. Sie ſandte ihre Tapfern gegen Rieſen und Ungeheuer, und hier gilt es nur ein kleines Gräflein!"

Der Junker Hans war hinzugetreten und rief, ehe Götz antworten konnte: „Für eure Augen, Fräulein, gegen Rieſen und Ungeheuer, gegen Teufel und Hölle!"

Das Fräulein lohnte dieſen ritterlichen Ausruf mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, und um den Mund ſpielte ein höhniſches Lächeln, welches ſagte: Ich habe geſiegt.

„Nun, ihr meine beiden Ritter," begann ſie dann feierlich, „zwar bin ich keine Königin, aber Bürgerin einer freien Stadt, der ſchönſten Stadt des Schwabenlandes, am luſtigen Neckar zwiſchen Rebhügeln und Blüthenthälern, und ich haſſe das Gräflein, das ſeine Hand nach der Perle des Landes ausſtreckt. Wohlan, ſo ſend ich euch aus, meine Ritter, fahet ihn mir todt oder lebendig, und legt ſeinen Hut mir zu Füßen."

„Wohl, edle Herrin," ſprach Götz, etwas kühl auf eine ſo begeiſternde Rede und leiſe murmelte er vor ſich hin: „Ich muß ja doch hinaus und ſehen, wie's in unſerem Lager ſteht!"

„Auf der Stelle geh ich, eure Befehle zu vollziehen, Fräulein!" rief Junker Hans, indem er eifrig ihre Hand ergriff und küßte, und kurz ſich verabſchiedend, ſchritt er hinter dem Ritter zur Thüre hinaus.

„Nun, so kommt mit, Junker," sagte der Ritter auf der Treppe zu Hans. „Ihr könnt mir helfen, ihr seid doch des Orts und der Gelegenheit kundig!"

„Wohl, Herr Ritter, ich bin manchmal als Knabe auf dem Asberg herumgeklettert und kenne Graben und Mauern, ich will euch weisen."

Sie stiegen zu Pferde und trabten dem Berge zu.

Westlich vom Asberg gegen Markgröningen hin zieht sich eine Anhöhe; diese hatte der Hasenzagel'sche helle Haufen schon erklommen, um von dort aus, als dem besten Angriffspunkt, der Burg sich zu nähern; brüllend zogen sie dahin, wahrscheinlich um die Besatzung der Burg aufmerksam zu machen, damit man nachher nicht sage, sie haben durch Hinterlist gesiegt, sondern alles Lob ihrer Tapferkeit zu Theil werde. So waren sie endlich in Schußweite von den Mauern und jetzt, da sie die drohenden Zinnen, hinter deren Schießscharten mancher Todespfeil bereit liegen mochte, so nahe vor sich sahen, machte die Menge unwillkürlich halt.

Hasenzagel trat etwas vor und schrie: „Wo ist der Graf?"

„Wenn du den Grafen von Wirtenberg, unsern und deinen Herrn meinst, so wisse, daß er mit dir nichts zu reden hat, du Krämer!" war die Antwort von der Burg her.

„Im Namen des Kaisers und Reichs befehl ich euch," rief jetzt Hasenzagel, „daß ihr von dem Geächteten ablaßt, daß ihr dieses feste Schloß uns übergebt, daß ihr den Grafen von Wirtenberg uns ausliefert. Wo nicht, *so brauchen* wir Gewalt!"

„Ei kommt doch, wir fürchten eure Bratſpieße nicht! höhnte es aus der Burg.

Haſenzagel ſchrie lauter: „Ei, ihr Verblendeten, was hängt ihr dem Plager an, der euch ſchindet und euer Eigenthum von euch nimmt. Haltet zu uns, gute Leute, wir ſind Bürger und Bauern, redlich und ehrlich Volk, das ſich von ſeiner Hände Arbeit nährt. Aber nicht zinſen wollen wir denen, die uns darnieder halten und uns um ſo mehr verachten, je mehr wir ihnen Macht laſſen; was wir erarbeiten, wollen wir genießen. Was haltet ihr zu dem geächteten Mann, den Kaiſer und Reich ausgeſtoßen, weil er ein Zänker iſt und Niemand etwas Gutes gönnt. Frohnen läßt er euch, Gülten und Zinſen nimmt er von euch, und ſo ihr an einem Haſen euch vergreift, läßt er euch baumeln. Das ſoll anders werden, lieben Leute! Recht und Gerechtigkeit wollen wir unter uns aufrichten und die Unterdrücker fortjagen! Schon iſt das Land zu uns gefallen ſammt den Städten, Stuttgart ſelbſt iſt unſer, alſo laſſet ab von ihm, dem Ungerechten, dem Räuber, dem Landſchaden —“

So weit war die Rede gediehen und es fehlte nur noch ein abtrumpfender Schluß, als plötzlich hoch ſichtbar auf der Mauer eine ritterliche Geſtalt ſich zeigte, das Viſir öffnete und herunterrief:

„Sprichſt du von mir, Konrad Haſenzagel? Ich bin Eberhard von Wirtenberg.“

Der Redner kam aus dem Concept, ja ſchon machte er eine Bewegung nach der Kappe zu langen, um ſie abzuziehen, als der gefürchtete Fürſt plötzlich vor ihm

ſtand; viele ſeiner Begleiter thaten dies auch wirklich. Ehe ſich übrigens der Redner wieder gefaßt hatte, begann der Graf:

„Ich weiß wohl, Konrad Haſenzagel, was dich hieher treibt. Dieweil ich Ordnung und Ruhe im Lande halte als euer rechter Landvogt, habet ihr Herrn in den Städten und Einige vom Adel, welche oben an ſein möchten, um ihres Herzens Gelüſte auszulaſſen, mich beim Kaiſer verſchwätzt, ich bedrücke das Land. Aber ſie mögen zuſehen, wie es mit ihrem Regiment ſtehen würde. Weiß ich doch, wie in den Städten Geſchlechter und Zünfte wider einander ſind und der Adel wieder die Städte. Wenn bei euch Ordnung wäre, ſo würdeſt nicht jetzt du, Konrad Haſenzagel, im hellen Haufen gegen meine Burg ziehen, ohne deiner Stadt noch irgend Jemands Befehl und das arme Volk in den Tod führen. Aber bei euch iſt der Hader Aller wider Alle und Keiner gönnt etwas dem Andern; darum ich auch gar Recht habe, wenn ich meine ſtarke Hand ob euch halte. Das ſag ich dir, Konrad Haſenzagel, der du mich bedräueſt und wider mich ſchiltſt. Ihr aber, guten Leute, zieht heim; denn dieſe Mauer werdet ihr nicht nehmen, ſondern elend jämmerlich umkommen.“

Konrad Haſenzagel, der die Scham ſeines vorigen Unterthanenbewußtſeins gut machen wollte und darüber in blinde Wuth gerieth, ſchrie jetzt aus Leibeskräften:

„Hört ihn nicht, den —“

„Du willſt den Grafen ſchimpfen, Zwiebel!“ ſchrie ein Knappe hinter Eberhard und ſchleuderte einen Stein

nach dem Meister, der seinen Kopf ziemlich unsanft streifte, daß er schreiend zurücksprang.

Ein mitleidiger Bürger trat tröstend zu ihm, befühlte das blutende Haupt und sagte: „Send ruhig, Moister, s' hot koin edle Theil troffe."

Der Moment war kritisch und Hasenzagel's Feldzug schien verloren, als einer aus der Menge rief: „Ihr Narren, so weit seid ihr und jetzt wollt ihr abziehen? Wißt ihr nicht, daß der Graf im Schloß seinen Schatz geborgen hat, Gold und Silber und Edelstein? Die laßt uns holen!"

Das half. Einige der Kühnsten stürzten voran mit Balken und Leitern, die Menge hintennach. Von der Burg fiel ein Hagel von Steinen und Geschoßen; aber als einmal das Blut floß, wurde die Menge nur wüthender. Im Nu waren die Leitern angelegt und für Einen herabgestürzten drangen zehn Andre nach. Brüllen erfüllte die Lüfte: wenn wieder Einer eine Leiter erglommen hatte, jubelten die Belagerer, wurde eine gestürzt, die Belagerten; dazu das Schreien der Verwundeten und das Wuthgeschrei der Stürmenden, so daß die Sonne, welche eben mit ihren letzten Strahlen die angegriffene Westseite des Berges vergoldete, einen Tag mehr zählen konnte, der schön angefangen und bös geendet, wie sie leider! auf dieser Erde schon viele gezählt hat.

6.

Gut Wirtenberg alleweg.

Auf der Südseite des Asbergs, von diesem durch eine Niederung getrennt, breitet sich auf einer Anhöhe

bunden, dort zu bleiben. Ich will euch, wenn ich euch wieder bekomme! Aber schnell, Graf, in den Thurm! denn der Mann hat Recht, fürwahr sie kommen schon!"

Wie die meisten Ritterburgen, so hatte auch die alte Feste Asberg an einer Seite der Ringmauer einen hohen, abgeschlossenen Thurm; der Eingang zu demselben war im zweiten Stockwerk und auf einer Leiter stieg man dorthin hinauf. Während nun die Feinde die Ringmauer schon besetzten, flüchteten sich der Graf mit seinen beiden Begleitern hieher, sie warfen die Leiter hinter sich um und verschloßen das enge Pförtlein mit der dicken, eisenbeschlagenen Eisenthüre. Einige Zeit verfloß, bis die Besatzung sich den neuen Feinden ergab, und jetzt erst merkten diese, daß der beste Fang ihnen entschlüpft war. Ihr ganze Wuth richtete sich also auf den Thurm; die Leiter wurde wieder angelegt, und mit harter Mühe das schwere Pförtchen erbrochen. Innen saß ganz ruhig — jener alte Krieger.

„Wo ist der Graf?" riefen ihm gleichzeitig Ritter Götz und Junker Hans entgegen.

„Sucht ihn, wenn ihr was von ihm wollt; ich weiß nichts von ihm," war die verstockte Antwort.

„Gesteh's oder du [illegible] schrie Götz.

„Nur zu, für[illegible] ruhig.

Durchsuch[illegible] sch[illegible]

„Hab ich's?“ fiel plötzlich Junker Hans ein. „In Gröningen munkelt man von einem Kellergang, der vom Asberg nach Thamm führt; durch den iſt er ſicherlich entkommen!“

Der Alte zitterte, allein er ſuchte ſich zu faſſen und ſagte: „Dummes Geſchwätz.“

„Dummes Geſchwätz!“ rief Götz. „Nun gerade glaub ich's. Thamm zu, weist uns den Weg, Junker Hans!“

Allein ſie mußten ins Lager zurück und erſt Pferde holen. Auf dem Wege nach Thamm fanden ſie an einer Quelle nördlich vom Berg einen Mann ſitzen; es war ein Verwundeter von Haſenzagels Schaar, der ſich hier die Wunde gewaſchen.

„Haſt nichts geſehen?“ herrſchte ihn Götz an.

„O Herr,“ erwiderte dieſer zitternd, „s' iſt eine grauſige Nacht. Alles iſt los, Alles iſt los heute Nacht. Den Teufel hab ich geſehen.“

„Den Teufel? Und wie ſah er aus?“

„Schwarz, ſchwarz, kohlſchwarz, mit Hörnern. Da ſtieg er aus dem Boden heraus und fuhr mich an, daß mir Hören und Sehen verging, und als ich wieder zu mir kam, da ſah ich ihn auf einem feurigen Roß dort in den Wald reiten im Mondenſchein zu zweien.“

„In den Wald, in den Rothenacker; ja dann ſind [illegible]in, um unbemerkt über die Enz zu kommen,“ [illegible]Hans. „Kommt, Ritter, ihnen nach!“

[illegible]orfe Thamm vorbei auf den Rothen-

• ſteile Anhöhe oberhalb der Enz

das Osterholz aus. Am Rande dieses Gehölzes saß ein uns wohlbekannter Bursche, der schlanke Schäfer Stephan. Er war vom Binsenberg zu der Volksmenge bei der Hammellaufbahn geeilt, eine Zeit lang hatte er sich mit dieser fortreißen lassen, sich dann losgemacht und hieher geflüchtet, wo er das, was da kommen sollte, mitansehen konnte, ohne theilzunehmen. Theils waren seine Gedanken auf das Schauspiel vor ihm gerichtet, theils kehrten sie in seiner Brust ein, wo die Gefühle eben so stürmisch wogten, wie dort die Menschen. Bald hätte er aufjauchzen mögen im Glück seiner Liebe, bald trat wieder die ganze Thorheit, wodurch er es verscherzt, vor seine Seele und machte ihn nur um so trostloser. So kämpfte es in ihm eine Zeit lang, bis ein neues Schauspiel mit einem Male seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Auf der Ostseite des Berges war das Lager der neuen kaiserlichen Landvögte Konrad und Engelhard von Weinsberg und der Städter, welche die Burg belagerten. In diesem fing es sich allgemach, als die Dämmerung anbrach, an zu regen und mit seinen scharfen Augen sah der Schäfer, wie ein Fähnlein nach dem andern sich still aus dem Lager machte und sachte an der steilsten Seite des Berges beim „Schwitzgäßle" hinanzuklimmen begann. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele! Die Vertheidiger des Schlosses waren durch den heftigen Angriff von Hasenzagel's hellem Haufen alle auf die Westseite gelockt und die geordnete Kriegsmacht benutzte dies zu einer Ueberrumplung der Burg von Osten her. Zugleich

mit dieſem Gedanken aber kam es wie eine Erleuchtung über ihn: „Jetzt oder nie kannſt du deine Liebe retten!“

Schnell eilte er zum Berg hinüber und duckte ſich dort wie eine Katze, um von Niemand bemerkt zu werden, indem er einen Platz erſpähte, wo er die Mauer erklettern und den Belagerten Nachricht geben könnte. Schon hörte er hinter ſich die ſchweren Tritte der Bewaffneten, welche den Berg herauf kamen, dabei eine halblaute Stimme:

„Mehr rechts! dort bei der alten Eſche iſt die Mauer am niedrigſten und man kann über den Baum ſie erklettern; dorthin mit den Leitern!“

Dieſe Anweiſung war bei ihm nicht verloren; er erglimmte über den Baum die Mauer und eilte jetzt dem Geſchrei nach durch die Burg weſtlich.

Eben war wieder ein Angriff der Stürmenden abgeſchlagen worden und lauter Jubel erſchallte, als der Graf, der in der Mitte der Seinigen kommandirte, ſich plötzlich von hinten am Waffenrock gepackt fühlte. Er ſchaute ſich um, der Schäfer ſtand vor ihm.

„Schnell, Herr, rettet euch, die Feinde ſind in der Burg!“ rief dieſer.

„Welche Feinde?“ fragte der Graf verwundert.

„Die Reiſigen, ſie haben vom Aufgang her eure Burg erſtiegen, indeß ihr hier mit dem Volke kämpfet.“

„Sind denn keine Wachen dort?“ rief der Herzog.

Einer ſeiner Begleiter, ein grauer Krieger, erwiederte: „das Ungeziefer! Sind wieder alle der Narretheі hieher nachgelaufen und hatt' es ihnen doch feſt einge-

bunden, dort zu bleiben. Ich will euch, wenn ich euch wieder bekomme! Aber ſchnell, Graf, in den Thurm! denn der Mann hat Recht, fürwahr ſie kommen ſchon!"

Wie die meiſten Ritterburgen, ſo hatte auch die alte Feſte Asberg an einer Seite der Ringmauer einen hohen, abgeſchloſſenen Thurm; der Eingang zu demſelben war im zweiten Stockwerk und auf einer Leiter ſtieg man dorthin hinauf. Während nun die Feinde die Ringmauer ſchon beſetzten, flüchteten ſich der Graf mit ſeinen beiden Begleitern hieher, ſie warfen die Leiter hinter ſich um und verſchloßen das enge Pförtlein mit der dicken, eiſenbeſchlagenen Eiſenthüre. Einige Zeit verfloß, bis die Beſatzung ſich den neuen Feinden ergab, und jetzt erſt merkten dieſe, daß der beſte Fang ihnen entſchlüpft war. Ihr ganze Wuth richtete ſich alſo auf den Thurm; die Leiter wurde wieder angelegt, und mit harter Mühe das ſchwere Pförtchen erbrochen. Innen ſaß ganz ruhig — jener alte Krieger.

„Wo iſt der Graf?" riefen ihm gleichzeitig Ritter Götz und Junker Hans entgegen.

„Sucht ihn, wenn ihr was von ihm wollt; ich weiß nichts von ihm," war die verſtockte Antwort.

„Geſteh's oder du biſt des Todes!" ſchrie Götz.

„Nur zu, fürcht mich nit!" ſagte der Alte ruhig.

Durchſucht den Thurm und laßt ihn nicht entwiſchen! ſchrie Götz. Ihm entgegnete ein Knappe:

„Schon geſchehen, Herr Ritter; aber der Graf muß mit dem Böſen davongeritten ſein, nirgends iſt eine Spur!"

„Hab ich's?“ fiel plötzlich Junker Hans ein. „In Gröningen munkelt man von einem Kellergang, der vom Asberg nach Thamm führt; durch den iſt er ſicherlich entkommen!“

Der Alte zitterte, allein er ſuchte ſich zu faſſen und ſagte: „Dummes Geſchwätz.“

„Dummes Geſchwätz!“ rief Götz. „Nun gerade glaub ich's. Thamm zu, weist uns den Weg, Junker Hans!“

Allein ſie mußten ins Lager zurück und erſt Pferde holen. Auf dem Wege nach Thamm fanden ſie an einer Quelle nördlich vom Berg einen Mann ſitzen; es war ein Verwundeter von Haſenzagels Schaar, der ſich hier die Wunde gewaſchen.

„Haſt nichts geſehen?“ herrſchte ihn Götz an.

„O Herr,“ erwiderte dieſer zitternd, „s' iſt eine grauſige Nacht. Alles iſt los, Alles iſt los heute Nacht. Den Teufel hab ich geſehen.“

„Den Teufel? Und wie ſah er aus?“

„Schwarz, ſchwarz, kohlſchwarz, mit Hörnern. Da ſtieg er aus dem Boden heraus und fuhr mich an, daß mir Hören und Sehen verging, und als ich wieder zu mir kam, da ſah ich ihn auf einem feurigen Roß dort in den Wald reiten im Mondenſchein zu zweien.“

„In den Wald, in den Rothenacker; ja dann ſind ſie dorthin, um unbemerkt über die Enz zu kommen,“ rief Junker Hans. „Kommt, Ritter, ihnen nach!“

Sie ritten am Dorfe Thamm vorbei auf den Rothenackerwald zu, der eine ſteile Anhöhe oberhalb der Enz

bald aufs Rathhaus gedrungen und hatte dort nicht die größte Freude erregt.

„Der Haſenzagel," rief der Eßlinger Rathsherr Aſtler, „der bleibt doch ein Narr. Was richtet er uns da wieder an? Ja, ja, den Zünftigen iſt der Kamm recht geſchwollen, und es wäre mir ganz Recht, wenn der Graf drüben dem Volke einen rechten Treff gäbe."

„Aber s' ſind doch unſere Leute," meinte der Bürgermeiſter. „Man ſollte die Sache etwas ins Geleis bringen, daß nicht unnöthig Blutvergießen entſteht."

„In's Geleis bringen?" erwiederte Aſtler. „Greif du der Sonn' ins Rad und halt den Narren auf! Unſere Leute? Ja, hinter uns wollen ſie, wenn ſie erſt mit dem drüben fertig ſind. O das ſchlechte Volk, Kaiſer und Reich richten ſie noch zu Grunde."

Indeſſen tanzte das junge Volk noch fort und ihm war die Sache eine luſtige Unterhaltung zum Tanze. Beſonders der ſchönen Margarethe war die Sache ebenſo ſpaßhaft, als ihrem Vater ernſthaft.

„Ei, Herr Götz", rief ſie dem Herrn von Tübingen zu, „der Meiſter Haſenzagel nimmt euch den Preis vor der Naſe weg. Was ſagt ihr dazu?"

„Wenn er es thut, Fräulein," antwortete der Ritter, dem es ſeit der Nachricht von dem Auflauf im Bewußtſein ſeiner Kommandopflichten nicht mehr recht wohl auf dem Balle war, „ſo ſeid ihr daran Schuld; denn eure ſchönen Augen halten mich hier zurück, meine Herrin."

„Zurückhalten?" lachte das Fräulein. Dann ver-

steht ihr meine Augen schlecht, Herr Ritter! denn wahrlich! wenn meine Augen etwas vermöchten, so hätten sie euch längst zu Abentheuern begeistert, wie der Königin Ginevra Augen die Ritter von der Tafelrunde. Sie sandte ihre Tapfern gegen Riesen und Ungeheuer, und hier gilt es nur ein kleines Gräflein!"

Der Junker Hans war hinzugetreten und rief, ehe Götz antworten konnte: „Für eure Augen, Fräulein, gegen Riesen und Ungeheuer, gegen Teufel und Hölle!"

Das Fräulein lohnte diesen ritterlichen Ausruf mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, und um den Mund spielte ein höhnisches Lächeln, welches sagte: Ich habe gesieg.

„Nun, ihr meine beiden Ritter," begann sie dann feierlich, „zwar bin ich keine Königin, aber Bürgerin einer freien Stadt, der schönsten Stadt des Schwabenlandes, am lustigen Neckar zwischen Rebhügeln und Blüthenthälern, und ich hasse das Gräflein, das seine Hand nach der Perle des Landes ausstreckt. Wohlan, so send ich euch aus, meine Ritter, fahet ihn mir todt oder lebendig, und legt seinen Hut mir zu Füßen."

„Wohl, edle Herrin," sprach Götz, etwas kühl auf eine so begeisternde Rede und leise murmelte er vor sich hin: „Ich muß ja doch hinaus und sehen, wie's in unserem Lager steht!"

„Auf der Stelle geh ich, eure Befehle zu vollziehen, Fräulein!" rief Junker Hans, indem er eifrig ihre Hand ergriff und küßte, und kurz sich verabschiedend, schritt er hinter dem Ritter zur Thüre hinaus.

„Nun, ſo kommt mit, Junker," ſagte der Ritter auf der Treppe zu Hans. „Ihr könnt mir helfen, ihr ſeid doch des Orts und der Gelegenheit kundig!"

„Wohl, Herr Ritter, ich bin manchmal als Knabe auf dem Asberg herumgeklettert und kenne Graben und Mauern, ich will euch weiſen."

Sie ſtiegen zu Pferde und trabten dem Berge zu.

Weſtlich vom Asberg gegen Markgröningen hin zieht ſich eine Anhöhe; dieſe hatte der Haſenzagel'ſche helle Haufen ſchon erklommen, um von dort aus, als dem beſten Angriffspunkt, der Burg ſich zu nähern; brüllend zogen ſie dahin, wahrſcheinlich um die Beſatzung der Burg aufmerkſam zu machen, damit man nachher nicht ſage, ſie haben durch Hinterliſt geſiegt, ſondern alles Lob ihrer Tapferkeit zu Theil werde. So waren ſie endlich in Schußweite von den Mauern und jetzt, da ſie die drohenden Zinnen, hinter deren Schießſcharten mancher Todespfeil bereit liegen mochte, ſo nahe vor ſich ſahen, machte die Menge unwillkürlich halt.

Haſenzagel trat etwas vor und ſchrie: „Wo iſt der Graf?"

„Wenn du den Grafen von Wirtenberg, unſern und deinen Herrn meinſt, ſo wiſſe, daß er mit dir nichts zu reden hat, du Krämer!" war die Antwort von der Burg her.

„Im Namen des Kaiſers und Reichs befehl ich euch," rief jetzt Haſenzagel, „daß ihr von dem Geächteten ablaßt, daß ihr dieſes feſte Schloß uns übergebt, daß ihr den Grafen von Wirtenberg uns ausliefert. Wo nicht, *ſo brauchen wir* Gewalt!"

„Ei kommt doch, wir fürchten eure Bratſpieße nicht! höhnte es aus der Burg.

Haſenzagel ſchrie lauter: „Ei, ihr Verblendeten, was hängt ihr dem Plager an, der euch ſchindet und euer Eigenthum von euch nimmt. Haltet zu uns, gute Leute, wir ſind Bürger und Bauern, redlich und ehrlich Volk, das ſich von ſeiner Hände Arbeit nährt. Aber nicht zinſen wollen wir denen, die uns darnieder halten und uns um ſo mehr verachten, je mehr wir ihnen Macht laſſen; was wir erarbeiten, wollen wir genießen. Was haltet ihr zu dem geächteten Mann, den Kaiſer und Reich ausgeſtoßen, weil er ein Zänker iſt und Niemand etwas Gutes gönnt. Frohnen läßt er euch, Gülten und Zinſen nimmt er von euch, und ſo ihr an einem Haſen euch vergreift, läßt er euch baumeln. Das ſoll anders werden, lieben Leute! Recht und Gerechtigkeit wollen wir unter uns aufrichten und die Unterdrücker fortjagen! Schon iſt das Land zu uns gefallen ſammt den Städten, Stuttgart ſelbſt iſt unſer, alſo laſſet ab von ihm, dem Ungerechten, dem Räuber, dem Landſchaden —“

So weit war die Rede gediehen und es fehlte nur noch ein abtrumpfender Schluß, als plötzlich hoch ſichtbar auf der Mauer eine ritterliche Geſtalt ſich zeigte, das Viſir öffnete und herunterrief:

„Sprichſt du von mir, Konrad Haſenzagel? Ich bin Eberhard von Wirtenberg.“

Der Redner kam aus dem Concept, ja ſchon machte er eine Bewegung nach der Kappe zu langen, um ſie abzuziehen, als der gefürchtete Fürſt plötzlich vor ihm

ſtand; viele ſeiner Begleiter thaten dies auch wirklich. Ehe ſich übrigens der Redner wieder gefaßt hatte, begann der Graf:

„Ich weiß wohl, Konrad Haſenzagel, was dich hieher treibt. Dieweil ich Ordnung und Ruhe im Lande halte als euer rechter Landvogt, habet ihr Herrn in den Städten und Einige vom Adel, welche oben an ſein möchten, um ihres Herzens Gelüſte auszulaſſen, mich beim Kaiſer verſchwätzt, ich bedrücke das Land. Aber ſie mögen zuſehen, wie es mit ihrem Regiment ſtehen würde. Weiß ich doch, wie in den Städten Geſchlechter und Zünfte wider einander ſind und der Adel wieder die Städte. Wenn bei euch Ordnung wäre, ſo würdeſt nicht jetzt du, Konrad Haſenzagel, im hellen Haufen gegen meine Burg ziehen, ohne deiner Stadt noch irgend Jemands Befehl und das arme Volk in den Tod führen. Aber bei euch iſt der Hader Aller wider Alle und Keiner gönnt etwas dem Andern; darum ich auch gar Recht habe, wenn ich meine ſtarke Hand ob euch halte. Das ſag ich dir, Konrad Haſenzagel, der du mich bedräueſt und wider mich ſchiltſt. Ihr aber, guten Leute, zieht heim; denn dieſe Mauer werdet ihr nicht nehmen, ſondern elend jämmerlich umkommen."

Konrad Haſenzagel, der die Scham ſeines vorigen Unterthanenbewußtſeins gut machen wollte und darüber in blinde Wuth gerieth, ſchrie jetzt aus Leibeskräften:

„Hört ihn nicht, den —"

„Du willſt den Grafen ſchimpfen, Zwiebel!" ſchrie *ein Knappe* hinter Eberhard und ſchleuderte einen Stein

nach dem Meiſter, der ſeinen Kopf ziemlich unſanft ſtreifte, daß er ſchreiend zurückſprang.

Ein mitleidiger Bürger trat tröſtend zu ihm, befühlte das blutende Haupt und ſagte: „Send ruhig, Moiſter, s' hot koin edle Theil troffe.“

Der Moment war kritiſch und Haſenzagel's Feldzug ſchien verloren, als einer aus der Menge rief: „Ihr Narren, ſo weit ſeid ihr und jetzt wollt ihr abziehen? Wißt ihr nicht, daß der Graf im Schloß ſeinen Schatz geborgen hat, Gold und Silber und Edelſtein? Die laßt uns holen!“

Das half. Einige der Kühnſten ſtürzten voran mit Balken und Leitern, die Menge hintennach. Von der Burg fiel ein Hagel von Steinen und Geſchoßen; aber als einmal das Blut floß, wurde die Menge nur wüthender. Im Nu waren die Leitern angelegt und für Einen herabgeſtürzten drangen zehn Andre nach. Brüllen erfüllte die Lüfte: wenn wieder Einer eine Leiter erglommen hatte, jubelten die Belagerer, wurde eine geſtürzt, die Belagerten; dazu das Schreien der Verwundeten und das Wuthgeſchrei der Stürmenden, ſo daß die Sonne, welche eben mit ihren letzten Strahlen die angegriffene Weſtſeite des Berges vergoldete, einen Tag mehr zählen konnte, der ſchön angefangen und bös geendet, wie ſie leider! auf dieſer Erde ſchon viele gezählt hat.

6.

Gut Wirtenberg alleweg.

Auf der Südſeite des Asbergs, von dieſem durch eine Niederung getrennt, breitet ſich auf einer Anhöhe

bunden, dort zu bleiben. Ich will euch, wenn ich euch wieder bekomme! Aber schnell, Graf, in den Thurm! denn der Mann hat Recht, fürwahr sie kommen schon!"

Wie die meisten Ritterburgen, so hatte auch die alte Feste Asberg an einer Seite der Ringmauer einen hohen, abgeschlossenen Thurm; der Eingang zu demselben war im zweiten Stockwerk und auf einer Leiter stieg man dorthin hinauf. Während nun die Feinde die Ringmauer schon besetzten, flüchteten sich der Graf mit seinen beiden Begleitern hieher, sie warfen die Leiter hinter sich um und verschloßen das enge Pförtlein mit der dicken, eisenbeschlagenen Eisenthüre. Einige Zeit verfloß, bis die Besatzung sich den neuen Feinden ergab, und jetzt erst merkten diese, daß der beste Fang ihnen entschlüpft war. Ihr ganze Wuth richtete sich also auf den Thurm; die Leiter wurde wieder angelegt, und mit harter Mühe das schwere Pförtchen erbrochen. Innen saß ganz ruhig — jener alte Krieger.

„Wo ist der Graf?" riefen ihm gleichzeitig Ritter Götz und Junker Hans entgegen.

„Sucht ihn, wenn ihr was von ihm wollt; ich weiß nichts von ihm," war die verstockte Antwort.

„Gesteh's oder du bist des Todes!" schrie Götz.

„Nur zu, fürcht mich nit!" sagte der Alte ruhig.

Durchsucht den Thurm und laßt ihn nicht entwischen! schrie Götz. Ihm entgegnete ein Knappe:

„Schon geschehen, Herr Ritter; aber der Graf muß mit dem Bösen davongeritten sein, nirgends ist eine Spur!"

„Hab ich's?“ fiel plötzlich Junker Hans ein. „In Gröningen munkelt man von einem Kellergang, der vom Asberg nach Thamm führt; durch den iſt er ſicherlich entkommen!“

Der Alte zitterte, allein er ſuchte ſich zu faſſen und ſagte: „Dummes Geſchwätz.“

„Dummes Geſchwätz!“ rief Götz. „Nun gerade glaub ich's. Thamm zu, weist uns den Weg, Junker Hans!“

Allein ſie mußten ins Lager zurück und erſt Pferde holen. Auf dem Wege nach Thamm fanden ſie an einer Quelle nördlich vom Berg einen Mann ſitzen; es war ein Verwundeter von Haſenzagels Schaar, der ſich hier die Wunde gewaſchen.

„Haſt nichts geſehen?“ herrſchte ihn Götz an.

„O Herr,“ erwiderte dieſer zitternd, „s' iſt eine grauſige Nacht. Alles iſt los, Alles iſt los heute Nacht. Den Teufel hab ich geſehen.“

„Den Teufel? Und wie ſah er aus?“

„Schwarz, ſchwarz, kohlſchwarz, mit Hörnern. Da ſtieg er aus dem Boden heraus und fuhr mich an, daß mir Hören und Sehen verging, und als ich wieder zu mir kam, da ſah ich ihn auf einem feurigen Roß dort in den Wald reiten im Mondenſchein zu zweien.“

„In den Wald, in den Rothenacker; ja dann ſind ſie dorthin, um unbemerkt über die Enz zu kommen,“ rief Junker Hans. „Kommt, Ritter, ihnen nach!“

Sie ritten am Dorfe Thamm vorbei auf den Rothenackerwald zu, der eine ſteile Anhöhe oberhalb der Enz

bedeckt; auf einem holprichten Fußpfad gings ſteil bergab, ſo daß die Reiter abſteigen mußten.

„Welchen Teufelsweg führt er uns, Junker?“ rief der Ritter ärgerlich.

„Wenn man dem Teufel nachgeht, muß man eben Teufelswege machen, Ritter,“ entgegnete Hans kalt. „Uebrigens mußte er einen kundigen Führer gehabt haben, der Graf. Bietigheim zu konnte er nicht, da hätt' er leicht den Unſrigen in die Hände fallen können, und hier kam er am ſchnellſten über die Enz, und iſt drüben bald in ſeines Freundes, des Markgrafen Rudolf von Baden, Land.“

Jetzt ſahen ſie durch die Bäume das Enzflüßchen im Mondlicht ſchimmern und bald kamen ſie im Thale an. Sie ſpähten umher.

„Dort!“ ſchrie Hans, „ſeht ihr dort, wallende Federn! Ein Reiter nach ihrer ſchnellen Bewegung! Wenn das Waſſer nicht ſo rauſchte, müßten wir ihn traben hören. Er reitet Vaihingen zu!“

Nicht ohne Schwierigkeit ſetzten ſie durch die Enz, welche den Pferden bis über den Bauch ging, und drüben hatten ſie erſt noch mit Mühe eine ſumpfige Niederung zu durchwaten, ehe ſie wieder feſten Grund bekamen. Dann aber gings raſch eine ſanfte Anhöhe bergan. Sie hörten, wenn ſie anhielten, das Traben eines Roſſes. Nun galts und die beiden Verfolger ſetzten die Sporen ein, bis ſie auf der Höhe über Unterriexingen ankamen. Dort jagte plötzlich ein lediges Bauernroß ihnen entgegen.

„Was iſt das?“ riefen beide und Götz befahl den Knappen, das Roß einzufangen; im Kreiſe umherreitend ſuchten ſie, ob der Reiter nicht irgendwo geſtürzt am Boden läge. Es fand ſich nichts. Der ſteile Abhang gegen die Enz wurde von den Knappen durchſucht. Auch dort keine Spur, nur einer der Knappen bemerkte, er habe etwas in die Enz pflatſchen hören.

„Erſäuft wird er ſich doch nicht haben?“ meinte Götz. Allein was war zu machen? Jede Spur ging aus und nach langem Suchen beſchloßen die Reiter, über Nieringen nach Gröningen heimzukehren. Stumm ritten ſie dahin; rechts drüben im Walde über der Glems, die dort in die Enz fällt, pfiff ein Burſche den Schäfermarſch.

7.

Die Schlacht im Neckar.

Trüb hingen am 21. Sept. 1312 die Wolken über der Stadt Eßlingen, und noch trüber war's in dem Gemach auf dem „Hafenmarkt“, das nur durch die engen Fenſter des Erkers ein ſpärliches Licht empfing. In dieſem Gemache treffen wir alte Freunde. Am Erkerfenſter ſitzt die ſchöne Margarethe mit einer Stickerei beſchäftigt und ihr gegenüber der Junker Hans Tuler, ihr ſchmachtender Liebhaber; aber das Feuer ihrer Zauberaugen ſchien heute keine Macht auf ihn zu üben! denn er ſtarrte ſchweigſam nieder auf ſein Schwert, mit welchem ſeine beiden Hände ſpielten, nur manchmal ſchielte er anmuths-

voll nach dem Fräulein. Dieſe aber ſchien ganz in ihre Arbeit vertieft.

Um einen großen eichenen Tiſch in der Mitte der Stube ſaß eine Geſellſchaft von Eßlinger Edeln um den alten Aſtler verſammelt. Aber obgleich ein tüchtiger Humpen mit gutem Weine vor Jedem ſtand, es ſchien Keinem zu munden und Alle blickten trübſelig drein.

„Ob wir auch heurigen trinken werden?“ meinte endlich Auberlin Marquard, einer der Edeln.

„Für den iſt gethan!“ ſagte trübſelig Aſtler, in der Ebershalde liegt Kaiſer Friedrich und die Neckarhalde hat der Wirtenberger beſetzt mit ſeinen Mannen und ſeinen Gaiſen. Fragt lieber, „wie lang werden wir noch einen Biſſen Brod haben, da ſie nichts mehr in die Stadt hereinlaſſen.“

„Aber König Ludwig liegt ja im Sirnauer Felde, der wird uns helfen!“ meinte ein Edler von Schöllkopf.

„O ſeid mir ſtill mit eurem Meiſter König!“ erwiederte grimmig Aſtler. „Der frißt uns vollends ganz auf. Wären wir bei Friedrich geblieben, ſo hätten wir noch was, ſo wären Cannſtatt und Stuttgart noch unſer. Da aber haben der Konrad Haſenzagel und ſein Schneider- und Schuſtervolk geſchrieen: „Zu dem Baiern müßt ihr halten, der hilft dem Bürger; der Oeſtreicher iſt für den Adel, haben wir's nicht geſehen in der Schweiz, wo er das Volk hat unterdrücken wollen. Aber ſie haben es ihm gezeigt.“ Ja wohl! Und da die Schweizer den Herzog Leopold, ſeinen Bruder, geklopft haben, ſo kommt *dieſer* nun ins Schwabenland und läßt an uns Städtern

ſeinen Grimm aus; die Städte Cannſtatt und Stuttgart gibt König Friedrich dem Wirtenberger zurück und mit dem iſt es nun eine Herrlichkeit wieder und er waltet und ſchaltet wie zuvor und noch ärger. Und der König Ludwig? Der beſtätigt den Zünften ihre Rechte, kommt mit einem Heer und liegt gegen ſeinen Gegner Friedrich zu Felde, aber anbeißen will keiner, und ſo werden unſere Felder auf Jahre hinein verwüſtet und wir zahlen noch nebenbei die Zeche!"

„Freilich," meinte Schöllkopf, „es ſteht ſchlimm mit dem Reich. Zween Könige, das iſt zu viel, und wenn ſie noch lang miteinander zanken, ſo verliert das Königthum vollends alle Macht; denn die Fürſten und Herrn leiſten ihre Hilfe nicht umſonſt, jeder zwackt ſeinem Könige etwas ab, und wer muß da dran? Wir, die Reichsſtädte."

„Und wir hatten doch den Wirtenberger ſchon drunten!" rief Marquard. „War er nicht landesflüchtig, ſaß er nicht zu Beſigheim in einem alten Thurme des Markgrafen von Baden, als wir ihn von ſeinem Neſte Asberg verjagt hatten. Da waren wir Meiſter hinauf und hinab am Neckar und Niemand durfte ſich muchſen!"

„Und da haben ſie den guten Kaiſer Heinrich in Italien vergiftet," fuhr Aſtler fort, „da hatten wir erſt gar keinen, denn zwei Herren und da hatten wir Nichts!"

„Von allen unſern Eroberungen, was blieb uns? Gröningen!" ſchloß Schöllkopf.

Der Junker Tuler fuhr auf, der verächtliche Ton des Schöllkopf hatte ihm das Blut in die Wangen

getrieben, er rief: „Habt ihr den Gröningern etwas vorzuwerfen, ihr Herren von Eßlingen! Haben wir nicht treu zu euch gehalten und Alles mit euch getragen und tragen's noch heute? Daß ihr eure Sache nicht beſſer verſtanden, daran ſind wir hoffentlich nicht Schuld!"

Das Fräulein übernahm die Antwort: „Ei, warum habt ihr damals auf dem Asberg das Gräflein nicht gefangen, tapferer Junker!" ſagte ſie mit einem höhniſchen Blicke.

Der Junker war daran, noch wilder zu werden, als Marquard beſänftigend dazwiſchen trat. „Beruhigt euch, wackerer Junker! Ihr Gröninger traget keine Schuld, und was ihr vorhin ſagtet, iſt wahr. Ihr habt uns ſtets treulich geholfen und auch jetzt ſeid ihr, Junker, mit einer tapfern Schaar der Euern uns zu Hilfe gezogen. Aber wie kann ein Haus beſtehen, das mit ſich uneins iſt? Hätten wir, die Geſchlechter, den Zünften etwas nachgegeben und ihnen Rechte bei der Stadt Regiment eingeräumt, ſo wäre die Stadt einig und ſtark geweſen und ſiegen können. Die Beſſern aus den Zünften wären auf unſere Seite getreten und den Schreiern, wie dem Haſenzagel, hätte man dann bald das Maul geſtopft. Aber ſo, da die Geſchlechter nicht nachgaben, haben ſie immer ärger geſchrieen und uns zuletzt überſchrieen. Jetzt haben ſie durch den Kaiſer, was wir ihnen nicht gaben, aber in der Stadt herrſcht Zwietracht und Mißtraun!"

Der alte Aſtler hatte ſich zornesroth erhoben: „Nachgeben, *ſagt ihr*, Marquard, den Pfahlbürgern, dem her-

gelaufenen Volke nachgeben! Lieber wirtenbergisch werden! Lieber laß ich mich von den Bären fressen, als von den Säuen."

Marquard schüttelte den Kopf: „darüber kommen wir nicht ins Reine, Astler. Aber wenn ihr euch lieber von den Bären fressen lassen wollt, so laßt euch mit Anstand fressen. Damit Gott befohlen!"

Die Gesellschaft zerstreute sich und auch der alte Astler, den das Zipperlein plagte, zog sich in seine Kammer zurück, so daß das Fräulein und der Junker allein zurückblieben!

Das Fräulein war wieder eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt und es herrschte eine dumpfe Stille, bis endlich der Junker sich faßte.

„Margarethe!" sprach er mit bebender Stimme.

„Herr Junker Tuler!" antwortete das Fräulein und blickte ihn mit großen Augen an.

„Wollt ihr mir denn kein Bischen entgegen kommen, Fräulein!" sagte der Junker, immer noch mit zitternder Stimme. „Margarethe, ich liebe euch!"

Einen Augenblick leuchtete wieder jener Blitz des Sieges durch ihre Augen, wie damals, als sie ihre beiden Anbeter gegen den Grafen entsandte, dann aber sah sie wieder auf ihre Stickerei nieder und sagte gleichgiltig: „Ei, Junker Tuler, ihr seid heute recht langweilig!"

Der Jüngling richtete sich stramm auf: „Weib!" rief er, „hast du mich nicht immer mit deinen Blicken gelockt, hast du mich nicht mit Red' und Geberden berückt, bis ich nicht mehr anders konnte und dich rasend

lieben mußte. Habe ich dir nicht Alles gethan, was du wolltest? Habe ich nicht meine weinende Mutter verlaſſen und bin hieher gezogen, deiner Vaterſtadt zu helfen, Alles aus Liebe für dich? Und das iſt deine Antwort!"

Das Fräulein maß ihn mit ſpöttiſchen Blicken: „Junker Tuler," ſagte ſie kalt, „da ich euch meines Umgangs würdigte und manchmal ein freundlich Wort zu euch ſprach, da meinte ich es mit einem Edlen zu thun zu haben, der höfiſche Sitte verſtände. Aber jetzt kommt ihr und wollt mich hier in meines Vaters Hauſe zu Rede ſtellen über Sachen, die ihr euch einbildet. Geht mir, ihr ſeid ein Bauer!"

„Drück' ich mich nicht ſo fein aus, Fräulein, wie der Ritter Götz von Tübingen?" erwiederte Junker Hans bitter. „Doch mein' ich's ehrlicher! Er iſt von uns hinübergelaufen zum Grafen, und es geht die Sage, ſein Bruder Rudolf, des Grafen Freund, wolle ihn mit der Tochter des Oetingers verheirathen."

Eine finſtre Wolke glitt über des Fräuleins Geſicht, aber ſchnell faßte ſie ſich wieder: „Was geht mich der Tübinger an?" ſagte ſie und verſuchte höhniſch zu lächeln. „Unſer Rath hat ihn bezahlt, vielleicht bezahlt ihn der Graf beſſer."

„Es war wohl nicht Recht, Fräulein, daß ich von ihm ſprach!" ſagte Hans treuherzig. „Verzeiht mir's. Nochmals biet' ich euch an, was ich bin und habe. Gewiß, Fräulein, ihr könnt keine treuere Seele finden, als *mich!* Und iſt mein Haus nicht das angeſehenſte meiner

Vaterſtadt? Komm mit mir, Margarethe, ich will dich glücklich machen — wenn ich kann!"

„Ei, Junker Tuler," ſagte die Eßlingerin, „ſo geht mir doch! Wer hat euch denn geſagt, daß ich glücklich ſein wolle? Und vollends durch euch! Geht, geht! Ich denke, ihr ſeid lang genug in meines Vaters Hauſe geweſen."

Der Junker betrachtete noch einmal die ſchlanke Geſtalt, noch einmal das liebliche Antlitz mit den langbewimperten Augen und dem friſchen rothen Munde, das ſich höhniſch von ihm abwandte. Dann kehrte er ſich zur Thüre und ging.

„Er iſt fort, der Narr!" ſprach Margarethe vor ſich hin, als die Thüre ſich geſchloſſen hatte. „Und iſt's denn wahr mit dem Götz? der Schurke!" rief ſie zornig; aber ſchnell bekam ihre Eitelkeit wieder die Oberhand. Sie zog einen Metallſpiegel hervor und betrachtete ſich darin beim letzten Licht des Tages. Mit der Hand ſtrich ſie über die Stirne, eine Falte zu verwiſchen. Dann ſagte ſie langſam: „bin ich nicht mehr die ſchöne Margarethe? Wohl, wohl, es fehlt mir nichts. Die Lippen noch friſch, die Wangen noch roth, die Augen noch hell, die Stirne ohne Falten — es wird ſchon ein Anderer kommen!"

Als Junker Hans hinaustrat, fand er eine lebhafte Bewegung auf den Straßen. Bald traf er auf einen ſeiner Reiſigen, welcher ihm erzählte, es ſei zu einer Schlacht gekommen im Neckar. Zuerſt hatten die Troßknechte, welche die Pferde von beiden Heeren zur Tränke

ritten, ſich gezankt, bald war es zum Gebrauch der Waffen gekommen und endlich rückten von beiden Seiten immer mehr Streiter ins Gefecht. Hans ſammelte die Seinigen und durch die Pliensau gings den Mezgerbach hinaus an den Punkt, wo ſich der Kanal, welcher die Stadt durchſtrömt, vom Neckar trennt; denn dort war die Wahlſtatt.

„So ſchön, ſo ſchön!“ murmelte Hans vor ſich hin, indem er ſeiner Schaar voranritt, „und doch fehlt ihr das Beſte! Sie hat kein Herz! Und doch muß ich ſie lieben!“ Ein Reim kam ihm in den Sinn, den er einſt in einem Minneſänger geleſen und dieſen mußte er immer vor ſich hin ſprechen:

„O weh, du lichte Frühlingsſonne,
O weh, du ſüßer Vögelein Laut!
Kurz, ach! kurz iſt die Maienwonne,
Betrogen iſt, wer ſchönen Augen traut!

Ohne daß er ſich's bewußt war, ſtürmte er in's dichteſte Kampfgewühl; er ſprengte ſein Roß in den Kanal, um das feindliche Ufer zu gewinnen. Schon arbeitete ſich dieſes an dem Ufer empor, da traf ihn in die Kehle der Todespfeil. Brennend ſchmerzte ihn die Wunde, und jener Traum kam ihm in den Sinn, da der ſchöne Vogel ihm an die Kehle flog. Er ſank — wie kühlte die Fluth des Neckars. Die Taube, die Taube ſchwebte über ihm und mit dem letzten leuchtenden Blick ſchaute er zu ihr empor, als er in den blutgefärbten Fluthen des Fluſſes verſank.

8.

Treue Liebe kommt zum Ziel.

Aus den Fenſtern der ſtolzen Feſte Reuſen ſchaute der Graf Eberhard der Erlauchte hinaus in das lachende Land: die Wälder der Alb zeigten den erſten grünen Schimmer, die Thäler aber glänzten weiß vom Blüthenſchnee. Das Land war wieder ſein; durch alle Stürme hatte er ſein Schifflein glücklich durchgeführt. Vom fernen Berge dort leuchtete ſeine Stammburg, neu aus dem Schutt erſtanden. Er gedachte des ſchönen Gebäu's, das eben ſeine Steinmetzen in der Stadt Stuttgart aufführten: dorthin hatte er nämlich das Stift zu Beutelſpach verlegt, und da Alle diejenigen, welche im Kriege Einkünfte und Güter des Stiftes beſchädigt oder weggenommen hatten, dazu beiſteuern mußten, ſo erhoben ſich um ſo prächtiger Kirche und Stiftsherrnbau. Die langen Mauern dort zeigten ihm die Burg von Eßlingen. Er gedachte der heißen Schlacht im Neckar, und wie nach Königs Ludwig Abzug der Gegenkönig Friedrich von Oeſtreich die Stadt doch genommen und den Zünften ihre Rechte beſtätigt hatte; denn dadurch, ſo dachte der Graf, werde die alte Zwietracht zwiſchen Zünften und Geſchlechtern nicht aufhören und er mit ſeiner unbequemen Nebenbuhlerin um ſo leichteres Spiel bekommen. Auch hatten die Eßlinger, nachdem auch Friedrich abgezogen, müde des Krieges, der ſie nur in Schulden ſtürzte, mit Eberhard Frieden geſchloſſen und ihn in alle früheren Rechte, die er vor Ausbruch des Kriegs in der Stadt

hatte, wieder eingesetzt. — Am fernen Horizonte dort tauchte auch die Burg Asberg auf und erinnerte ihn an jene abenteuerliche Flucht und an das benachbarte Gröningen, das unter den von Alters her seinem Haus gehörigen Städten ihm am längsten widerstanden. Allein trotz aller Anstrengungen der Stadt waren die 12,000 Pfund Heller, für die sie ihm verpfändet war, immer noch nicht bezahlt und früher oder später, so rechnete er, mußte die Stadt, die sich an Oestreich übergeben hatte, doch an ihn oder seine Nachkommen fallen.

Ein Page trat ein und fragte nach des Herrn Befehlen. Fröhlich sprang der Graf auf und rief: „Ruf meine Leute zusammen; noch eine lustige Jagd im Uracher Thal drüben, ehe der Sommer kommt und das Gebüsch zu dicht wird."

Bald waren die rüstigen Jäger versammelt und die Jagd sauste fort über die Höhe, dann ins Thal hinab und wieder hinauf. Manch schneller Hirsch erlag dem Bolzen und mancher Eber rannte in den kunstgerecht vorgehaltenen Speer. Man gelangte auf die Höhe, wo der Wald aufhörte und die Waiden sich ausbreiten. Dort am Saume des Waldes unter schattigen Buchen lagerte die Schaar zum Mittagsmahl.

„Da ist ein Schäferbursch, der euch sprechen will," meldete ein Page.

„Soll kommen!" rief der Graf und Stephan, der Schäfer, trat vor ihn, unter dem Mantel etwas verbergend.

Nachdem er sich verneigt, hub er an: „Wollt' euch

nur etwas zurückgeben, Herr Graf, das ich einſt von euch geliehen — den Hut da!“ ſagte er', den Mantel auseinanderſchlagend.

Der Graf ſchaute ihn eine Zeit lang verwundert an, dann brach er aus: „Bei Gott, du biſt's, der Schäfer, der mich vom Asberg heruntergeführt hat!“

„Derſelbe, Herr,“ ſagte Stephan, „und, mit Verlaub, ſeid ihr vollends glücklich an Ort und Stelle gekommen, Herr Graf?“

Dieſer lachte: „Wohl, Burſch, ich hört' es noch mit an, wie ſie dir nachgaloppirten, und trabte dann lachend meine Straße Beſigheim zu auf des Sonnenwirths Rößlein von Thamm, das wir damals in der Eile entlehnt hatten. S' war aber ſein Schade nicht! doch wie ging's dir?“

„Das Rößlein fingen ſie, mich nicht; ich ließ es laufen und machte mich bei Rieringen den ſteilen Abhang hinab an die Enz, die ich durchſchwamm und drüben lachend meines Weges zog, indeß ſie nach mir auf der Höhe jeden Buſch durchſuchten. Als ſie nachher heimtrabten, pfiff ich ihnen zur Unterhaltung noch den Schäfermarſch über die Glems hinüber.“

„Du gefällſt mir, Burſch,“ ſagte der Graf laut auflachend. „Nun ſag, was ſoll ich dir geben für den Hut, den du mir ſo treu bewahrt ſeit der Zeit, da ich ihn dir gab, meine Verfolger zu täuſchen?“

Der Schäfer ſenkte den Kopf. „Nichts, Herr!“ ſagte er trübſelig.

„Nichts, Burſche?“ rief der Graf auffahrend.

„Willſt du auf einmal ein Narr werden? Bitte, s' iſt nicht immer ein Tag wie heut."

„Wenn ich bitten ſoll muß ich zweierlei bitten und ihr müßt mir's im Voraus zuſagen!" ſagte jetzt Stephan, die Augen erhebend.

„Ei, noch beſſer!" rief der Graf. „Vorher Nichts, nun zwei Bitten und im Voraus zugeſagt. Du freuſt mich. Doch, es ſei dir heute gewährt. Rede, wenn's nicht über Menſchenmöglichkeit geht."

„Verzeihung, Herr! Ich habe mein Leben an euch verwirkt, ſchenkt es mir!"

Der Graf runzelte die Stirne: „Was ſoll ich hören, Burſch?"

„Ich bins, Graf, der den Eßlingern den Brunnenteichel ins Stift zu Beutelſpach verrathen! O Herr Graf," fuhr er fort, als er deſſen Geſicht immer finſtrer werden ſah; „wenn ihr mir's nicht verzeihen könnt, ſo ſtraft mich, ſtraft mich an Leib und Seel! Zwar hab ich's bitter bereut, aber — "

„Ich hab dir zugeſagt, Schurke!" unterbrach ihn der Graf in tiefem Tone, „und mein Wort geht nicht zurück. Aber ſag mir, wie kamſt du dazu?"

„O Herr, das iſt eine lange Geſchichte, wenn ihr ſie anhören wollt!" und mit tief geſenktem Haupte beichtete der Schäfer ſeine Liebe und Alles, was wir ſchon wiſſen.

„So!" ſagte Eberhard trocken. Und deine zweite Bitte iſt wohl, daß ich jetzt bei dem alten Schäfermartin für dich um ſeine Liſe werben ſoll?"

„O Herr, wenn ihr mich überhaupt noch am Leben laſſen wollt, ſo thut's, ihr allein könnt es, der Alte hats ſelbſt geſagt."

„Was hat er geſagt?"

„Nicht eher, als bis der Graf ſelbſt für dich wirbt, bekommſt du meine Tochter," ſagte er zu mir, als ich ihm die Geſchichte vom Asberg erzählte, um mich zu rechtfertigen."

„Bei Gott, Burſch, du weißt dein Sach anzubringen, und das gefällt mir an dir!" rief der Graf, indem er wieder freundlicher wurde. „So komm, wir wollen den Schäfer beim Wort nehmen!"

Die Jagdgeſellſchaft machte ſich auf und hinüber gings ins Seeburgerthal zur Wohnung des Hirten, der verwundert ob des Zuges vor ſeiner Thüre ſaß.

„Nun, Schäfermartin, wie geht's?" rief ihm der Graf von ferne zu. „Wo habt ihr eure Liſe?"

Der Schäfer erhob ſich ehrerbietig und rief dem Mädchen aus der Stube, die ſich verſchämt hinter den Vater ſtellte.

„Ei, Martin," begann der Graf wieder, „s' iſt hohe Zeit, daß das Mädel unter die Haube kommt; ich bring ihr einen Bräutigam, wenn ihr wollt!"

„S' hat ſeinen Haken, Herr Graf," erwiederte kopfſchüttelnd der Alte: „den ſie will, will ich nicht, und den ich will, will ſie nicht, und ſie iſt ein Trotzkopf!"

„Ei, Liſe," ſagte der Graf, „aber den ich will, willſt du doch!"

Das Mädchen barg das Geſicht in der Schürze, allein ſie ließ ein deutliches „Nein“ vernehmen.

Da ſprang Stephan hervor und rief! „Was, mich willſt nicht?“

„Den?“ fragte verwundert der Alte.

„Ja, den will ich, Meiſter Martin,“ ſagte der Graf, „iſt er euch nicht recht?“

„Wenn ihr, Herr Graf, ihn wollt, ja!“ erwiederte der Schäfer.

„Und du, Liſe, willſt du ihn nicht?“ fragte Eberhard.

Das Mädchen barg das Geſicht noch tiefer in die Schürze, bis Stephan ungeduldig rief: „Mich willſt nicht, Liſe?“

Da ließ ſie die Schürze fahren, ſprang zu ihm hin, und den Kopf an ſeiner Bruſt bergend ſtammelte ſie: „dich für immer, für immer!“

Das Mädchen von Eßlingen.

1.

Der wilde Jäger.

Der Sturm brauste durch den Odenwald und ſchleuderte die mächtigen Stämme der hundertjährigen Eichen mit furchtbarem Krachen zu Boden. Schwarze Gewitterwolken, ſich zornig ihrer Blitze entladend, flogen über den dunkeln Wald hinweg, die Donner rollten in tauſendfachem Echo durch die Berge, den furchtbar heulenden Flügelſchlag des Sturmes übertäubend. Kein kühlender Regen erquickte die feuerſchwangere Luft, drückend ruhte ſie über der Natur.

So war die Nacht, in der ſich aus den Ruinen des Schnellert's eine dunkle Geſtalt erhob. Immer höher und höher trat ſie über das verwitterte Gemäuer hervor, und ſchwebte dann, wie eine düſtre Nebelgeſtalt, über die Zinnen des alten Thurmes hinweg. Grauſig war ihr Anſehen; als habe der Sturm einer Gewitterwolke die Umriſſe einer Menſchengeſtalt gegeben, ſo geformt, und doch formlos, ſo körperlich, und doch körperlos,

schwebte sie, wie aus feuchtem Abendnebel gehaucht, über die Ruinen. Der Sturmwind vermochte nicht, die luftig Schwebende zu jagen, ruhig zog sie seinem rauschenden Flügelschlage entgegen, und selbst der Donner schwieg, kein Blitz leuchtete mehr, nur der Mond breitete durch zerrissene Wolken seinen silberstrahlenden Schleier aus, der aber heute einem weißen Leichentuche glich.

Jetzt schwebte die Nachtgestalt über einer verdorrten, vom Blitz zerschmetterten Eiche, auf deren kahlen Aesten Rabe und Uhu, in banger Furcht, lautlos neben einander saßen, und aufwärts nach ihr blickten, die jetzt ihren feuchten Mantel, ihn wie einen Nebelstreif abrollend, hinter sich ziehen ließ, sich zur Erde senkte und einen Schlafenden, den sie in ihren Riesenarmen trug, unter den verdorrten Baum niederlegte. Nicht mehr schwebend, eine furchtbare Gestalt, hoch über die Eiche, selbst über die jetzt scheu emporflatternden Nachtvögel ragend, stand sie, mit ihren Flammenaugen durch die finstre Nacht auf den Schlafenden blickend.

Dieser war ein Mann, in der Jagdkleidung der Ritter aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dunkles, schwarzes Haar rollte über die gefurchte Stirn, ein langer, krauser Bart machte das leichenbleiche Gesicht noch furchtbarer, und obgleich die Augen fest geschlossen waren, kein Glied sich rührte, kein Leben verkündender Athemzug die Brust hob, schien doch sein Schlaf unruhig, und die fest zusammengepreßten Lippen auf böse, schwere Träume zu deuten.

Während die Nachtgestalt, den Arm auf den Eich-

gipfel geſtützt, unverrückt neben dem noch Schlafenden ſtand, ſchwieg der Donner noch immer; nicht des Blitzes Leuchten, nicht Mond noch Sternenlicht erhellten das furchtbare Dunkel, und nur die drückende Schwüle hing noch mit ihrer Centnerlaſt über den Erdball gebreitet. Da tönte die Thurmuhr vom nahen Kloſter, und mit ihrem erſten Schlage ſtreckte die Rieſengeſtalt den Arm über den Schläfer, und mit dem letzten eilften Schlag erſchallte, als ob die Erde in ihrer Tiefe zürnend grolle, ein dumpfes: „Erwache!“

Bei dieſem Rufe öffnete der Schlafende die Augen und ſtarrte ſtaunend in die dunkle Nacht hinein, wo er, trotz der Finſterniß, die Geiſtergeſtalt neben ſich ſtehen ſah.

„Ha!“ rief der Erwachte und fuhr von ſeinem feuchten Mooslager auf: „Du hier? Und ich wieder zum Verderben erwacht? — Alſo noch kein Erbarmen, keine Vergebung?“ —

„Keine!“ hallte es im dumpfen Echo wieder; die Geſtalt erhob ſich, rollte zuſammen, und zog, gleich einen Morgennebel, den der Wind über die Stoppel treibt, einer Gewitterwolke nach, die ſich nun von Neuem ihrer Blitze entlud.

Der Mann blieb allein unter dem verdorrten Baume ſtehen, den jetzt die Raben krächzend umflogen. Der Sturmwind heulte wieder furchtbar durch das Geſtein der verfallenen Burg, und durchrauſchte den langen flatternden Bart des Mannes. Er ſchien es nicht zu achten, ſein Flammenauge ſtarrte vor ſich nieder, und die vorhin ſo ruhige Bruſt hob ſich ſtürmiſch. „Was mahnſt du

mich so laut, du längst vermodertes Herz?" rief er endlich. „Als ich noch unter den Lebenden wandelte, mahntest du mich nie! Was rufst du mir jetzt zu, den Blick hinauf nach dem furchtbaren, unerbittlichen Richter zu wenden, zu dessen Ohr nur ein frommes Gebet dringt, das mir, dem Sünder, versagt ist? — Warum beginnst du erst jetzt menschlich zu fühlen, da kein warmer Tropfen Lebensblut aus dir strömt? Was quälst und treibst und drängst du mich dort hinauf, wo ich, ein Verworfener, ausgestoßen ward? — Bin ich nicht an diese Erde gebannt, die längst ihr Theil von mir zurücknahm, und muß ich nicht dennoch, Unglück verkündend, ein Todter unter Lebenden wandeln? — An mein Grab rütteln die Geister, daß mein Schlaf nicht friedlich sei, von meinem wilden Leben träume ich dort unten immer, und wenn die Furchtbaren rufen: „Erwache!" dann treibt mich die Sünde hinaus, ich muß rennen durch Sturm und Nacht, muß jagen und jauchzen, und möchte jammern und sterben!

„Wie oft hab' ich nicht im Leben, wenn meine frevelnde Hand den Dolch in des Unglücklichen Brust stieß, den Tod herbeigerufen, und jetzt, da ich ihn für mich erflehe, flieht er mich hohnlächelnd, seine Sense beugt den verdorrten Halm, doch knickt sie ihn nie. Ich lege mich in die Gruft, wie einst auf mein Lager, und mir graust vor dem Erwachen; denn meine Morgenröthe ist finstere Rabennacht! — Für mich allein ist kein Todesschlaf!" —

Als er dies sprach, schmetterten aus weiter Ferne

Trompeten, Hörnerruf, widrig und kreiſchend, erſchallte durch das Brauſen des Sturmes, Rüden heulten, Roſſe wieherten, und deutlich konnte man das Dröhnen ihres Hufſchlags vernehmen. „Biſt du auch ſchon in meiner Nähe, Unglücksgefährte?“ rief er, als er aus dem Walde zwei feurige Punkte, gleich zwei brüderlich nebeneinander hüpfenden Irrlichtern, ſich nahen ſah. „Biſt du auch ſchon hier, alter Greif, du mein treuer Gefährte und Vollſtrecker manch grauſamen Befehls? Naht ihr ſchon, ihr wilden Geſellen meiner Fehden und Jagden? Soll der Unglück verkündende Kriegszug ſchon wieder beginnen, und die wilde Jagd durch Forſt und Flur verwüſtend ziehen? Naht ihr mir ſchon wieder, und behielt das Grab Keinen von Euch zurück? — Nur ſie erſcheint mir nicht! — Iſt dir endlich Ruhe geworden, Unglückliche? Schläfſt du einen feſten Schlaf, und wecken dich keine böſen Träume und keine Geiſter mehr, arme Mathilde? Wohl dir! wenn dort oben Milde an dir, Unſchuldige, geübt wurde. — Du fehlteſt menſchlich, ich — teufliſch!“ Starr ſah er bei dieſen Worten vor ſich hin, da erblickte er eine graue Dogge winſelnd zu ſeinen Füſſen, und das Wiehern und Stampfen der Roſſe, das wilde Gebell der Rüden ſchien immer näher zu kommen, immer lauter das Schmettern der Trompeten, der Hörnerruf durch das Rauſchen des Sturmes zu heulen. Aber auch Harfentöne, ſanft und mild, drangen durch das hölliſche Chor, und auf den Zinnen des grauen Thurmes erſchien eine lichte Geſtalt, gleich einer weißen Friedenstaube ſchwebte ſie herab zu ihm, der, die luftigen

Arme nach ihr ausſtreckend, „Auch Du hier? Unglückliche!“ ausrief.

„Ich träumte, Du verließeſt mein Lager, verließeſt mich,“ ſprach die Geſtalt, „da erwachte ich angſtvoll, und obgleich meine Wunde noch brennt, warf ich doch das Leichentuch um, nahm die Laute, ſuchte Dich auf — und habe Dich gefunden!“

„Unglückliche!“ ſprach der Jägersmann dumpf vor ſich hin, „Unglückliche!“ wiederholte er: „Kehre heim, zurück in Deine Gruft!“

„Treibt mich auch kein Fluch aus meinem Grabe, öffnet es doch die Sehnſucht nach Dir,“ erwiederte ſie traurig. „Oder iſt es die Strafe für mein Vergehen, daß ich Dir im Tode ſo willig folge, wie ich es im Leben that?“

„Fliehe mich!“ rief er jetzt mit dem Tone der Verzweiflung. „Hörſt Du nicht das wilde Heulen und Jauchzen? — Die Gräber haben ſich aufgethan, die Todten ſind erſtanden, der Kriegszug beginnt, die wilde Jagd iſt los!“

„Faſſe Muth!“ bat ſie den Verzweifelnden: „Vertraue dem Barmherzigen! Wende Dein Herz zum Himmel, ſprich ein brünſtiges, ein reuiges Gebet, es wird gewiß erhört!“

„Kann ich?“ fuhr er wild auf: „Kann ich dem Dämon, der mich erfaßt, gebieten: „Laßt mich los. Oh! möcht' ich auch beten, ich kann nicht!“

„Otto!“ rief vom Schmerz ergriffen die Geſtalt:

„Frevle nicht, häufe nicht das Maaß Deiner Schuld noch mehr, des Herrn Barmherzigkeit iſt groß!“

„Groß?“ rief er hohnlachend, während das wilde Kriegsgetöſe immer näher kam: „Bewährt ſie ſich an Dir, Du Unglückliche? Läßt ſie Dich im Grabe ſchlummern, ward Dir Vergebung?“

„Aus meines Grabes Ruh' zieht mich die Sehnſucht nach Dir, mein Geliebter; mit dem Blute, das aus meiner Wunde floß, entquoll die Liebe meinem Herzen nicht. Laß mich Dein guter Engel ſein — vielleicht —“

„Hoffe nichts,“ unterbrach er ſie, „und ſein feuriges Auge rollte immer wilder: „Mich treibt der Fluch meines ſterbenden Weibes, auch noch im Tode zur Fehd' und Schlacht auszuziehen; und wenn dann die Krieger, bis die Friedensfahne weht, auf dem Rodenſteine ruhen, treibt mich indeß die Sünde mit meinen wilden Jagdgeſellen hinaus in den Wald, dort über Flur und Saat, mit ihnen zu jagen. Wenn die Schuld mit blutbefleckter Fauſt an mein Grab klopft, muß ich erwachen; wenn der Tod, dem ich, ein wilder Schnitter der Halme, ſo Manchen mähete, auf ſeinem klappernden Roſſe voranzieht, muß ich folgen. — Die hohen Föhren, die hundertjährigen Eichen beugen ſich dann unter dem Hufſchlag meines Roſſes, und die Nebel zertheilen ſich vor dem Schnaufen der wilden Beſtien und dem gellenden Ruf meiner Hörner. — Was hilft mir der Wille, was hilft mir das dumpfe Gefühl der Reue? Das Schmettern der Hörner, der Jagdruf der Geſellen übertäubt bald ihre leiſe Stimme. Zöge mein treuer Eckard nicht warnend

vor mir her, wäre ich auch im Tode noch das Verderben der Menſchen, wie ich es im Leben war."

Da tönte von dem Kloſterthurm der erſte dumpfe Schlag der Mitternacht, und auf des Sturmes Flügeln fuhren die wilden feurigen Geſtalten einher; Ritter, ſchwarz geharniſcht wie zur Schlacht, die Flammenlanzen in der Hand, einen feurigen Dornbuſch ſtatt Helmſchmuck auf dem ſchwankenden Eiſenhelm, mit glühenden Augen aus dem geſchloſſenen Viſir blickend, Reiter im Jagdgewand, mit bleichen Todtengeſichtern, auf ſchwarzen und fahlen Roſſen jagend; Rüden, los und gekoppelt, ſtürzten mit wildem Geheul heran; Hörner- und Trompetenſchall, gellend und widrig, ſchmetterte durch das Toben des Sturmes und ſcheuchte die Nachtvögel auf, welche krächzend und ängſtlich die Burg umkreisten; der alte Leibknappe des Ritters, mit grauem, zottigem Barte, führte das ſchwarze, wiehernde Streitroß herbei, und Waffengeklirr und das wilde Huſſa der Jäger erſcholl durch Berg und Thal.

Da ſank Mathilde vor dem Jägersmann zuſammen: „Bleib' zurück, Otto!" flehte ſie, „bleib' zurück, laß ſie ziehen — faſſe Muth, und wende Dein Herz zu Gott!"

„Ich muß," rief er, als der letzte Schlag verhallte: „Unglückliche, ich muß! Mich treibt meine Schuld!" — Er riß Helm und Lanze aus des Knappen Hand, ſchwang ſich auf das bäumende, ſchnaubende Roß, und ſprengte vor dem Kriegszuge her. „Blaſt, blaſt, Trompeter!" brüllte er: „Laßt die Hörner erſchallen, Ihr Jäger! —

Laßt die Rüden los, ihr Geſellen! — Seht Ihr die Führer nicht nahen?“

Und auf einem falben Roſſe jagte raſſelnd der Tod über ſie her, ihm zur Seite die lockende Geſtalt der Sünde; ſie ließen ſich an der Spitze des Kriegszugs nieder, der unter Waffengeklirr und Trompetenklang langſam und ernſt gen Rodenſtein zog. Vom Blitz beleuchtet, vom Donner begleitet, rauſchten ſchweigend die luftigen Jagdgeſellen in wilder Unordnung hinterdrein; denn erſt vom Rodenſtein aus begann ihre wilde Jagd.

Nur Mathilde blieb, die Harfe im Arm, unter dem Baume zurück, ſah traurig dem Zuge nach, und achtete des Jünglings nicht, der ihren luftigen Zelter haltend, ſehnſuchtsvoll nach ihr blickte. „Wollt Ihr nicht aufſitzen, Herrin, und ihm folgen?“ fragte er endlich: doch ſie hörte nicht auf ihn, kniete nieder, und ihr Schmerz ſprach ſich im frommen Gebete aus. — Da zerrann, bei ihren heiligen Worten, die luftige Geſtalt von Diener und Roß, ein feuchter Nebelſtreif zog über die Trümmer der Burg dahin; die Betende blieb allein.

Der Sturm hatte ſich gelegt, das Gewitter war vorüber, unbewölkt warf der Mond ſein Silberlicht über die Trümmer der Burg, hell glänzten die eckig gehauenen Steine des halb verfallenen Thurmes, und die Regentropfen funkelten wie Kryſtall vom Mondlicht beſtrahlt. Der Nachtwind rauſchte nur leiſe durch das alte Gemäuer, und das hohe Gras, das in der verödeten Kapelle die Gräber deckte, ſchwankte, von ſeinem kalten Hauche berührt, hin und her. Die Nachtvögel waren wieder

zur Ruhe gegangen; die betende Geiſtergeſtalt ſtörte ſie nicht.

Dieſe hatte ſich jetzt von der Stelle unter dem Baume erhoben, und ſchwebte zu den Trümmern der Burg zurück. Hier ließ ſie ſich auf einem hohen Steine, der wahrſcheinlich einſt der Altar der Kapelle geweſen war, nieder, die Stunde des angſtvollen Schlummers, den ihr die Morgenröthe brachte, zu erwarten. Stunden waren an ihr vorüber gegangen, ſie hatte es nicht bemerkt; ihre Harfe im Arm, ihr Auge nach den Sternen gerichtet, ſchwanden ſie ihr unbeachtet. Doch jetzt, als ſie aus der Ferne Rüdengebell und Hörnerklang vernahm, fuhr ſie auf: — „Barmherziger Gott! erhöre mein Gebet!“ rief ſie, auf ihre Kniee ſinkend: — „Vergib mir meine Schuld, vergib ihm ſeine Sünde, gib ihm Kraft, ſich zu Dir zu wenden, — gib uns die ewige Ruhe!“ —

Und es rauſchte über ihr, gleich dem Flügelſchlage aufgeſcheuchter Nachtvögel; Schatten, grau und düſter, ſchwebten über das Gemäuer dahin, und der Ritter von Rodenſtein ſenkte ſich aus den Lüften vor ihr nieder. „Auf, auf!“ rief er: „auf, Mathilde! Im Oſten beginnt der Tag zu grauen; die Jagd iſt vorüber; klopf' an die Pforte, daß ſie ſich öffne!“ —

„Willſt Du Dich wieder ohne Nachtgebet zur Ruhe begeben?“ fragte ſie traurig.

„Auf meinem Jagdzuge habe ich das Beten verlernt. — Komm, Liebchen! Komm ins kühle Bett, zwar nur eng und klein, ſchauerlich und kalt; doch zieht es *mich hin. Mach'* auf die Pforte, Du klappernder Thor-

mächer!“ rief er, „mach' auf! ich komme mit meinem Liebchen!“ Er streckte den Arm nach ihr — sie verſanken.

2.

Magdalene.

„Gevatter! Gevatter!“ ſagte der kleine, verwachſene Stadtſchreiber der freien Reichsſtadt Eßlingen zu dem grämigen Wirthe der Herberge zum ſchwarzen Adler: „Allzuſcharf macht ſchartig! Was ſoll der ewige Unmuth, was ſoll das Schmollen über Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind?“

„Trinkt, Herr Stadtſchreiber!“ erwiederte Benedikt Hegelin, der Wirth: „Laßt es Euch ſchmecken, kümmert Euch um die Wohlfahrt unſerer Vaterſtadt, und nicht um meine Laune, die wird durch Eure geſuchten, wohlgeſetzten Reden nicht geändert.“ Er ſchenkte ihm bei dieſen Worten das Kelchglas wieder voll, dann ſagte er mit Unmuth: „Es ziehen von Neuem trübe Wolken jenſeits des Rheins über unſer liebes Deutſchland her; der franzöſiſche König wirbt, aus allen Provinzen ziehen die Kriegsvölker der Grenze zu, und kaum hat der harte Friede von Nimwegen den deutſchen Landen einige Ruhe gegönnt, kaum ſind die Brandſtätten wieder bebaut, ſo droht der Krieg von Neuem zu wüthen. Trinkt doch, Herr Stadtſchreiber!“ unterbrach er ſeine politiſche Klagrede: „Trinkt!“ und ſeht mich nicht ſo ſeitwärts mit Euren blitzenden Augen an; Ihr wißt, ich liebe einen offenen geraden Blick.“

Doch weiter, weiter, die Kanne iſt bald leer, ich muß ſonſt, ehe Ihr beendet habt, hinaus, ſie wieder zu füllen."

„Darum rath' ich Euch, Eure Freunde zur Eintracht zu ermahnen, und ihnen mit gutem Beiſpiel voranzugehen," fuhr der Stadtſchreiber fort, ohne ſich im Mindeſten aus ſeiner kalten Ruhe bringen zu laſſen. „Dies mein Rath in Hinſicht der Stadt; nun von dem, was mich perſönlich und näher angeht."

„Das alte Lied!" unterbrach ihn Benedikt mürriſch, während der Stadtſchreiber ſich durch einen Trunk zu ſeiner Rede ſtärkte.

„Ihr habt mir nun ſchon zweimal Eure Tochter für meinen Sohn verſagt," begann er, „ohne mir einen andern Grund anzuführen, als daß Ihr ihn nicht zum Eidam wollt. In jetziger Zeit, wo der politiſche Horizont ſo trübe wird, iſt jeder Jungfrau eine Stütze nöthig, und um ſo mehr, wenn Gott ſie mit Schönheit und Anmuth begabt hat, wie Euer Töchterlein; in Kriegszeiten iſt Schönheit nicht immer eine koſtbare Mitgift. — Und was könnt Ihr gegen meinen Sohn haben? Iſt er nicht ein feiner, wohlgebildeter, junger Mann, erlaubt ihm ſein einträgliches Geſchäft nicht, ein Weib zu nehmen, und glaubt Ihr, der alte Mathias Keller würde ſeine Truhen unter Schloß und Riegel halten, wenn Jungfer Magdalene als Hausfrau in ſeines Sohnes Wohnung einzöge? Haltet mich nicht für ſo filzig! Ich gebe meinem Andreas ein gleiches Heirathsgut mit, wie Ihr Eurer Tochter —"

Der Mann im Lehnſtuhle ſchwieg.

„Nun,“ fuhr der Stadtſchreiber fort, dem dies Schweigen die Hoffnung mehrte, „nun, überlegt nicht lange — Mein Andreas iſt jung, hübſch, reich, ein ehrenwerther Mann —“

Ein unwillkührliches, ſpöttiſches „Hm!“ das Herrn Benedikt entſchlüpfte, unterbrach den glücklichen Vater auf unangenehme Weiſe in dem Fluß ſeiner Rede. — „Was ſoll der ſpöttiſche Ausruf bedeuten, Herr Gevatter?“ fragte er jetzt den immer noch in Gedanken Sitzenden: „Zweifelt Ihr etwa, daß mein Andreas ein ehrenwerther Mann ſei?“ —

„Herr Stadtſchreiber,“ nahm der Wirth zum ſchwarzen Adler das Wort, rückte ſeinen Sorgenſtuhl näher, nahm ſein ſchwarzes Käppchen mit Heftigkeit ab, und legte es etwas zuſammengeballt neben ſich: „Ihr habt mir im Leben manche Gefälligkeit erzeigt, zwar keine umſonſt, doch das thut nichts zur Sache, ſeid mein Nachbar, und bis jetzt haben wir immer in Friede und Freundſchaft neben einander gelebt, ich habe Euren Sohn, Ihr meine Tochter zur Taufe gehalten, und ſo beſtand ſeit vielen Jahren ein freundliches, wenn auch kein herzliches, Verhältniß unter uns Beiden, das ich in meinen alten Tagen nicht gern geſtört ſehen möchte. Deßhalb wich ich den Bewerbungen für Euren Sohn aus, ohne Euch reinen Wein einzuſchenken; ich glaube aber, ich that nicht gut daran, denn der gerade Weg iſt immer der beſte, und darum will ich ihn jetzt wenigſtens gehen, und nun nichts für ungut, Herr Stadtſchreiber!“ Er ſetzte ſein Käppchen wieder auf und fuhr dann fort:

„Was die Rathswahl anbetrifft, ſo weiß ich, daß Ihr mir, trotz Euren Verſicherungen, entgegen waret, Ihr hattet Eures Sohnes wegen einen Groll auf mich geworfen, und vergaßt darüber ſo Manches, was Ihr nicht hättet vergeſſen ſollen. Ich habe Euch vergeben; in der Leidenſchaft handelt der Menſch nicht immer, wie er ſoll. Warum ich aber Euren Sohn nicht zum Eidam mag? Meine Magdalene mag ihn nicht zum Manne, ich wünſche mir ihn nicht zum Eidam, — ſeht, das ſind von den mancherlei Urſachen die hauptſächlichſten, und es bedarf nun wohl keiner Rede mehr.“ —

Er ſchenkte bei dieſen Worten die Kelchgläſer wieder voll. Der Stadtſchreiber, ohne ſein Geſicht nur im Mindeſten zu verändern, hatte ihm ruhig zugehört, hatte ihm das leere Glas hingehalten, und erſt, als der alte Reichsbürger das Zimmer verlaſſen, umzog ein teufliſches Lächeln ſeinen Mund, wobei er nachdenkend in das gefüllte Glas blickte. Jetzt mochte ihm ein böſer Geiſt einen klugen Gedanken eingegeben haben, denn er ſah, beifällig mit dem Kopfe nickend, auf, ſein Entſchluß ſchien gereift, und als der Wirth wieder eintrat, war des Stadtſchreibers Geſicht ſo ausdruckslos, ſo flach und gleichgültig, als ob zwiſchen ihnen Beiden Nichts vorgefallen ſei.

„Nun denn, werther Gevatter!“ brach er endlich das Schweigen: „So hart Euer eben geſprochenes Wort auch für mich war, ſo ſehr es mir auch alle Hoffnung für meinen Sohn genommen hat, ſoll doch Friede und Freundſchaft ferner unter uns ſein und bleiben. Auch *wenn* Magdalene meine Schwiegertochter nicht wird, ſoll

ſie und Euer zukünftiger Schwiegerſohn dennoch hoch leben; kommt, ſtoßt an!"

„Wie meint Ihr das, und wen meint Ihr?" ſagte Herr Benedikt, das Glas unberührt vor ſich auf dem Tiſche ſtehen laſſend: Aus Euren Augen, Gevatter, blitzt die Schadenfreude; erklärt Euch deutlicher."

„Nun, Freund! Was bedarf es da weiterer Erklärung?" nahm der Stadtſchreiber das Wort. „Was die ganze Stadt weiß, werde ich doch wohl auch wiſſen können."

„Was wißt Ihr, was weiß die ganze Stadt?" fuhr Benedikt heftig auf.

„Daß der Kaufmannsſohn aus Gmünd, der bei dem Württemberger Reiter-Geſchwader in Tübingen ſteht, Eurer Tochter Herz ſchon längſt gefeſſelt hat."

„Aber das Meine nicht!" unterbrach ihn der Vater, immer heftiger werdend.

„Glaube es wohl," fuhr der Stadtſchreiber fort: „Wie konnte auch ein ſo rechtgläubiger, lutheriſcher Chriſt ſein Kind einem Katholiken geben wollen?"

„Nimmermehr, nimmermehr!" fuhr Benedikt von Neuem auf.

„Und deßhalb dachte ich ſo nach meinem geringen Verſtande, daß es doch wohlgethan und beſſer ſei, der Sache durch eine anderweitige ſchnelle Heirath zuvorzukommen, ehe der Liebesteufel die Jungfrau ganz umſtrickt, und ſie von dem rechten Glauben abwendig macht." Er hielt inne, und beobachtete ſeinen Nachbar aufmerkſam, der ſchweigend vor ſich hin ſah.

„Ihr thatet überdies nicht wohl, Gevatter," fuhr er dann fort, das Feuer, das in des Alten Auge blitzte, noch mehr anſchürend, „das Mädchen nach Gmünd zu Eurer Schwägerin zu ſchicken, nach jener Stadt, wo das Licht Lutheri noch nicht geleuchtet, und wo in jenem Hauſe ſchon manches gläubige Herz verführt wurde. — Ihr thatet nicht wohl daran! — Doch, geſchehene Dinge ſind nicht mehr zu ändern; nur für die Zukunft kann der menſchliche Verſtand ſinnen und grübeln, und ein guter, wohlgemeinter Rath nur dort Früchte tragen." Bei dieſen Worten ſtand er auf, nahm ſein Hütchen zur Hand, dankte höflich für gute Bewirthung, und verließ mit den Worten: „Grüßt Jungfer Magdalene freundlich von mir!" das Zimmer.

Benedikt, der auf alles Dies nur mit Kopfnicken geantwortet hatte, ſtand noch lange mit verſchränkten Armen da, und ſah gedankenvoll nach der Thür, aus welcher der Stadtſchreiber gegangen war. Endlich ſeufzte er tief auf — „Sollt' es möglich ſein! — Sollte mein Kind," murmelte er vor ſich hin, „meine fromme Magdalene, wirklich von dem rechten Pfade gewichen, des Nachbars Rath eine warnende Stimme von Gott ſein? — Nein, nein!" rief er dann heftig, „durch den Mund jenes gleißneriſchen Mannes ſpricht Gott nicht zu mir, nur die Rache und eine böſe Abſicht ſprechen aus ihm!" Er ſetzte unmuthig das Trinkgeſchirr wieder an ſeine Stelle, und ging, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn er mürriſch war, nach dem obern Stübchen, wo gemeinhin Magdalene bei ihrer kränklichen Mutter ſaß.

Heute fand er aber ſein Weib nur allein; er reichte ihr ſchweigend die Hand, und ſetzte ſich auf Magdalenen's Platz, ihr gegenüber. Eine geraume Zeit ſaßen ſie ſo, der Vater in Gedanken, die Mutter den Ausbruch ſeines Unmuths befürchtend; da er aber ſein Schweigen nicht brechen wollte, und mit der linken Hand auf dem Tiſche trommelte und unverſtändliche Worte murmelte, ein Zeichen, daß er mit etwas Unangenehmen beſchäftigt war, ſo glaubte ſie, reden und ihn auf etwas Anderes bringen zu müſſen. „Es ſind heute wohl keine Gäſte in der Schenkſtube, da Du zu mir herauf gekommen biſt?“ fragte ſie deßhalb.

„Genug,“ erwiederte er: „der Konrad wird ſie ſchon bedienen. — Aber wo iſt Magdalene?“

„Sie hat ihr Regentuch genommen, und iſt zu ihrer Freundin gegangen.“

„Ich liebe es nicht, wenn ein ſittiges Mädchen, gleich einem unnützen Pflaſtertreter, von Straße zu Straße herumläuft,“ ſagte er finſter: „Sage ihr das! Es iſt beſſer, ſie bleibt zu Hauſe und pflegt ihre kranke Mutter, arbeitet und ſteht der Wirthſchaft vor, damit ſie dereinſt eine gute, tüchtige Hausfrau werde, als daß ſie von Straße zu Straße zieht. Sie mag alle der Schnack, den ich da auf dem Tiſche und in ihrer Arbeitslade ſehe, gefällt mir nicht — Spitzen und Bänder, neumodiſch Zeug, was über den Rhein zu uns gekommen iſt, Firlefanz, von dem Du und Deinesgleichen in Eurer Jugend nichts wußtet. Was ſoll der Plunder? Was nützt eine ſolche Arbeit? Im Winter an den Spinnrocken, im Sommer

halb ein andermal, Magdalene, wenn ich ruhiger bin, ſollſt Du erfahren, was ich Dir ſagen wollte.“ Er ging, ohne ihr die Hand zu reichen, an ihr vorüber.

„Ich weiß ſchon, was Du willſt, alter Vater!“ ſagte das Mädchen, ihm ernſt und traurig nachſehend: „Fürchte nicht für Dein Kind!“

„Komm, komm, Magdalene!“ rief jetzt die Mutter: „Komm an mein Herz! Weine Dich aus, an der Mutterbruſt findeſt Du die Thränen.“

Aber Magdalene fand auch an der Mutterbruſt die Thränen nicht; nur erſt, als ſie ihr Regentuch abgelegt, ſich wieder zur Arbeit hingeſetzt hatte, und die weinende Mutter vor ſich ſitzen ſah, erhielt ihr Schmerz Worte: „Weinet nicht um mich, Mutter!“ ſprach ſie mit weicher Stimme: „Eure Thränen vermehren nur noch meinen Kummer; ehe der Zwieſpalt in meinem Innern nicht gelöst iſt, ehe nicht ein feſter Entſchluß in mir Wurzel gefaßt hat, eher habe ich nicht Ruhe noch Raſt. Ich habe die Muhme geſprochen; ſie läßt euch grüßen und ermahnen, beharrlich auf dem Wege fortzuſchreiten, den ihr betreten hättet. Mir hat ſie einen Gruß und dies Brieflein von ihm gebracht, und mir Manches geſagt, was mich betrübt. Sie meint, ich ſoll das Vaterhaus heimlich verlaſſen, nach Gmünd zu ihr kommen, dort mich mit Georg verbinden, und in dem Schoos der allein ſelig machenden Kirche Vergebung ſuchen.“

„Kind!“ rief die Mutter erſchrocken.

„Bangt nicht für mich, Mutter!“ fuhr Magdalene fort: „Gegen dieſen Vorſchlag ſträubt ſich mein Herz;

ich verlasse den alten Vater nicht heimlich, trete ohne seinen Segen nicht zum Altar. Und drängt auch eine mächtige Sehnsucht mich nach der Kirche, wo ich nicht allein und verlassen mit meinen Fehlern und Sünden stände, wo die heilige Mutter als söhnende Vermittlerin, wo die Heiligen durch ihre Fürsprache für mich um Vergebung flehen würden, lockt mich auch das glänzende Gepränge, der Weihrauch und der feierliche Gesang, so wende ich doch mit innigem, frommem Herzen mein Auge nach dem reinen, hellern Licht, das mich seit meiner Wiege umstrahlte: ich wage es nicht, meinen Geist zu fesseln und meinen Sinnen zu folgen."

„Der Herr möge Dich erleuchten!" sprach die Mutter.

„Ueberdies sehe ich in Euch ein warnendes Bild," fuhr Magdalene fort. „Noch im Alter steigen Zweifel in Euch auf, ob Ihr recht thatet, den Glauben Eurer Väter zu verlassen, und ich fürchte, auch mich könnte es gereuen, durch Liebe verlockt, dem Glauben zu entsagen, auf den meines Vaters redliches Herz so sehr baut, der ihm so schönen Trost, so kräftigen Muth im Unglücke gibt, und den er mir von Kindheit an so tief in meine Seele geprägt hat; dann dünkt es mir auch zuweilen, als führe nur der fromme Wandel zum Himmel und die äußern Formen wären nur irdischer Tand, den man am Grabe ablegt und von dem die Heiligen dort oben nichts wissen. So wird mein Inneres vom Zwiespalt zerrissen, ich bin mir kaum eines festen Willens, eines bestimmten

Wunſches mehr bewußt; nur das weiß ich, daß ohne Georg das Glück des Lebens für mich dahin iſt."

„Er wird nie der Deine werden, armes Kind!" ſagte jetzt die Kranke, das Mädchen näher an ſich ziehend: „Der Vater hat ſich darüber beſtimmt ausgeſprochen, und Du kennſt ſeinen feſten Willen."

„Den kenne ich!" ſagte Magdalene mit Ergebung: „Ich werde mich vor ihm beugen, gehorſam ſein, und lieber untergehen, als Etwas thun, was mir Gott und der Vater verbietet; aber eben ſo wenig wird ſein Wille mich vermögen, ihm zu entſagen, ihn zu vergeſſen. — Seht Mutter! Wären bei uns die frommen Aſyle, wo ein zerriſſenes Gemüth Fried' und Ruhe wieder finden konnte, nicht aufgehoben und zerſtört, ſo ſtände mir ein Ausweg offen; nun aber ſchwank' ich zweifelnd zwiſchen Schmerz und Luſt, zwiſchen Pflicht und Liebe, und weiß mir nicht mehr zu rathen."

„Armes Kind!" jammerte die Mutter: „Auch ich weiß Dir keinen Rath, keinen Troſt zu geben. Geh' in Dein Kämmerchen und bete."

„Ja, Mutter, das thu' ich oft, wenn mir die Bruſt zerſpringen will, bei Tag und Nacht, in Freud' und Leid. Aber wenn ich dann, die Hände gefaltet, auf meinen Knieen liege und meine Worte ſo recht aus des Herzens Tiefe aufſteigen, ſo iſt es mir doch zuweilen, als flüſtre mir eine Stimme von außen zu: „Dein Gebet dringt nicht hinauf zu Gott, die Lüfte tragen es nicht zu ſeinem heiligen Thron," und dann drängt es mich, das Muttergottesbild, das ich ſo ſorgſam verberge, aus

dem Schrein zu nehmen, und an sie, die Schmerzensmutter, mein Gebet zu richten. Oft habe ich es schon gethan, und da war es mir, wenn ich mein Auge nach ihr hob, als ob ich zu Euch, gute Mutter, spräche, und sie meine Sehnsucht verstände, und dann ward es mir leichter um's Herz. Zuweilen aber graust mir vor dem Bilde, und es ist mir, als trieb ich Abgötterei mit irdischen Dingen."

Sie schwieg und setzte sich zur Arbeit nieder, aber es dauerte lange, bis sie die Nadel zur Hand nahm, ihr Herz war zu bewegt. „Mutter!" sagte sie endlich: „Er hat mir geschrieben, daß er morgen hierher kommen würde; in unser Haus darf er nicht, und sprechen muß ich ihn doch: erlaubt Ihr, daß ich zur Muhme gehen darf? dort will er mich erwarten."

„Kann ich Dir Deine Bitte verweigern?" erwiederte die Mutter: „Mich dünkt zwar, ich thue Unrecht, und auch Du; wir sollten Beide Nichts beginnen, was der Vater nicht wissen darf."

„Ich will es ihm auch nicht verheimlichen," sagte Magdalene rasch, „will es ihm offen gestehen, daß ich Georg sprach. Warum sollte ich es nicht? Ist es ja nur ihm Lebewohl zu sagen, daß ich ihn noch einmal sehen will."

„Hast Du den Muth hiezu, Magdalene?" fragte die Mutter besorgt. „Wird Dein Herz nicht vor Gram brechen?"

„Ja, Mutter!" erwiederte sie mit Ergebung: „Ich werde Georg nie vergessen, nie wird eine andere Liebe

mein Herz beglücken, aber der Vater befiehlt und ich gehorche, ihm verdanke ich mein Leben, er legte den festen Grund der Tugend in meine Brust, er erwartet so ganz das Glück seines Alters aus meiner Hand, nie werde ich thun, was ihn betrüben könnte. Dies Herz wird brechen, doch soll es ihm verborgen bleiben, diese Augen werden weinen, er soll keine Thräne sehen, nur an Eurer Brust soll mein Schmerz Worte finden, nur Euch soll mein blutendes Herz geöffnet sein."

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, sie versuchte ihr Kind von dem ernsten Entschlusse abzubringen, aber vergebens. „Ich vergesse ihn nie," sprach Magdalene mit Ruhe, „aber geschieden muß es sein."

Am andern Morgen schlich sie zu der Muhme, und fand dort den Geliebten schon ihrer harrend. Sie hatte am Morgen noch einmal offen mit dem Vater über ihr Verhältniß gesprochen, seine bestimmte Weigerung ihrer Bitte, die furchtbare Verheißung seines Fluches, wenn sie den Katholiken heirathe, hatten ihr gezeigt, daß keine Hoffnung mehr für sie sei, und ihr Entschluß stand nun unerschütterlich. Nicht Georgs Bitten, nicht der Muhme Ermahnungen konnten sie bewegen.

„Wir müssen uns für den Augenblick trennen, mein Geliebter!" sprach sie: „Nur die Zeit kann Hoffnung wiederbringen, jetzt muß sie für uns verloren sein. Nicht mein Glaube, nicht der Deinige erlauben mir, Kindespflicht zu vergessen, und kein Priester kann mich von dem Vaterfluche lossprechen. Wir sehen uns nicht wieder! *Bleibst* Du mir treu, so finden sich unsere Herzen doch;

ſei es hier, oder dort.“ Sie ſchied von ihm; ſeine Thränen, ſein Flehen hielten ſie nicht zurück.

Kaum war ſie wieder in ihr Haus getreten, als ſie den Vater von der Zuſammenkunft mit Georg, und von dem Lebewohl, welches ſie ihm geſagt, unterrichtete. Sie verſprach ihm, ſo lange er es wünſche, von dem Geliebten getrennt zu bleiben, geſtand aber eben ſo offen, daß ſie ihn nie vergeſſen, ihn ewig lieben werde.

„Und wenn dieſe Augen ſich ſchließen?“ unterbrach ſie der Vater: „Wenn ich nicht mehr bin?“

Magdalene ſchwieg.

„Auf mein Grab bauſt Du Deine Hoffnung?“ fuhr er finſter fort: „Ich verſtehe Dich! Mein Todtenkranz ſoll Dir zum Brautkranz werden!“

„Vater!“ rief das Mädchen erſchüttert: „Vater, nicht ſolche zerreißende Worte!“

„Nun, ſagte er beruhigter: „wir wollen es der Zeit überlaſſen; ſie heilt ſo Manches. Ich will Deinen Worten vertrauen. — Aber, Magdalene, wenn Du auch dieſen Stein von meinem Herzen gewälzt haſt, liegt doch noch ein ſchwererer darauf. Wirſt Du Deinem Glauben ſo treu bleiben, wie Deiner Kindespflicht? Wirſt Du nie wanken, nie das Gelübde vergeſſen, das Du an heiliger Stätte thateſt? Denn wiſſe, nur um des Glaubens willen erſcheint mir Deine Liebe ſündhaft, nur weil er ein Katholik iſt, mag ich ihn nicht zum Eidam; beruhige mich auch hier.“

„Lieber Vater,“ erwiederte das Mädchen, und über ihr Antlitz verbreitete ſich eine heilige Ruhe: „was der

Welt angehört, darüber vermag der menschliche Wille zu entscheiden, ich habe es nach Eurem Wunsche gethan; der Glaube aber gehört dem Himmel an, von dort kam er zu den Menschen, dort oben leuchtet das Licht, das seine Strahlen in unsere Brust wirft, Gott wird mein Herz lenken!" —

„Das möge er!" sprach der Alte, und legte seine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt! „Gott möge Barmherzigkeit an Dir und mir üben, und Dir das reine Licht seiner Lehre ewig in Deinem Herzen leuchten lassen. Geh' in Dich, daß Dich mein Fluch nicht treffe."

Magdalene neigte sich ehrerbietig vor dem Vater, legte die Hand auf ihr Herz, warf einen Blick gen Himmel und ging der Thüre zu. Als sie diese eben öffnete, trat der Stadtschreiber mit Hast ein. „Wohin, Jungfer Magdalene?" sagte er freundlich und wollte sie zurückhalten, sie aber achtete seiner nicht, und schritt an ihm vorüber.

„Eine stolze Dirne, Gevatter!" sagte er, ihr nachblickend; „Gebe Gott, daß es bei ihr nicht heißt: Hochmuth kömmt vor dem Falle!"

„Wie meint Ihr das, Herr?" fuhr Benedikt aus seinem Sinnen auf.

„I nun, Gevatter!" erwiederte der Stadtschreiber, heimlich lächelnd: „Der Mensch kann fleischlich, kann geistig fallen; das Letztere ist das Gefährlichste — Doch," lenkte er schnell ein, „von wichtigern Dingen. Wißt Ihr schon?" —

„Was soll ich wissen?" fragte Benedikt ungeduldig.

„Der nächtliche Kriegszug iſt, ſo wie uns aus Erbach geſchrieben worden, vom Schnellert nach dem Rodenſtein gezogen; man hat amtliche Berichte darüber; der Lärm, das Getöſe ſoll furchtbarer geweſen ſein, als je.“ —

„Poſſen!“ unterbrach ihn Benedikt; „Wie könnt Ihr nur auf ſolches Geſchwätz hören?“

„Poſſen nennt Ihr, was weltkundig iſt? Der Amtmann von Erbach hat ſich an Ort und Stelle begeben, Protokolle ſind darüber aufgenommen, Zeugen verhört, von Heidelberg iſt ein Rechtsgelehrter hingeſchickt, und der wird ſich doch nicht blenden laſſen?“

„Vom Teufel, Herr Stadtſchreiber, laſſen ſich Gelehrte und Ungelehrte, Pfaffen und Laien blenden; ſo lange mich meine Augen, meine Ohren nicht überzeugen, bleibe ich hierin ein Ungläubiger.“

„Auch hat ſich der wilde Jäger bei Türkheim wieder hören laſſen. An dem alten Wartthurm auf dem Oehlenberge haben Sie Halt gemacht, und eine hölliſche Fanfare geblaſen „

„Wie kann nur ein verſtändiger Mann an ſolchen Weiberſchnack glauben?“ unterbrach ihn der Adlerwirth mit Unmuth.

„Der Glaube macht ſelig!“ begann der Stadtſchreiber, ſchnell das Wort wieder ergreifend: „Was alle Welt glaubt, glaube auch ich, und das Ding mit dem wilden Jäger habe ich ſelbſt aus der Ferne gehört, als ich einſtmals bei Nacht mit meinem Diener in wichtiger Angelegenheit von Stuttgart zurückkehrte. Das war ein Saus

und Braus, ein Lärmen und Toben, man hätte meinen ſollen, der Böſe rücke mit der ganzen Hölle an.“ —

„Habt vielleicht auf Rechnung der Stadt in Stuttgart einen Trunk über den Durſt gethan,“ meinte der Alte.

„Und bedenkt,“ fuhr Jener fort, „daß ſchon ſeit Jahrhunderten die Sage vom wilden Jäger und von dem Kriegszug vom Schnellert nach dem Rodenſtein im Volke herumgeht, und ſolche Sagen ſind ehrwürdig; Jung und Alt, Weiſe und Narren glauben daran, und nur Ihr allein zweifelt.“

Benedikt lächelte bei dieſen Worten. „Noch mehr würdet Ihr Euch über meinen Unglauben wundern,“ ſagte er, „wenn Ihr wüßtet, daß der wilde Jäger gewiſſermaßen zu meiner Sippſchaft gehört, deſſen ich mich aber nicht zu rühmen habe.“

„Zu Eurer Sippſchaft? Ei, wie wäre das möglich, Gevatter?“ fragte der Stadtſchreiber, rückte ſich einen Seſſel zurecht und legte ſein Hütchen vor ſich auf den Tiſch.

„Ja, ja!“ ſagte Benedikt lächelnd und ſchob ihm ein Kelchglas zu, das er bald mit bleichem Remsthaler füllte. „In meiner Familie vererbte eine alte Urkunde vom Vater auf den Sohn, die gar ſonderbare Dinge enthält; ein launiger Mönch mag ſie wohl einmal aufgeſetzt und einem meiner Vorfahren für ein Fuder alten Wein verkauft haben.“

„Ei, Ihr macht mich ſehr neugierig, Gevatter,“ nahm der Stadtſchreiber das Wort: „Zeigt doch die Urkunde; Ihr wißt, ſolche Antiquitäten halte ich für Schatz-

käſtlein, aus denen man manche gute Hiſtorie ſchöpfen, Manches lernen kann, für mich haben ſie großen Werth, und Vieles wird durch ſie berichtigt, was ſonſt im Dunkel geblieben wäre."

Benedikt lächelte, ſchloß einen Wandſchrank auf und nahm eine alte, gelb gewordene Pergamentrolle heraus. „Hätten auch mit dem theuern Pergamente etwas Vernünftigeres thun können, als dergleichen Sagen aufzuſetzen und ihre Lügen bis auf die Nachwelt zu bringen," ſagte er, ſie entfaltend: „Da es Euch aber Freude macht, ſolchen Schnack zu hören, ſo ſei's! Stärkt Euch mit einem Trunke, und hört aufmerkſam zu, es iſt für Euren Gaumen ein wahrer Leckerbiſſen."

Der Stadtſchreiber, abergläubiſch und furchtſam, ſetzte ſich zurecht, und wagte kaum aufzuathmen, ſo begierig war er auf die alten Geſchichten, obgleich es ihm ſchon jetzt vor alle dem Furchtbaren, was er vernehmen ſollte, grauste. Der Wirth zum Adler begann nun zu leſen:

„Die Eßlinger waren mit ihren Verbündeten gen Weil gezogen, dem Grafen Eberhard von Württemberg, dem Todfeind ihrer Stadt, entgegen. Es war ein gar ſtattlicher Haufe, wohl an 5000 wackere Kriegsleute, in mancher Fehde, in mancher Schlacht erprobt; Gmünd, Ulm, Nördlingen, Reutlingen und andere ſchwäbiſche Orte, auch die von Nürnberg und Frankfurt hatten ihre reiſigen Knechte geſchickt, und die von Eßlingen allein 600 Bewaffnete geſtellt. Unter ihnen befand ſich Max Hegelin, der Wirth, ein gar anſehnlicher Kriegsmann

und wackerer Bürger. Dieſes Volk lagerte ſich nun vor Döffingen, wo das Württemberger Landvolk ſich mit Hab und Gut auf den Kirchhof geflüchtet und ſich dort verſchanzt hatte. Die von den Städten meinten, ſie hätten leichtes Spiel, aber die Württemberger wehrten ſich tapfer, und wollten nichts von Uebergabe wiſſen, ſo, daß ihr Graf Zeit gewann, mit den verbündeten Fürſten und Edeln ihnen zu Hülfe zu ziehen.

„Am 24. Tage des Auguſtmonats traf auch Graf Eberhard, benamſet der Greiner, mit ſeinem Heere bei Döffingen ein. Es waren zwar nur 600 Lanzen, aber lauter Grafen und Edle, wohlbewaffnet und muthigen Sinnes, und 2200 zu Fuß, meiſt Württemberger Volk. Die Städter verlachten das kleine Häuflein, und meinten, es ſolle ihnen geſchehen, wie zu Reutlingen, wo ſie des Grafen Sohn, den Junker Ulrich, auf's Haupt ſchlugen, und manchen Edlen niederwarfen; ſtellten ſich auch die von Reutlingen, eine kecke, verwegene Schaar, voran, und erwarteten unter Hohngeſchrei den Feind, der auch nicht lange ſäumte. Als Graf Ulrich das Stadtpanner von Reutlingen wehen ſahe, gedachte er jenes unglücklichen Tages, der Zorn übermannte ihn, er legte die Lanze ein, Graf Heinrich von Werdenberg, Graf Erich von Zollern folgten. Sie drangen ein, warfen Alles vor ſich nieder, doch als der Württemberger ihr Panner erfaßte, ſtach ein Reutlinger ſein Streitroß nieder, er ſtürzte, die Bürger warfen ſich auf den Grafen und er und ſeine Freunde wurden erſchlagen.

„Dies ſah der alte Greiner, ſein Muth ſank nicht,

wohl aber ſtieg ſein Blutdurſt, denn er war ein gar wilder, aber ſtreitbarer Herr. Er ſprach den Seinen Muth ein, ſetzte in Die von Eßlingen, auf welche er, wegen alter Unbill, am meiſten erbittert war, und nun begann ein blutiger, allgemeiner Kampf. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, Die vom Adel fochten ritterlich, Die aus den Städten als wackere Kriegsleute; da kam ein reiſiger Haufe unter wildem Geſchrei von der Höhe herab, Denen von Frankfurt und Worms, ſo die Nachhut hatten, in den Rücken, drangen ein, die Städter ſtutzten, ihre Reihen trennten ſich, die Württemberger bekamen neuen Muth, und Gott gab ihnen endlich den Sieg. 1500 der Städter blieben auf dem Wahlplatz, 600 wurden gefangen."

„Wolf von Wunnenſtein, des Grafen Eberhard bitterſter Feind, aber ein noch größerer Feind der Städte, ein wilder Mann, hatte aus allen Gegenden ſeine tollen Freunde und Zechbrüder aufgeboten, und ſo an 50 Lanzen zuſammengebracht, unter denen ſich auch der gottloſe Junkherr von Rodenſtein befand. Wolf vergaß für den Augenblick den alten Groll, zog mit ihnen Graf Eberhard zu Hülfe und entſchied den Sieg. Nach der Schlacht kehrte er unverſöhnt wieder heim, und ſeine Geſellen mit ihren Gefangenen, deren nicht wenig waren, auf ihre Burgen, und ſo führte das Schickſal Max Hegelin nach Burg Rodenſtein, in die Gewalt des wilden Raubritters, vor dem der ganze Odenwald wegen ſeiner Grauſamkeit erzitterte. Wenn ihn die Landleute nahen ſahen, ſchlugen ſie, wie vor dem Böſen, ein Kreuz, denn er verwü-

ſtete mit ſeinen Geſellen ſchonungslos die Fluren, ließ aus tollem Uebermuth die Unglücklichen, welche er auf ſeinem wilden Jagdzug traf, von ſeinen Hunden zu Tode hetzen und war in Summa ſchon bei ſeinem Leben der Hölle verfallen; Max Hegelin, der rechtliche Mann, konnte in keine ſchlimmern Hände fallen, als in die des wilden Raubritters.

„In den Städten war indeß Jammer und Noth, es gab kein Haus, wo nicht Thränen und Wehklagen geweſen wären. Auch in Max Hegelin's Wohnung zu Eßlingen floßen der Thränen viel, und Herrn Max Töchterlein, ein frommes, gar liebes Kind, weinte und klagte zwei ganzer Tage. Am dritten beſtieg ſie ein Roß, und zog mit ihrer Amme, einem Diener und einem wohlgefüllten Seckel nach Heilbronn, zu ihrer Muhme. Von dort ſchickte ſie nach Rodenſtein, um wegen des Löſegelds für den Vater zu unterhandeln; aber der Ritter verlangte ſo viel, daß das ganze Vermögen des Alten nicht hinreichte. Sie weinte und klagte nun von Neuem, und härmte ſich über ihren Vater ab, von dem ſie nicht die mindeſte Kunde erhielt. Da flüſterte der Böſe ihr zu, ſelbſt hinzuziehen, ein frommes Werk zu thun und den Vater aus der Haft zu erlöſen; ſie folgte, legte das züchtige Gewand einer Jungfrau ab, kleidete ſich wie ein Junkherr und zog nach dem Odenwalde.

„Als ſie in der Ferne die Thürme des Rodenſteins gewahrte, ſank ihr der Muth, ſie hielt ihr Roß an, und gedachte des wilden, grauſamen Ritters; denn alſo hatte man ihr den von Rodenſtein beſchrieben. Ihr Herz bebte,

denn sie stellte sich ihn, und mit Recht, gar fürchterlich und gottlos vor. Da wandte sie ihr Roß, wollte umkehren und wieder heimwärts ziehen, als sich plötzlich von nah und fern Hörner und Rüdengebell vernehmen ließen, und ein flüchtiger Hirsch an ihr vorbeijagte, von Hunden und Jägern verfolgt, die sich jedoch wenig um sie und ihren Begleiter bekümmerten. Nur Einer, ein stattlicher, schöner Mann, hielt sein Roß an. „Wohin des Weges, Junkherr?" fragte er: „Wollt Ihr nicht mit uns hinter dem Hirsche drein? Kommt!"

Aber das Mädchen dankte höflichst, und da der Jägersmann ihr wohlgefiel, und er ihr Zutrauen schnell gewonnen hatte, glaubte sie, Gott habe ihn ihr gesandt. „Herr," bat sie mit zitternder Stimme, „mein Herz ist zu betrübt, um Theil an Eurer Jagd zu nehmen. Ich bin kein Junkherr, wie Ihr meint, sondern der Sohn eines ehrsamen Bürgers von Eßlingen, der auf dem Rodenstein gefangen sitzt. Ich kam, den Ritter um seine Freiheit gegen Lösegeld zu bitten; doch als ich die Burg in der Ferne sah, verging mir der Muth, und ich beschloß umzukehren. Vermöget Ihr vielleicht Etwas über den wilden Mann, so sprecht für mich ein gutes Wort. Gott wird's Euch lohnen!"

„Der Jägersmann blickte die Jungfrau unverwandt an, und mochte wohl die Mummerei durchschaut und ihr Geschlecht errathen haben; denn er sagte gar freundlich: „Reitet nur mit mir nach der Burg, ich glaube wohl, Etwas über den Ritter zu vermögen." Sie ließ sich bethören, folgte ihm, und als die Zugbrücke hinter ihnen

wieder aufgezogen war, sagte er ihr unverholen, daß er selbst der Ritter von Rodenstein sei, der längst gemerkt, daß sie Jungfer Mathildis, die Tochter des gefangenen Eßlingers, wäre. Das Mädchen erröthete und konnte sich vor dem Ritter nicht länger verbergen, für den der Böse schon beim ersten Anblick ihr Herz gewonnen hatte. Und als nach einigen Tagen Max Hegelin das Gefängniß geöffnet wurde, er seine Tochter, die ihn gerettet, umhalste, konnte sie sich nicht freuen und weinte bitterlich; auch folgte sie dem Vater nicht nach der Heimath; ihre Unschuld, ihr ewiges Heil war dahin, und ihr blieb nichts, als der Fluch des zornigen Vaters.

„Er traf sie auch schwer. Als sie die Strafe ihrer Sünde unter ihrem Herzen spürte, und dies dem Ritter gestand, den sie immer noch mit sträflicher Leidenschaft liebte, und nun auf die Erfüllung seines eidlich gethanen Versprechens drang, sie als sein Weib zu umfangen, da übermannte ihn der Zorn; vom Wein bethört, von dem Bösen verlockt, stieß er ihr den Dolch in's Herz. Sie starb mitten in ihren Sünden, wohl reuig, doch ohne Sakrament. Deßhalb soll sie auch im Tode weder Ruhe noch Rast haben, zur Strafe ihrer sündhaften Lust, wenn ihn Fluch und Verdammniß austreibt, von ihrer Sehnsucht geweckt werden, dann um ihn trauern und klagen, und sich mit ihm wieder in's Grab legen.

„Dies habe ich, Ambrosius, Mönch zum Kloster des heiligen Franziskus, der Welt zu Nutz und Frommen, den Jungfrauen zur Warnung aufgesetzt, wie es mir

Herr Max Hegelin auf seinem Sterbebette gebeichtet und der ehrwürdige Abt es bestätigt hat.

„Gott schütze die Frommen, und strafe, die vom rechten Wege wandeln.“

„Geschrieben zu Eßlingen im Jahre Christi 1400.“

„Nun, hieraus seht Ihr,“ sagte Benedikt, der lächelnd das Pergament wieder zusammenrollte, „daß der wilde Jäger zu meiner Sippschaft gehört, wenn auch auf eine etwas wilde Art.“

„Gevatter!“ nahm der Stadtschreiber, dessen Gesicht nach und nach wieder Ausdruck gewann, das Wort: „Irr' ich nicht, so sagt auch in hiesiger Stadt ein Gerücht, daß den Jungfrauen Eures Geschlechtes das Glück nie recht zur Seite stehen will, ihr Ehestand zum Wehestand werde, und schon seit vielen Jahren Niemand aus hiesiger Stadt mehr gewagt habe, eine Hegelin zu freien.“ Sein Auge sah hierbei schadenfroh auf den Alten, der nachdenkend in sein Kelchglas blickte. „Es sind nun gerade 300 Jahre seit jener unglücklichen Schlacht, die Kriegsflamme leuchtet von Neuem, mich dünkt, Ihr solltet das Schicksal nicht so arg versuchen. Ein Jahrhundert ist wie der Kreislauf des Blutes im Menschen, es kehrt immer, so wie es ging, auf die alte Stelle zurück, überdies ist die Zahl drei eine wichtige, heilige Zahl, und ich war am 24. August, als dem Schlachttage von Döffingen, für unsere arme Stadt sehr bange, und werde noch in Sorgen sein, bis das Unglücksjahr hinter uns ist. Dennoch,“ sagte er nach einer langen Pause, während welcher er Herrn Benedikt scharf beobachtete, „will

ich mich, trotz der Urkunde und dem bösen Gerücht, nicht abgeneigt zeigen, noch einmal für meinen Sohn um Jungfer Magdalene zu werben."

„Herr Stadtschreiber!" erwiederte der Alte, von des Mannes Zudringlichkeit aus seinem Sinnen geweckt: „Ihr glaubt ja so fest an Sagen, achtet so leicht auf Gerüchte klatschender Frauen, wie könnt Ihr es wagen, Eurem Sohn ein Weib aus meinem Geschlechte geben zu wollen, wo die Mägdlein, wenn sie auch nicht alle mit dem wilden Jäger herumziehen müssen, zum Unglück oder zur Ehelosigkeit verdammt sind? Ist Euer Glaube an dergleichen Possen fest, so beachtet sie; meine Tochter soll über Euer Geschlecht kein Wehe bringen, und zum Letztenmal bitte ich Euch freundlich, von dieser Sache zu schweigen. Magdalene ist die Letzte ihres Geschlechts, mit ihr geht mein Stamm aus, und vielleicht ist es gut, daß die Zweige verdorren, obgleich ich mich über das Schicksal nicht zu beschweren habe. Glück und Unglück wechseln in jedem Hause. In Eurem Geschlechte, Herr Stadtschreiber, scheint die Mitgift der Mägdlein glücklicher zu sein, als die der Knaben."

„Ihr scherzet doch immer, Gevatter," unterbrach ihn der Stadtschreiber, seine Empfindlichkeit, so viel ihm möglich war, unterdrückend: „selbst in dieser gefahrvollen Zeit ist Eure Laune die nämliche. — Doch von etwas Anderem. Wißt, es ist dem edeln Rathe so eben die Nachricht zugekommen, daß die Franzosen Kaiserslautern besetzt haben und auf Speier und Mannheim rücken, auch sich bei Breisach zeigen sollen."

„Und das sagt Ihr mir erst jetzt?“ fuhr Benedikt heftig auf: „Plaudert vom wilden Heer und dergleichen Unsinn, und beschwatzt mich, Euch mit der alten Urkunde die Zeit zu vertreiben! — Vom Rhein, nicht vom Odenwalde, kömmt das wilde Heer. Der französische Ludwig, das ist der Ritter von Rodenstein, der mit seinen Gesellen verwüstend über deutsche Fluren und Wälder zieht. Dorthin muß jedes deutsche Auge schauen, jedes deutsche Ohr lauschen; nicht nach dem Sausen und Lärmen, wenn der Sturmwind durch den Buchenwald rauscht und der Furchtsame in der Angst seines Herzens Stimmen von Jägern und Hunden und Hörnergetön zu vernehmen glaubt. Der Kurfürst von der Pfalz hätte besser gethan, das Ungewitter zu beschwören und einen tüchtigen Staatsmann von Mannheim nach Paris zu schicken, als einen Rechtsgelehrten von Heidelberg nach Erbach, den Teufelsspuck zu untersuchen.“

„Auch sagt man,“ unterbrach ihn der Stadtschreiber, „daß der Reichstag zu Regensburg den Krieg für einen Reichskrieg erklären und die Stände deutscher Nation auffordern würde, ihre Contingente zu stellen. Auch unser gutes Eßlingen müßte dann dem allgemeinen Wohle das Opfer bringen, und bald würde es in dieser friedlichen Stadt sehr kriegerisch aussehen.“

„Das Gott erbarm!“ rief Benedikt hohnlachend: „Kriegerisch würd' es hier aussehen, wenn der Trommler mit seinem Kasten lärmend durch alle Straßen zieht, um ein paar Unglückliche hervorzulocken, die, in einen weißen Kittel gesteckt, für Freiheit und Vaterland ausziehen sol-

len? Gott erbarme sich über den jetzigen Kriegsstand der deutschen Reichsstädte; das ist ein jämmerlich Ding! So ein Reichsheer sieht aus, wie eine Narrenjacke, aus hundert Flicken zusammengesetzt, überall pfeift der Wind durch, nirgends ein fester Halt. Ja, sonst, Herr Stadtschreiber," rief er begeistert und packte den Kleinen gar unsanft bei der Schulter, „sonst, wenn der Feind nahte, der Thürmer blies, die Trommeln rasselten, da verließ Jung und Alt die friedliche Wohnung, verließ Frau und Kind, eilte gewappnet auf den Marktplatz, zog von da nach seinem Posten, auf den Wall oder zu den festen Thürmen, auch wohl zur Stadt hinaus dem Feind entgegen. Da standen die Gewerke in brüderlicher Eintracht fest neben einander; kein Neid, keine Zwietracht mehr, Alles stand für Einen Mann, denn es galt die Wohlfahrt der Stadt, den eignen Heerd, die Bürgerehre. — Freudig stellte sich der Rath an die Spitze, Jedermann folgte, und jetzt? — Sagt einmal selbst, Herr Stadtschreiber, solltet Ihr jetzt mit hinaus und den kleinen Degen ziehen, der hin und her an Eurer Seite wackelt, Ihr stürbt ja vor Furcht, ehe Ihr nur einen Feind gesehen hättet. Jetzt, wenn die Trommel ruft, da werden die Gefängnisse geöffnet und die Hefe des Pöbels zieht zur Vertheidigung des Vaterlandes fort, und wohl der Stadt, kehrt Keiner in ihre Mauern zurück. Ja, Herr!" fuhr er, immer heftiger werdend, fort: „seit dem schweren dreißigjährigen Kriege sind die Städte gesunken, Handel und Wandel liegt, unser Muth ist gebrochen und unsere ganze Sache nur noch eitel Flickwerk."

„Ei, ei, werther Gevatter," unterbrach ihn endlich der Stadtschreiber, sich ein Herz fassend: „Rechnet ihr unsere Privilegia für nichts? Sitzen wir jetzt nicht sicherer in unserm Hause, als in jenen unruhigen Zeiten? Schützt die Feder uns jetzt nicht mehr, als damals das Schwert, und das Kammergericht nicht besser, als alle gewappneten Gewerke? Jetzt geht Alles fein ordentlich und überlegt, ruhig wird Alles berathen, Alles geschieht bedächtig und mit Weile, damit die heftigen Gemüther Zeit zur Besinnung haben, und ein studirter Mann —"

„Spricht und schreibt, wo sonst ein kräftiger Mann handelte und dreinschlug," fiel ihm der Adlerwirth in die Rede. „Nein, nein, Herr, von all der Herrlichkeit, von all unserer Freiheit sind nur noch die Fetzen übrig geblieben. Uns geht's, wie den alten Jungfern, die sich nur noch an dem ergötzen, was sie einst waren, und nur auf längstvergangene Reize noch stolz sind. — Was ist Augsburg, was Nürnberg, wo ist ihr Handel, ihr Reichthum? Wo sind die Kriegsflotten der Hanse? Alles ist hin; keine Kraft, kein starker, fester Sinn mehr. Aus dem langen, dreißigjährigen Kriege sind die Fürsten allein mächtiger erstanden, die Städte sind gesunken, es ist aus mit uns!"

„Und doch schien es Euch wünschenswerth, das Regiment der Stadt auch noch in diesen elenden Zeiten zu führen," erwiederte der Stadtschreiber mit Bitterkeit: „doch grollt ihr uns, daß wir Euch nicht zur Stütze dieses morschen Gebäudes wählten, und gerne hättet Ihr

mit dieſer alten, nur auf vergangene Vorzüge eitlen Jungfrau den Reihen eröffnet."

„Ja," fiel ihm der Alte mit derber Stimme in die Rede, „ja, ich wünſchte es, um zu retten, was noch zu retten war, vorerſt die Blutſauger zu entlarven, die an der Stadt Mark ſaugen, und nur verſtehen, der Stadt Seckel zu leeren und den ihrigen zu füllen. Solche Menſchen wollte ich aus der ehrwürdigen Rathsſtube entfernen," fuhr er immer heftiger fort! „ſolche Menſchen, die nicht werth ſind — Doch, wozu dieſer Eifer, trinkt nur, Herr Nachbar, es iſt ein guter Wein, zwar kein Eßlinger Gewächs, aber ächtes Brodwaſſer. — Wißt Ihr, warum ich den Wein ſo nenne?"

„Nein!" erwiederte der Stadtſchreiber, froh, daß das Geſpräch eine andere Wendung nahm.

„Ihro Gnaden, die Herzogin Sybille von Württemberg, die jenſeits des Waldes in Stetten ihren Wittwenſitz hat, kehrt, wenn ihr Weg ſie nach Eßlingen führt, ſtets bei mir ein, und iſt mir und meinem Kinde gar wohl gewogen. Sie iſt, wie Ihr wohl wiſſen werdet, eine gar fromme und tugendſame Frau, liebt aber ein Gläschen Wein, und ſchämt ſich deſſen, was ſie doch nicht ſollte. Sie hat ſich deßhalb nun Ramsthaler, weil er ſo bleich iſt, zu ihrem Leibtrunk gewählt, und fordert dann immer, ihres ſchwachen Magens wegen, Brodwaſſer zum Imbiß und Schlaftrunk. Seht, ſo macht auch Ihr es, Herr Stadtſchreiber, fordert von der Stadt, Eures ſchwachen Magens wegen, mit ſonderlicher Demuth Brodwaſſer, und wißt, ſtatt deſſen, geſchickt den beſten Wein

in Euren Keller zu bringen. — Nun, nichts für ungut, trinkt, verschluckt die Pille, sie ist wohlgemeint, und leert den Becher auf der Stadt Wohlfahrt, daß der Krieg schonend an ihr vorübergehe."

Sie stießen an, der Stadtschreiber ergriff seinen Hut, denn er kannte des Nachbars derbe Sprache, wenn er auf dies Kapitel kam, das er übrigens nicht weiter erörtert zu sehen wünschte, und empfahl sich, Rache im Herzen. Er schwur bei'm Nachhausegehen, dem Alten den nochmaligen Korb für seinen Sohn und die Stichelreden nie zu vergeben, und sich dafür an dessen empfindlichster Stelle, an Magdalenen, zu rächen.

Louvois, dieser allvermögende Minister Ludwig des Vierzehnten, hatte, um den König von Frau von Maintenon abzuziehen, den Krieg eingeleitet. Das erledigte Churfürstenthum Cöln und die von Frankreich begünstigte, vom Papst verworfene Wahl des Kardinals von Fürstenberg, so wie die Ansprüche, welche das Haus Orleans an die Verlassenschaft des verstorbenen Churfürsten von der Pfalz zu haben meinte, gab Frankreich den Vorwand, ohne Kriegserklärung, ohne die mindesten vorhergegangenen Verhandlungen, ein Heer in die Pfalz einrücken zu lassen. Schnell wurden die pfälzischen Länder jenseits des Rheins besetzt, ein Heer von 30,000 Mann überschritt diesen Fluß, berennte Philippsburg, und gleich nach Ankunft des Dauphins begann, von Vauban geleitet, die Belagerung.

Deutschland war von Truppen entblößt. Noch waren die stehenden Heere nicht auf dem furchtbaren Fuß, wie späterhin, jeder Fürst hielt nur eine unbedeutende, die Kräfte des Landes nicht überschreitende Kriegsmacht. Durch Werbungen im In- und Auslande wurden bei bevorstehendem Kriege die Regimenter vollzählig gemacht, oder neue geworben, so daß Ludwig der Vierzehnte, der stets ein bedeutendes Heer zu seiner Verfügung hatte, bei diesem raschen Vordringen, besonders anfangs, ein großes Uebergewicht bekommen mußte; auch standen die Contingente der meisten Reichsstädte unter Ludwig von Baden an der Grenze von Serbien gegen die Türken. So fanden die Franzosen das deutsche Reich ganz unvorbereitet, das nach seiner dermaligen Verfassung ohne alle Vertheidigung war. Philippsburg, die einzige bedeutende Festung am obern Rhein, fiel nach kurzer Gegenwehr, und nun sendete der Dauphin nach allen Gegenden seine Horden, durch Brandschatzung, Plündern und Brennen die nie zu vertilgenden Spuren dieses verderblichen Krieges in Deutschland zurückzulassen. Joyeuse rückte vor Mannheim, Monclar und mit ihm Melac nach Heidelberg und Heilbronn, von wo sie die Badenschen und Württemberger Lande mit einem Einfall bedrohten.

Eine Schreckensnachricht folgte der andern, ganz Schwaben hatte vor diesen zügellosen Horden, die auf ausdrücklichen Befehl ihres Königs den Krieg verwüstender als je führten, und denen man kein Heer entgegenzusetzen hatte. Der Schreck lähmte jede Kraft, und die dringenden Befehle von Regensburg, in möglichster Eile

die Contingente zu stellen, wurden, aus Furcht vor dem sich nahenden Feinde, nur lässig betrieben. Auch in Eßlingen hatte das Vorrücken der Franzosen Alles in Schrecken gesetzt, Jedermann flüchtete seine beste Habe jenseits der Donau, denn man war an jedem Tage der Ankunft des Feindes gewärtig, der schon den Neckar herab gen Stuttgart zog. Auf der Straße nach Ulm wimmelte es von Wagen mit flüchtenden Frauen und Jungfrauen, die dort sich vor den Gräuelthaten der Feinde zu retten suchten. Auch Frau Barbara bat jetzt ihren Eheherrn dringend, Magdalene einstweilen zu ihrer Muhme nach Gmünd, das doch in etwas entfernter liege, zu schicken, von dort könne sie im Fall der Noth ja leicht zu seiner Schwester nach Nördlingen kommen; aber Herr Benedikt war hierzu nicht zu bewegen, er meinte, sein Kind sei nicht besser verwahrt, als unter dem Schutze des Vaters, er gedachte an die Worte des Stadtschreibers, daß er nicht gut gethan habe, Magdalene in jene katholische Stadt zu schicken, und schlug deßhalb der Mutter ihre Bitte rund ab. Magdalene war bei diesen Verhandlungen ganz ruhig geblieben, hatte weder den Wunsch geäußert zu gehen, noch zu bleiben, war seit ihrer letzten Unterredung mit dem Geliebten still und in sich verschlossen, und öffnete selbst der Mutter ihr Herz weniger, als sonst.

Indeß wurden trotz Sorg' und Noth in der Reichsstadt die Anstalten zur Stellung des Kontingents getroffen. Der Reichstag zu Regensburg verfügte zur Vertheidigung des Vaterlandes die Bildung eines Heeres

von 60,000 Mann, hierzu wurden vier Römermonate ausgeschrieben, und Eßlingen hatte demnach 12 Reiter und 140 Mann Fußvolk zu stellen.

Als ob die Wohlfahrt von ganz Deutschland davon abhing, so wichtig wurde nun, trotz der Nähe der Franzosen, in der alten Reichsstadt die Stellung des Kontingents betrieben. Der Fähndrich der städtischen, aus 50 Mann bestehenden Besatzung, ein ganz stämmiger, schon bejahrter Mann, hatte auf dem Markte seine Fahne aufgepflanzt und ließ jeden Tag mit dem Glockenschlag 11 weiblich trommeln, damit die kriegslustige Mannschaft sich zu seiner Fahne stellen und sich anwerben lassen wollte. Die alten graubärtigen Sergeanten durchwanderten fleißig die Wirthshäuser, erzählten von ihren Kriegsthaten, malten nach ihrer Art das Soldatenleben recht lockend aus, und meinten, in solch schweren Zeiten wär' es besser, der Plaggeist als der Geplagte, besser, der Sack als der Esel zu sein. Die 24 noch dienstfähigen Männer der alten Garnison wurden neu gekleidet, und zogen nun als Lockvögel auf den Gassen umher; aber alle diese Hülfsmittel machten das Kontingent nicht vollzählig; nur die Reiterei, welche sich in ihren blauen Röcken mit Panzer und rundem, mit Federn geschmückten Hute gar stattlich ausnahm, war bald komplett, das Fußvolk aber, trotz daß alle Gefängnisse geleert wurden, kaum bis zu 100 Mann angewachsen; auch fehlte es noch an Offizieren, erst ein Lieutenant und der alte Fähndrich waren in Pflicht genommen.

Mit Ingrimm sah Benedikt Hegelin dem Treiben

in der Stadt und dem Kriegsfastnachtsspiele, wie er es zu nennen pflegte, zu. Als Mitglied des Bürgerausschusses, dem die Aufsicht über das Zeughaus und die Bewaffnung oblag, ging er in den Rüstsaal, die noch tauglichen Waffen zur Ausrüstung des Kontingents auszusuchen, die alten Musketen hervorzuholen und sie dem Waffenschmied zu übergeben, um Bajonette, eine damals noch neue, bei dem französischen Heere aber schon allgemein verbreitete Erfindung, daraus zu verfertigen. Den längst verloschenen Glanz der alten Reichstadt noch immer vor Augen, konnte er sich an die Erbärmlichkeit der Zeit nicht gewöhnen. Unmuthig stand er in dem hohen Rüstsaale, wo noch Pickelhaube und Panzer, Streitart, Partisane und Schlachtschwert aus jener kräftigen Zeit aufgehangen waren, und seine Brust hob sich bei diesem Anblick. —

„Damals gab es noch Männer!“ rief er, auf- und abschreitend, aus: „Damals, als noch die Bürger hierher eilten, sich zu waffnen, kein Schwert, kein Panzer ihnen zu schwer war, und sie freudigen Sinnes auf Thurm und Mauer eilten. — Jetzt? — nur trunkenen Muthes eilen sie zur Fahne, und wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, beben sie vor dem leichten Degen, den sie an ihrer Seite hängen sehen, und zittern, wenn die Trommel sie zur Waffenübung ruft. Das Geschlecht ist entartet! Seit man den Muth bezahlt, ist er hin. Bellen können wir noch, aber wahrlich nicht mehr beißen!“

„Ei, ei!“ unterbrach der Stadtschreiber, der schon eine ganze Zeit leise hinter dem, zwischen die ehrwürdi-

gen Denkmäler kräftiger Vergangenheit hindurch Schreitenden geschlichen war, das Selbstgespräch: „Ei, ei, werther Gevatter! So in Eifer? Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über, Ihr seid immer nur bei unsern Vorfahren, und deßhalb unwillig und unzufrieden mit unserer Zeit. Aber so ging es auch damals, die alte gute Zeit lobte man von Anbeginn der Welt an, und tadelte die Gegenwart, die doch um nichts schlechter ist."

„Um nichts?" rief der Adlerwirth aufgebracht, riß ein Schlachtschwert von der Wand und drückte es dem Stadtschreiber in die Hand: „Hebt doch das Schwert, weiser Herr," sagte er, sich vergessend: „schlagt damit nur das Mäuslein todt, welches soeben zwischen Euren krummen Beinen durchgelaufen ist, Ihr vermögt es nicht einmal zu heben, und meint doch, die Altvordern wären um nichts besser gewesen, als wir!"

Der Stadtschreiber legte das ihn fast erdrückende Schwert bei Seite und lächelte. „Lieber Nachbar," sagte er, „bleibt doch nicht immer in der irrigen Meinung, des Menschen Werth bestände nur in seinem Arm."

„Der Meinung bin ich nicht, da irrt Ihr," sagte Herr Benedikt brummend: „Was nützt der Arm, wenn nicht ein männlich Herz ihn hebt? Im Herzen, in dem treuen, festen, unwandelbaren Sinn, da liegt der Werth und die Stärke des Mannes. Glaubt Ihr, ich meine die Burgunder seien bei Murten und Granson kraftloser, der Arm deutscher Ritterschaft bei Sempach weniger stark *gewesen*, als der der Schweizer? Wahrlich nicht! —

Aber das Herz, das für Freiheit und Vaterland schlägt, das ist ein anderes Ding, als ein Hasenherz, das, statt muthig nach dem Schwerte, ängstlich nach der Feder greift, sie zu zerkauen. — Laßt mir meinen Glauben, meinen altdeutschen Sinn und meinen grauen Scheitel, ich mißgönne Euch die Sitten und das Treiben nicht, das wie ein branstiger Geruch aus jenem Lande, wo Falschheit und Gleißnerei schon lange heimisch waren, zu uns herüber kömmt; tragt in Gottes Namen Eure Allongeperücke, die Euch der Haarkräusler aus Straßburg geschickt, und die eher für einen Riesen, oder eine Mummerei, als für Euch paßte, was kümmert's mich! — Aber wehe thut es mir, daß der deutsche Mann zum Männlein, und das Männlein zum Affen wird, der sich in fremde Thorheiten kleidet, und die edle, gehaltvolle, heimische Münze für schlechtere umtauscht, wenn sie nur einen fremden Stempel trägt."

„Ereifert Euch nur nicht, lieber Freund!" begann nun der Stadtschreiber, nichts weniger als beleidigt scheinend: Wir leben nun einmal in solcher Zeit, und müssen uns in sie fügen; der kluge Mann schwimmt stets mit dem Strome, nie ihm entgegen. Doch bald hätte ich vergessen, weßhalb ich hierher gekommen. Ich bin von dem edlen Rathe geschickt," fuhr er, eine Amtsmiene annehmend, fort, „Euch zu benachrichtigen, daß er, eingedenk Eurer vielfachen Verdienste um die Stadt, eingedenk Eurer hohen Einsicht in das Kriegswesen, eingedenk —"

„Laßt die vielen Worte, Herr Stadtschreiber,"

unterbrach ihn Benedikt: „Seid lieber eingedenk, daß die kurze Rede immer die beste ist, und sagt mir, was der Rath von mir will.“

„Eingedenk Eurer tiefen Menschenkenntniß, setzte der Stadtschreiber seine Rede fort, ohne sich durch Herrn Benedikts Unmuth stören zu lassen, „hat der edle Rath beschlossen. Euch nach Stuttgart zu senden, wo Ihr Euch nach dem Kriegs- und Defensions-Zustand unserer werthen Nachbarn erkundigen, und zwei tüchtige Hauptleute und einen Lieutenant, der auch so halbweg sein muß, für unser Contingent werben sollt. Ich werde Euch einige Subjekte dazu denominiren, die dermalen außer Brod und Dienste sind, und deshalb Euren Anerbietungen leicht Gehör geben werden.“

„Großer Gott!“ rief Herr Benedikt fast in Verzweiflung: „In Stuttgart, in der Hauptstadt unserer ehemaligen Todtfeinde soll ich die Anführer unserer Truppen werben, aus dem Württemberger Land herüberlocken, was sie selbst nicht mögen! So tief bist du gesunken, alte Stadt, du, einst der Schrecken deiner Feinde, die Zierde des edlen schwäbischen Bundes? Hast du in deinen Mauern keinen mehr, deine Truppen anzuführen? O! mit dir ist es aus!“

„Nun, setzt Euch doch selbst an die Spitze des Contingents,“ unterbrach der Stadtschreiber den Ausbruch tiefen Schmerzes, der sich der Brust des alten Reichsbürgers entwunden hatte; „stellt Euch an die Spitze, erneuert den alten Kriegsruhm dieser Stadt, und die Ernennung zum Hauptmann soll Euch noch heute werden.“

„Herr Stadtschreiber!“ fuhr bei diesen höhnischen Worten Benedikt Hegelin auf: „Wißt, ich bin hier nicht in meiner Schenkstube, noch in meinem Hause, wo die Gewohnheit mich höflicher sein läßt, als ich es oft wohl sein möchte, ich bin hier im Rüstsaal, wo die Kraft gilt und der Muth. Hütet Euch, daß mich der Unmuth nicht übermannt! — Aber nichts für ungut!“ fuhr er besonnener fort, da der Stadtschreiber einige Schritte vor dem Zürnenden zurückwich: „Benedikt Hegelin meint es so böse nicht, und sein Jähzorn ist bald vorüber, und nun Basta! Sagt dem Rath, wo es der Stadt Wohlfahrt gälte, bliebe ich nicht daheim; ich würde nach Stuttgart reiten, würde seinen Auftrag ausrichten, so gut es in meinen Kräften stände, oder vielmehr, so gut es der Rath haben wollte. Sagt mir nur, wieviel ich den saubern Herren dafür bieten soll, daß die Dienstlosen bei uns Dienste nehmen.“

„Jedem monatlich 25 Gulden, 1 Ration und 2 Portionen, und ihre Diener mögen sie sich aus der Mannschaft wählen, überdies Jedem 10 Gulden Reisegeld und ein neues Kleid,“ erwiederte der Stadtschreiber. „Euere desfallsige Ausfertigung sollt Ihr sogleich erhalten.“

„Schon gut,“ sagte Benedikt lächelnd: „Dafür schaffe ich Euch ein Dutzend Hauptleute von dem Schlage, wie Ihr sie verlangt. Ich werde noch heute hinreiten und morgen bin ich wieder zurück.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Stadtschreiber, sich höflich verbeugend, war froh, daß er sich entfernen konnte,

und ſchwur im Stillen, dem Nachbar nie wieder im Rüſtſaale zu begegnen.

Dieſer war indeſſen nach Hauſe gegangen, befahl dem Knecht, das Roß zu einem Ritt nach Stuttgart bereit zu halten, und machte, während der Mittageſſens, die Seinen mit der vorhabenden Reiſe bekannt. Magdalene ſchien deshalb unbeſorgt, es waren ja nur wenige Stunden von Eßlingen bis dahin; die Mutter aber war ängſtlich, und bat ihren Eheherrn, doch ja nicht bei Nacht zu reiten, man habe ihr erzählt, der wilde Jäger laſſe ſich wieder in der Gegend hören, und er wiſſe wohl, daß der Wartthurm von Ober-Türkheim nicht weit von der Landſtraße liege.

„Nun, Mutter!“ beruhigte ſie Benedikt: „Was wäre es denn auch, wenn ich ihm begegnete? Solch luſtiges Geſindel, wenn es nämlich dergleichen gibt, ſoll ja vor einem geſchlagenen Kreuz und vor einem brünſtigen Gebet zerſtäuben, wie Spreu im Wind. Es ſollte mich freuen, wenn ich den Ritter von Rodenſtein treffen könnte, ich wünſchte wohl, ihn wegen der Unthat, die er an einer Jungfrau unſers Stammes verübt haben ſoll, zur Rechenſchaft zu ziehen; doch die Freude wird mir wohl nicht werden, denn die vom wilden Jäger iſt ein Mährchen. Wenn der Sturmwind heult und die Wolken an der Mondſcheibe vorüberjagen, ſo hören die furchtſamen Seelen Geheul von Rüden und Hörnerſchall, und die fliegenden Schatten der Wolken dünken ihnen geſpenſtige Geſtalten, zu Roß und zu Fuß, und weiß Gott, was *ihnen* dann Alles erſcheinen mag. Ein frommes, unver-

zagtes Herz ſieht dergleichen Dinge nicht; wo die Furcht das Auge nicht blendet, die Geiſter daheim, und die Todten ſteigen nicht aus ihren Gräbern."

„Wenn Du in die Gegend des Oehlenberges kömmſt, und bei dem finſtern Wartthurm, den der wilde Jäger zu ſeiner Raſt erbaut haben ſoll, ſo bete nur ein „Vaterunſer," bat Frau Barbara. „Glaube nicht, daß der Neckar Dich ſchützt, die Geiſter ſchweben über die Waſſer ſo gut, wie über Berg und Thal."

„Thorheit!" meinte Herr Benedikt. „Den Thurm lieſen unſere Vorfahren als Lug-ins-Land erbauen, hauptſächlich um von hier den Württemberg, unſerer Feinde Stammburg, zu beobachten; Du ſiehſt, wie der Aberglaube Alles deutet und das Natürliche ſo gern zum Fabelhaften verunſtaltet."

„Wohl möglich, lieber Mann," nahm Frau Barbara wieder das Wort, „aber zu meiner Beruhigung verſprich wenigſtens, ſollteſt Du, wie ich nicht verhoffe, des Nachts an jener Stelle vorüberziehen, ein frommes Gebet zu ſprechen."

„Wenn es Dich beruhigt, zaghafte Seele, gern!" erwiederte der Eheherr. „Du aber," wandte er ſich zu Magdalenen, „bleib hübſch daheim, warte und pflege Deine kranke Mutter, und zeige mir, wenn ich wiederkehre, ein freundlicheres Geſicht. In Deinen Jahren muß das Antlitz eines Mädchens einem heitern Frühlingsmorgen gleichen, unbewölkt und frei muß die Stirn ſein, wie der klare, blaue Himmel, und der Blick des Auges ſanft leuchten, wie die Maienſonne am Pfingſt-

tage. Wenn erſt der Sturm des Lebens die Wolken jagt, wenn Sorge und Noth, dieſe hinkenden Lebensboten, einkehren, und manche ſchwere Prüfung den Menſchen trifft, dann mag ſich die Stirn furchen und das Auge in Thränen ſchwimmen, aber nicht, wenn man einer ſündhaften Luſt Valet ſagen, und der Vernunft und des Vaters Gebot folgen muß. Ich warne Dich, Magdalene," fuhr er heftiger fort: „vertraue meiner Langmuth nicht zu viel: Dein ſtilles, verſchloſſenes Weſen beginnt mir läſtig zu werden, und ich zweifle faſt, daß ich es noch lange werde dulden können. Dieß der gute Rath, den ich Dir zurücklaſſe, und nun lebe wohl!" Er gürtete ſein kurzes Schwert um, beſtieg ſein Roß und trabte gen Stuttgart.

Dort angelangt, fand er Alles in der größten Beſtürzung. Die Nachricht, der Feind würde von Heilbronn gegen die Stadt rücken, beunruhigte Alt und Jung, denn es waren kaum 1200 Mann dienſtfähige Mannſchaft im Lande, und dieſe noch überdies für die Generalſtaaten geworben. Der Adminiſtrator des Herzogthums hatte ſich ſchon aus der Reſidenz entfernt, und es war hier an keinen Widerſtand zu denken, der auf irgend eine Weiſe Eßlingen vor dem Beſuch der Franzoſen ſchützen konnte. Alle Nachfragen ſtimmten darin überein, und dem Eßlinger blieb daher am andern Tage nichts weiter übrig, als ſich mit den Kriegsleuten in Unterhandlung einzulaſſen, und ſchon ſpät am Abend war Alles in Richtigkeit. Herr Benedikt ſäumte nun keinen Augenblick, *Stuttgart zu* verlaſſen, aber die eilfte Stunde hatte ſchon

lange geſchlagen, als er bei dem herzoglichen Schloſſe zum Thore hinausritt.

Es war eine ſternenhelle Dezembernacht, Berg und Thal ſchon ſeit mehreren Tagen mit Schnee bedeckt, ſo daß die grünen Rebhügel zu ſeiner Linken, in ihrem flimmernden Winterkleide, die Wälder zu ſeiner Rechten mit ihren weißen Lockenhäuptern, ſchauerlich vor ihm lagen. Ein ſcharfer Oſtwind, der durch das Neckarthal ihm entgegen pfiff, begrüßte ihn unfreundlich mit ſeinem kalten Hauche, und zwang ihn, ſich in ſeinen braunen Mantel einzuwickeln. Vorſichtig, wie er immer war, unterſuchte er ſeine, in der Halfter ſteckenden Piſtolen, um in dieſer unruhigen Zeit vor jedem Ueberfall gewaffnet zu ſein, und ritt nun in kurzem Trabe auf dem ihm wohlbekannten Wege fort. Wohl zuweilen gedachte er der Bitte ſeines Ehegeſponſes, aber er lächelte hier eben ſo ſehr über ihre Beſorgniß, als daheim, und fürchtete mehr, irgend einen Schnapphahn hinter einer der am Neckar ſtehenden Weiden zu treffen, als den wilden Jäger und ſein wüthendes Heer. „Hm!“ brummte er vor ſich hin: „Sollte es wirklich dergleichen Spuck geben, ſo wünſchte ich wahrlich, ihm einmal zu begegnen; aber mein Wunſch wird wohl in dieſem Leben vergeblich ſein.“ Je mehr er nun dieſen Gedanken nachhing, deſto ſtärker ward die Begierde in ihm, auf etwas Geſpenſtiges zu ſtoßen, und ſeine aufgeregte Einbildungskraft gaukelte ihm allerhand Bilder vor; ſo trabte er, durch ſeinen Mantel gegen die immer ſteigende Kälte geſchützt, guten Muthes Eßlingen zu. Die Stunde der Mitter-

nacht war längſt vorbei, als ihm jetzt über die weiße, flimmernde Landſchaft der graue Wartthurm auf dem Oehlenberge aus der Ferne entgegen blickte. War es, weil er ſeit einiger Zeit ſo viel von dieſem Wartthurm geſprochen hatte, oder weckte der dunkle Rieſe, der auf der beſchneiten Landſchaft wie ein finſterer Geiſt einſam emporragte, die grauſige Sage des wilden Jägers in ihm, es wurde ihm bei dem Anblick des alten Thurmes gar ſonderbar zu Muth. Es war nicht ſcheue Furcht, die ihn froſtig durchſchüttelte, es war ein unwillkührlicher Schauer, der ihn für einen Augenblick erbeben ließ, als er da, wo das Thal ſich biegt und er Obertürkheim gegenüber war, plötzlich ein Rauſchen vernahm, als ob ein Schwarm ziehender Krähen über ihn weg flöge. Es konnte nicht der Wind ſein, denn es kam ihm nicht entgegen, es rauſchte hinter ihm her, und trieb ihm den flatternden Mantel über den Kopf. Auch ſein muthiges Roß ſtutzte, und es bedurfte des Sporns, um es vorwärts zu treiben. Benedikt wurde durch dies Alles aufmerkſam, und hielt bei einem hohen Stein am Ufer des Neckars, wo vor langer Zeit eine heimziehende Braut verunglückt war, ſein Roß an und horchte. Immer noch rauſchte es über und über ihm, und es dünkte ihm, als höre er vom Walde her Hörnergetön, das immer näher zu kommen ſchien. Deutlich vernahm er jetzt Jagdruf und Rüdengebell, immer ſtärker ward das Rauſchen über ihm, und längs der Rebenhügel von Weſt nach Oſt zu, ſah er über die Höhen Wolken, gar wunderbar, dem *Sturm entgegen* zieh'n, die, je länger ſie zogen, ſich immer

mehr vor seinen Augen wie Menschen und Thiere gestalteten; sein Rappe mochte dies auch gewahren, denn er brauste und scharrte ungeduldig mit dem Huf in dem lockern Sand. Als der Lärm und das Toben näher kam, die grauen Wolken sich jetzt deutlich, als Roß und Reiter gestaltet, über den Wartthurm senkten, gehorchte das Roß des Reiters Faust nicht mehr, nahm das Gebiß zwischen die Zähne, und jagte, ohne daß es des Spornes bedurfte, mit hoch aufgehobenem Schweife und empor sich sträubender Mähne im vollsten Laufe dem Kloster Weil vorbei, der Stadt zu.

Benedikt versuchte es nicht, das wilde Thier anzuhalten. Den Blick wie durch Zaubergewalt rückwärts nach dem Oehlenberge gerichtet, wo er bald nichts mehr deutlich erkennen, nur noch das wilde Jagdgetös vernehmen konnte, ließ er, von dem widrigen Rauschen immer noch gefolgt, dem Rosse freien Lauf. Sein Blut schien erstarrt, nur zuweilen rieselte es ihm kalt durch Mark und Bein; es dünkte ihm, als läge eine kalte Todtenhand auf seinem Nacken und treibe ihn vorwärts, und es war doch wohl nur der Nachtwind, der durch die Bergschlucht ihn anwehte. Er war sich seiner Gedanken, seiner Gefühle nicht bewußt, nur das wußte er, daß er das Jagen seines Rosses nicht aufhalten, nicht wieder umkehren mochte, und könnte er damit sein Leben retten.

Sein schäumendes Roß trug ihn, der, bleich wie die Sternennacht, die ihn schauerlich umgab, immer noch rückwärts schaute, auf wohlbekanntem Wege pfeilschnell der Neckarbrücke zu. Hier stutzte und bäumte es sich

plötzlich. Benedikt, ſich nur mit Mühe im Sattel erhaltend, wandte den Blick, und ſah da, wo zu damaliger Zeit auf dem ſteinernen Geländer der Brücke ein kleines Kreuz zur Erbauung für fromme Seelen ſtand, eine knieende weibliche Geſtalt. Er ſuchte ſein ſchnaubendes Roß an ihr vorbei zu lenken; ſein Mühen war vergebens, nicht Schmeicheln, nicht Sporn brachte es von der Stelle. Da erhob ſich die Geſtalt und winkte ihm. Er war jedoch wie feſt gebannt, und mochte ihr nicht nahen; ſie aber, die ihn ſtarr anzublicken ſchien, ſchritt jetzt an ihm vorbei, nickte ihm freundlich zu, und in dem Augenblick that der Gaul einen ſo gewaltigen Sprung, der den Sattelfeſten ſchier abgeworfen hätte, jagte in wilden Sätzen über die Neckarbrücke, rannte gegen das Thor der Blaſien-Au, und ſtürzte mit zerſchmettertem Hirn zuſammen.

Lange lag Herr Benedikt bewußtlos neben ſeinem Roſſe, endlich mochte ihn doch die kalte Luft zum Leben zurückgerufen haben, er erhob ſich, wie aus einem Traume erwacht, zwar unbeſchädigt, aber ſeiner Sinne noch nicht recht mächtig, und klopfte an die Pforte. Der Thurmwart ward munter, und als er erfuhr, wer Einlaß begehre, ſchickte er ſogleich zum Bürgermeiſter, die Thorſchlüſſel zu holen.

Während dem ſtand Hegelin, in ſeinen Mantel gehüllt, von Froſt erſtarrt, eine bleiche Geſtalt, neben ſeinem todten Gaule. Unverwandt ſchaute ſein Auge immer nach der Gegend des Wartthums hin. Er ſuchte ſeine *Gedanken* wieder zu gewinnen, ſich die grauſige Begeben-

heit geordnet ins Gedächtniß zurückzurufen, doch vergebens. Vor seinem Geiste schwebte das, was er in dieser Schreckensnacht gesehen, so dunkel und unbestimmt, daß, hätte der todte Rappe nicht zu seinen Füßen gelegen, ihm Alles nur ein Traum gedünkt hätte. Er lauschte nun, ob er das Jagdgetös, den wilden Lärm und das Rauschen noch vernähme, aber es war still, nur der Fußtritt des Wächters unter dem gewölbten Thore schallte durch die schweigende Nacht; er sah nach dem kleinen Kruzifix, und da war es ihm, als sähe er die nämliche weiße Geistergestalt wieder am Kreuze knieen. „Benedikt, Benedikt!" rief er, sich ermannend, aus: „Feige Seele, in Worten stark, bei der That aber schwach und muthlos, hab' Vertrauen zu Gott, geh dem Spuck entgegen; was vermag ein hölliſcher Geist gegen ein gläubiges Herz!" Er befahl seine Seele Gott, und obgleich wankend, schritt er nach dem Kreuze zurück, und wollte nun Licht suchen in der Finsterniß; aber gleich einer Nebelwolke zerrann die Gestalt vor seinen Augen. „Die Furcht hat mich geneckt," sagte er in sich, „meine tollen Gedanken haben mir tolle Bilder hergezaubert, Alles war Selbstbetrug," und als er dies so dachte und in keckem Muthe an dem Kruzifix vorbei nach dem Oehlenberge zuschreiten wollte, war es ihm, als ob er neben sich einen Seufzer hörte, und als ob, gleich dem Abendwinde, wenn er durch die Zweige rauscht, die leisen Worte ertönten: „Alter Mann, wahre Magdalene!" — Bei diesen Worten, die ihn sein aufgeregter Zustand wohl nur vernehmen ließ, war all sein Muth dahin; eiskalt durchrieselte

es ihn von Neuem, er eilte, als verfolge ihn die Geistergestalt, dem Thore zu, welches so eben geöffnet wurde.

„Thomas," sagte er zu dem alten Thurmwart, der mit seinem Sohne herzutrat, „laß Deinen Buben derweile Dein Amt versehen, und ihn Sattel und Zeug von meinem Gaul nehmen; Du aber bringe mich nach meiner Wohnung, ich fühle mich zu schwach, um bis dahin allein zu gehen." Der alte Thurmwart, Herrn Benedikt gar wohl kennend, säumte keinen Augenblick, seinen Willen zu erfüllen, schloß, nachdem Sattel und Zeug abgenommen war, das Thor wieder, und sandte die Schlüssel zurück; er selbst bot dem Adlerwirth den Arm, ihn zu leiten. Als sie unfern der Brücke kamen, welche Blasien-Au mit der Stadt verbindet, konnte Benedikt fast nicht weiter. „Thomas, laß uns hier einen Augenblick verweilen!" bat er, sich auf eine Steinbank setzend: „Ach, hätte ich nur zur Stärkung einen Becher Wein."

„So spät es ist, kann hierzu doch noch Rath werden," erwiederte der Thorwart, „dort in dem kleinen Hause der Wittwe des Messerschmieds sehe ich noch Licht, es ist eine gute, liebreiche Frau und hält auf ein gutes Gläschen; wartet nur einen Augenblick." — Er ging, und pochte leise an einen kleinen Laden, der sich auch bald öffnete; hier trug er seine Bitte vor und man ließ ihn willig ein. — „Nun, gute Alte, gib Wein," bat Thomas, den Ermatteten die Stufen hinaufleitend.

„Geht nur in's obere Stock, lieber Herr," sagte die Magd, sich ehrerbietig vor Benedikt neigend, „oben sind sie noch auf, und sitzen bei'm gefüllten Becher, Ihr wer-

det gewiß willkommen sein!" Dies sagend, winkte sie dem Thurmwart, zurückzubleiben, faßte Herrn Benedikt's Arm, und leitete, die Lampe in der Hand, den noch Halbbetäubten die Treppe hinauf. „Nur fein stille, daß meine Hausfrau nicht aufwacht," sagte die Alte, „folgt mir nur leise," und als sie auf der obern Hausflur waren, führte sie ihn, auf den Zehen schleichend, nach einer Thür, die sie schnell öffnete.

Starr vor Schreck blieb Benedikt auf der Schwelle stehen, ihm war, als höre er auch jetzt noch die Warnung der Geistergestalt; aber es bedurfte nur eines Augenblicks, um Kraft und Besonnenheit wieder zu gewinnen. „Fort von mir, Schlange!" rief er, die seine Kniee fest umklammernde Magdalene von sich stoßend: „Fort, Unglückliche!" Dies sagend, wandte er ihr den Rücken, warf die Thüre zu, entfernte sich schnell, schritt kraftvoll die Treppe hinab und stand bald vor seinem Hause am Markt.

Sein starkes Pochen führte die Diener schnell herbei. Er trat ein und ging in sein kleines Zimmer neben der Schenkstube. „Weckt meine Frau nicht!" befahl er: „und bringt mir einen Krug mit altem Weine." Dann warf er sich in seinen Lehnstuhl, winkte dem Diener, der ihm den Wein gebracht hatte, sich zu entfernen, und überließ sich nun, bei dem matten Schein der flackernden Lampe, seinen Betrachtungen. Chaotisch traten die Begebenheiten dieser Nacht vor ihn; oft wollte es ihm dünken, Gott habe ihn, wegen des frevelhaften Wunsches, daß ihm etwas Gespenstiges begegnen möchte, durch diese

wohl gar in die Arme des Papſtthums zu werfen, mich zu erſchrecken. Biſt Du, wofür ich Dich halten muß, nachdem ich Dich dort, in nächtlicher Stunde, bei ihm traf, ſo geh', wohin Dich die Sünde treibt, meide das Antlitz Deines alten Vaters, dem Du vor der Zeit das Grab geöffnet haſt; mein Fluch ſoll Dich nicht begleiten, aber auch mein Segen wird es nicht!"

Magdalene war von dieſem Worte erſchüttert, ihr Auge ruhte finſter auf dem Vater, dann hob es ſich aufwärts gen Himmel. „Schweig, Stolz, ſchweig, gekränktes, tiefgekränktes Herz," ſprach ſie vor ſich hin: „Der Vater iſt mein irdiſcher Richter; ſteh' ich rein vor Gott, will ich es auch vor ihm." Sie faßte nun in ihren Buſen, holte ein Brieflein heraus und gab es dem Vater. „Als ich geſtern Abend mit der Mutter mein Gebet verrichtet hatte, und mich eben zur Ruhe legen wollte," fuhr ſie, während der Vater las, fort: „erhielt ich dies Brieflein, worin, wie Ihr leſen werdet, die Muhme mich benachrichtigt, daß ſie hier angekommen, plötzlich aber bedeutend krank geworden ſei, und mich bat, eiligſt zu ihrer Pflege zu kommen. Sie iſt die Schweſter meiner Mutter, ſollte ich nicht gehen? Sie hat mir wohlgethan, ich bin ihr Dank ſchuldig."

„Fahr nur fort, nur weiter!" ſagte der Alte, da Magdalene ſchwieg.

„Als ich in die Wohnung der Muhme trat, fand ich ſie wohl auf und auch Georg fand ich dort, der hierher gekommen war, um mich noch einmal zu ſehen. Heute brechen ſie von Tübingen auf. Er kam, wie er mir

ſagte, mich um Gottes und aller Heiligen willen zu bitten —"

„Um Gottes und aller Heiligen willen?" unterbrach ſie der Vater heftig.

„Ja, Vater, ſo ſprach er, mich zu bitten, Eßlingen zu verlaſſen, zur Muhme nach Gmünd, beſſer, nach Nördlingen zu gehen, denn die Franzoſen hauſeten furchtbar, und ein ehrbares Mädchen dürfe nicht bleiben, wo ein ſolcher Feind ſich blicken laſſe; auch trug er mir auf, Euch dies vorzuſtellen, und Euch zu bitten —"

„Und Du?" unterbrach der Vater von Neuem.

„Ich verſprach ihm, es Euch zu ſagen, doch Euch zu bitten, verſprach ich nicht. Ihr wißt ja am Beſten, was mir frommt —"

„Meinſt Du?" zürnte der Alte: „Wenn Du das glaubſt, warum erfüllſt Du meinen Willen nur mit Widerſtreben? Wärſt Du von Deines Vaters Einſicht, von ſeiner Liebe zu Dir überzeugt, Du würdeſt nicht gegen ſein Gebot handeln."

„Thu' ich das, Vater?" fragte Magdalene, und in dem Tone, womit ſie dies ſprach, lag faſt ein Vorwurf: „War ich nicht immer Euer folgſames Kind, ſelbſt gegen meine Ueberzeugung? Habe ich ihm nicht entſagt? Will ich mich nicht von ihm trennen, ſo lange es Euer Wille iſt? Oder glaubt Ihr, man könne dem Herzen ſo leicht gebieten, wie dem Munde? Man könne des Menſchen freie Gedanken in Feſſeln legen, wie einen Sklaven? Nein, Vater, nur der Wille iſt uns unterthan, und mit ihm die That; unſerer Sinne lockenden

Bildern, unſerer Sehnſucht glühenden Wünſchen ſind wir nicht Herr, wir unterliegen in ſolchem Kampfe. Hätte ich gewußt, ihn dort zu finden, ſo wäre ich um keinen Preis zur Muhme gegangen; da ich aber unvorbereitet ihn fand und mich nicht gleich entfernen konnte, ſo hielten mich ſeine Bitten und das Bewußtſein, ich habe nicht ihn, nicht mich zu fürchten, dort zurück."

„Und wollteſt die ganze Nacht mit ihm vertändeln," unterbrach ſie der Vater mit Heftigkeit: „Dachteſt Du nicht daran, daß es heute die ganze Stadt ſchon wiſſen wird?"

„Dieſer Gedanke ſtieg wohl in mir auf, und verbitterte mir jede Freude," erwiederte ſie erröthend, „und darum bat ich ihn auch, ſich bald zu entfernen, und eben, als Ihr kamt, ſagten wir uns ein Lebewohl. Seht, Vater," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „wir ſind geſchieden in Ehrbarkeit, wie zwei treue Freunde, ein Händedruck genügte unſerm Vertrauen, ſeine Lippen haben mich nicht berührt."

Als wolle er in ihr Innerſtes ſchauen, ſo feſt ruhte des Vaters Auge auf dem ihrigen, die, ſich keiner Schuld bewußt, ſeinem Blick frei und offen entgegen kam. Er reichte ihr verſöhnt die Hand, die ſie ſtürmiſch an ihre Lippen drückte; da wollte Wehmuth den ernſten, ſtrengen Mann beſchleichen, er aber ward ihrer Herr.

„Magdalene," ſagte er kopfſchüttelnd, „ich ſehe in eine düſtere Zukunft; was mir noch geſtern verborgen war, iſt mir heute enthüllt, was ich verſpottete, das ſteht

jetzt ernst und unheilbringend vor mir — Ich sehe in eine traurige Zukunft."

„Auch mir erscheint sie nicht glücklich," erwiederte Magdalene.

„Selbst die Geister haben mich gewarnt," fuhr Benedikt fort.

„Die Geister?" unterbrach sie ihn schnell: „Auch mich — Doch, lieber Vater, wie wäre das möglich? Des Menschen Seele schwebt zum Himmel auf, sein Körper vermodert, und das feste Grab verschließt mit noch nie erbrochenem Riegel seine Beute. — Auf Erden wandelt kein Geist, dort oben nur ist ihre Heimath."

„So glaubte auch ich!" sprach Benedikt, und die vergangene Nacht stand mit all' ihrem Schauder vor ihm: „Doch was mir in dieser Nacht begegnet ist —"

„Und was?" fragte sie immer gespannter.

„Ich habe die wilde Jagd gehört —"

Magdalene lächelte. —

„Verspotte mich nicht — Während Du mit Deinem Buhlen kostest, verfolgte mich das wilde Heer —."

„Sonderbar!" sagte Magdalene unwillkührlich.

„Eine weiße Gestalt, die an dem Kruzifix auf der Brücke zu beten schien, winkte mir, als mein schnaubender Gaul nicht an ihr vorüber wollte — und als sie an mir vorbeischritt, bäumte sich mein Roß, sprengte mit furchtbaren Sätzen über die Brücke der Stadt zu, und zerschmetterte an den eisernen Nägeln des Thores das Hirn. Draußen vor Blasien-Au liegt das arme Thier.

— Aber, Kind!“ fuhr er plötzlich auf: „was iſt Dir? Du erbleichſt, zitterſt —“

„Nichts, Vater!“ ſagte ſie, ſich faſſend — „Kommt hinauf zur Mutter, ſie iſt auf ihren Seſſel gebannt, kann nicht herunter, und ängſtigt ſich um Euch und mich.“

„Sag' mir, Magdalene, was iſt Dir?“ fragte der beſorgte Vater noch einmal.

„Nichts, mein Vater,“ wiederholte ſie ruhig: „Eure Erzählung hat mich erſchreckt, ſonſt iſt mir gewiß nichts — Kommt nur“ — ſie erfaßte ſeine Hand — „und darf ich der Mutter ſagen, daß Ihr mir nicht mehr zürnt?“

„Komm!“ erwiederte Benedikt, den das noch immer zitternde Mädchen beſorgt machte: „Komm, mein einziges, unglückliches Kind! — Nein, nein!“ rief er jetzt plötzlich: „So lange die Tugend in Deinem Herzen wohnt, biſt Du nicht unglücklich; Gott verläßt ſeine Engel nicht! Was kümmert mich Teufelsſpuck und all' die Fratzen mit ihren Prophezeihungen; Du ſtehſt unter ſeinem Schutz und nur Er iſt der barmherzige Lenker Deines Geſchicks.“ Der Alte nahm unwillkürlich ſein Käppchen ab, faltete die Hände, blickte gen Himmel und aus geängſteter Bruſt ſtieg ſein ſtummes Gebet empor. Magdalenen's Auge ruhte auf dem alten Vater; aber beten konnte ſie heute nicht mit ihm.

Endlich, nach mehreren Wochen war das Contingent der Stadt Eßlingen an Offizieren und Mannſchaft

vollzählig, und ſtand heute, der Stadt ein gar wichtiges Ereigniß, zur Heerſchau vor dem Rathhauſe aufmarſchirt; der ganze Marktplatz war mit Neugierigen angefüllt, alle Fenſter der umſtehenden Häuſer waren beſetzt, nur das Gaſthaus zum ſchwarzen Adler war wie ausgeſtorben. Trotz der ſchon bedeutenden Kälte, trotz dem, daß der ehrwürdige Rath auch hier ſein weiſes „festina lente“ in Ausübung brachte und lange auf ſich warten ließ, verminderte ſich die Menge der Zuſchauer nicht; nur ſchien dies Warten den Kriegern ſelbſt nicht recht zu behagen, die heute, eine neue Erſcheinung für die Stadt, zum Erſtenmal in gleicher Farbe, weiß und roth gekleidet, in der Ferne wirklich ein ſtattliches Anſehen hatten; nur in der Nähe durfte man dieſe Heldenſchaar nicht beſchauen. Außer dem alten Stamm der ſtädtiſchen Beſatzung, im Wachtdienſt ergraute Trunkenbolde, war ein Theil aus den Gefängniſſen genommen, unter denen es wohl manchen tüchtigen Raufbold gab, der ſein Leben willig für ſeinen Sold, vielleicht für noch weniger einſetzte. Die freiwillig Geworbenen waren Hungerleider und Müſſiggänger, welche der Dezemberfroſt in den warmen Soldatenrock gelockt hatte, die Uebrigen aber bettelndes, herumziehendes Geſindel, die mit einigen unglücklichen Schneidergeſellen und Keſſelflickern zur Fahne gepreßt, und wohl jetzt ſchon des Sinnes waren, ſie ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen. Die Offiziere, im Dienſt des Bacchus bewanderter, als in dem des Kriegsgottes, waren ihrer Untergebenen würdig. Nur die Fähndriche mit den ſchön gemalten Fahnen der Stadt, welche

ſie bei den Aufzügen der Gewerke ſtattlich zu ſchwenken gelernt hatten, waren alte, erfahrne Kriegsleute, wovon der Eine ſchon im dreißigjährigen Kriege der Schlacht von Susmarshauſen als Pfeifer beigewohnt hatte, der Andere aber auch ein Fünfziger war; Beide gaben mit ihrem ernſten militäriſchen Aeußern und ihren flatternden Fahnen dem Ganzen ein ganz martialiſches Anſehen. Am vortheilhafteſten nahmen ſich die Trommelſchläger und Pfeifer mit ihren geſtickten breiten Bandelieren aus, die unverwandt den Blick auf den Eingang gerichtet hatten, um mit ihrem Spiel die geſtrengen Bürgermeiſter, ſobald ſie ſich blicken ließen, zu bewillkommen.

Der Rath ließ ſehr lange auf ſich warten, und erſt, als der Pöbel unruhig, und das Geſchrei und der Lärm immer ſtärker wurde, öffneten ſich die Thorflügel, die Rathsdiener in alter Schweizertracht, ihre ſchweren Hellebarden in der Hand, ſchritten den geſtrengen Herren voran. Die drei Bürgermeiſter, von den übrigen Rathsgliedern gefolgt, wurden ſichtbar, das Raſſeln der Trommeln wurde von dem wilden Jauchzen des Volkes übertäubt, und die Pfeifer thaten ihr Möglichſtes, um mit dem gellenden Klang ihrer Inſtrumente durch den Lärm zu dringen; luſtig ſchwenkten die grauen Fähndriche ihre Fahnen, und ſelbſt der Sechzigjährige ließ die Seine in weiten Kreiſen mit vieler Gewandtheit durch die Lüfte flattern. Mit ſtolzer Gravität traten nun die hochweiſen Herren heran, begrüßten mit kaum bemerkbarem Kopfnicken die Kriegsſchaar, und gingen muſternd die Reihen auf und nieder. Alles ſorgfältig beſchauend, die geringſte

Kleinigkeit mit Wichtigkeit tadelnd, unterſuchten ſie Jedes genau, bezeugten huldreich ihren Beifall, und als ſie dies in reichlichem Maaße gethan, ließen ſie die Kompagnien einen Kreis bilden, und die Kriegsartikel vorleſen. Dann hielt der Stadtſchreiber eine kräftige Rede, die Halberſtarrten zu erwärmen, brachte hierbei die Thaten ihrer Vorfahren in Erinnerung, und ermahnte ſie, in Tapferkeit jenen gleich zu werden und ſich für die Erhaltung und den Ruhm Eßlingens freudig zu opfern. Die Söldner fühlten ſich von dieſer pathetiſchen Rede nicht erwärmt, äußerten durch ächt disciplinariſches Schweigen ihren Beifall, und zogen hungrig und erfroren unter Trommelklang und luſtigem Pfeifengetön nach Haus, während der Rath, den wichtigen Tag zu feiern, ſich zum feſtlichen Mahle ſetzte.

Benedikt, ſeit jener Nacht in ſich gekehrter, als je, hatte ſich während des feierlichen Actus in ein Hinterſtübchen verſchloſſen, und ſo war ihm der Lärm der neugierigen Menge nur wie das Summen eines Bienenſchwarmes zu Ohren gekommen; das Wirbeln der Trommeln weckte ihn endlich, jedoch nur für einen Augenblick, aus ſeinem Sinnen. Aber ſo wie der Lärm vorüberzog, traten gegen ſeinen Willen die Bilder jener Nacht, beſonders aber die Betende, wieder vor ihn, und rollten ihm eine traurige, ſorgenſchwere Zukunft auf. Die Worte, welche er vernommen zu haben glaubte, erſchütterten ihn noch jetzt, ſie betrafen ja ſein einziges, ſein heißgeliebtes Kind. „Ach!“ ſeufzte er: „wie kann ich ſie gegen ihr Herz ſchützen? wie dieſes zarte Mädchen vor dem Ein-

druck bewahren, den der Papiſt auf ſie gemacht hat? Und die Geiſtergeſtalt, ſicher die unglückliche Tochter jenes Max Hegelin, der in der Döffinger Schlacht gefangen wurde, forderte ſie mich nicht auf, Magdalene zu hüten? — Gerechter Gott! rief er aufſpringend aus und rang verzweifelnd die Hände: „Laß ſie, laß mich ſterben, nur bewahre mein Kind vor Schande, erhalte ihr Herz der Tugend, nimm ſie lieber auf zu Dir, und ſoll ich, wie Abraham, Dir ein Opfer bringen, ich will es, nur laß ſie rein und unentweiht ſterben.“

Er ſank, indem er dies ſprach, ermattet auf ſeinen Seſſel; der ſtarke, an Seel' und Körper kräftige Mann erlag faſt dem Eindruck, den jene ſchauderhafte Begebenheit auf ihn gemacht hatte. Aber dieſe Abſpannung dauerte nicht lange. „Nein!“ rief er plötzlich: „ich will nicht unterliegen, will als Mann meinem Schickſal, als Chriſt dem Flüſtern des Satans entgegen gehen, der mir durch allerhand Geiſterſpuck meinen Glauben, meinen Verſtand irre zu leiten gedenkt, will mich nicht mehr quälen, nicht ängſtlich ſorgen um mein Kind, will ihrer Tugend vertrauen, und keine dämoniſche Erſcheinung, kein wilder Jäger mit ſeinem Heere ſoll mich ferner irre machen. Mit unwandelbarer Liebe, wie ſonſt, will ich an meiner Magdalene hangen, und der Glaube an einen gerechten, barmherzigen Gott ſoll mich ſtärken und erhalten.“

Indem er dies ſagte, öffnete ſich die Thür, Magdalene trat ein, und bei ihrem Anblick wäre faſt jetzt ſchon *ſein Glaube* dahin geweſen. Bleich wie der Tod, den

ernsten, starren Blick auf den Vater gerichtet, blieb sie mit schwankendem Knie regungslos an der Thüre stehen; ein schmerzliches Lächeln umzog ihren Mund, ihre Hand preßte sich fest auf das klopfende Herz und alles Leben schien von ihr gewichen. „Kind! Magdalene!“ rief der erschrockene Vater: „Was ist Dir begegnet?“

Sie erwiederte auf seine ängstlichen Fragen nichts, und blieb immer noch unbeweglich stehen. Plötzlich durchfuhr ein Gedanke den Alten — „Ist Dir Mathilde erschienen?“ rief er, ihr entgegen tretend. — Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Sprich, rede! Was es auch sein mag, ich bin gefaßt, bin wieder stark, das Schrecklichste zu ertragen, aber rede nur!“ bat er, sie in seine Arme schließend. „Nicht diesen geisterähnlichen Blick, nicht diese stumme Verzweiflung!“

„Er ist nicht mehr!“ rang es sich endlich aus Magdalenen's Brust.

„Wer?“ fragte der Vater verwundert, und leitete die Zitternde auf einen Sessel.

„Wie könnt Ihr noch fragen!“ sagte sie, und der Unmuth trieb ihr das Blut zurück auf die Wangen: „Eurer Sorge um mich seid Ihr nun quitt! dem Papisten zerschmetterte eine feindliche Kugel die Brust —“

„Georg todt?“ rief der Alte, und sein Auge sah gen Himmel: „Heiliger Gott! —“

„Haltet ein, Vater!“ zürnte das Mädchen: „Danket Gott nicht, daß er Euer Kind unglücklich machte, preist ihn nicht, daß er Euer brünstiges Gebet erhörte! Wofür Ihr Gott danken wollt, das hat mich grenzenlos

elend gemacht. Jubelt nicht, Eure Freude könnte mir das blutende Herz brechen!"

Der Vater drückte bei dieſen, mit Unmuth und Schmerz ausgeſprochenen Worten die Trauernde ſanft an ſich. „Wie könnte ich mich freuen, Magdalene, wenn Du weinſt? ſprach er bewegt: „Wie könnte ich jubeln, wenn mein Kind trauert? — Faſſe Dich nur; des Herrn Wege ſind wunderbar; das, von dem wir glauben, es führe uns an einen Abgrund, wendet ſeine Barmherzigkeit oft zu unſerm Heil; oft beugt er den übermüthigen Sinn des Menſchen, damit er aus der Prüfung geläuterter hervorgehe —"

„Was hilft mir Prüfung, was ſoll ich geläuterter hervorgehen! rief Magdalene in Verzweiflung: „Für mich iſt das Erdenglück dahin! Mein Herz iſt gebrochen, die Welt iſt mir todt, nur bei ihm wäre noch Glück für mich!"

„Nur bei ihm?" wiederholte der Alte, und der Ton, mit dem er dies ſagte, ſprach deutlich ſeinen Schmerz aus: — „Alſo bei Deinem Vater fühlſt Du Dich nicht glücklich? Das habe ich nicht um Dich verdient."

„Zürnt mir nicht!" bat ſie: „Was kann ich für mein Gefühl? Was die Pflicht gegen Euch mir gebietet, hab' ich gethan, will es auch ferner thun; die Thränen, die mein Auge weint, ſollen Euch verborgen bleiben, die Seufzer meiner Bruſt für Euch unbemerkt ihr entſteigen; aber der Reiz des Lebens iſt mit ihm dahin, meine Sonne ging unter, für mich iſt es Nacht, und nur dort kann

mir die Morgenröthe wieder aufgehen! Was kann ich dafür, daß es so ist? —"

„Frevle nicht!" warnte der Vater: „Suche Troſt in der Religion, halte feſt am Glauben!"

„Mein Anker iſt gebrochen," ſagte ſie traurig: „Mein Schiff ſchwankt hin und her —"

„Suche feſten Grund, Magdalene!"

„Wo ihn finden?" ſprach ſie, und das Vertrauen ſchien ſie ganz verlaſſen zu haben: „Ach, ſchickte der Himmel mir ein Zeichen, nahte mir ein Engel der Offenbarung —"

In dieſem Augenblick öffnete ſie die Thür, und die Muhme aus Gmünd trat ein. Benedikt warf einen zornigen Blick auf ſie, dann ſagte er mit barſchem Tone zu der Tochter, die mit freudefunkelnden Augen auf die Ankommende blickte: „Geh' auf Deine Kammer, Magdalene; denn das iſt wahrlich kein Engel der Offenbarung. Geh'!"

Magdalene begrüßte im Vorbeigehen die Muhme, warf noch einen ſtrahlenden Blick auf ſie, und entfernte ſich.

„Was wollt Ihr hier?" fuhr Benedikt jetzt die Matrone an.

„Ich ſuche Zuflucht bei Euch," erwiederte ſie. „Die Franzoſen ſind plötzlich von Schorndorf aus vor unſere Stadt gerückt, der Weg nach Ellwangen und Heidenheim war verſperrt, es blieb mir nichts übrig, als über die Alp hierher zu flüchten. Die Priorin der Clariſſerinnen mit den jüngſten Nonnen und den Novizen haben mich begleitet."

„Glaubt Ihr hier sicherer zu sein?“ fragte er eben nicht verbindlich.

„Ich hoffe es, und auf jeden Fall bin ich in Eurem Hause vor Mißhandlungen sicher; eine arme, verlassene Frau —“

„Warum bezieht Ihr Eure Wohnung auf der Blasien-Au bei der Wittwe des Messerschmiedes nicht wieder?“ unterbrach er sie mit Unmuth: „Wie könnt Ihr noch, nach dem, was vorgefallen ist, mein Haus betreten?“

„Die Wohnung auf Blasien-Au überließ ich den frommen Clarisserinnen: überdies, Schwäher, hat ja der Tod versöhnt, und eine Freistatt werde ich wohl in Eurem Hause erwarten können, da ich jahrelang Euer Kind in dem meinigen pflegte.“

„Besser, es wäre nicht geschehen!“ brummte Benedikt vor sich hin, reichte jedoch der Schwägerin die Hand zum Willkommen, und hieß sie zu ihrer Schwester hinauf gehen. Als sie sich aber entfernen wollte, hielt er sie zurück: „Frau!“ sprach er, ihre Hand etwas unsanft schüttelnd: „Ihr habt in Magdalenen's Herz Unkraut gesäet; hofft nicht, hier ernten zu wollen; versucht nicht, das aufgeregte Gemüth des Kindes vollends zu berücken; denn wahrlich — Doch geht nur hinauf zu meinem Weibe Gott möge Euren Eingang segnen!“

Die Muhme ging, und ihre Ankunft verkündete bei den Frauen mehr Freude, als Benedikt bei ihrem Anblick empfunden haben mochte, der, nachdem er das Nöthige angeordnet, schnell den Mantel umwarf, und, Erkundigung einzuziehen, das Haus verließ.

3.

Melac.

Noch am nämlichen Tage marſchirte das Kontingent nach der Donau, Dillingen zu, und man hörte das Kriegsgetös und Wirbeln der Trommeln nicht mehr, wohl aber bald den Kanonendonner von Schorndorf her. Die aus der Pfalz und dem Württemberger Land eingegangenen Nachrichten waren wohl geeignet, die Gemüther friedliebender Bürger zu beunruhigen; denn die Franzoſen führten zwar jetzt nur Krieg gegen Bürger und Bauer, noch ſtand ihnen kein Heer entgegen, ſie führten ihn aber auf eine, bis jetzt unerhört grauſame Weiſe, ſo daß ſie in Rohheit und Blutdurſt die zügelloſen Horden des dreißigjährigen Krieges weit übertrafen. Nicht allein, daß ſie ſchwere Kontributionen ausſchrieben, ſie plünderten auch, nachdem ſie dieſe erpreßt hatten, Städte und Dörfer, zündeten ſie bei ihrem Abzuge an und zogen dann, die Brandfackel in der Hand, von Ort zu Ort weiter. Der Generallieutenant Monclar rückte jetzt von Heidelberg aus nach dem Herzogthum Württemberg, dies Land eben ſo, wie die Pfalz, auszuſaugen; unter ihm befehligte der Brigadier Melac, ein Mann, der Louvois und Monclars Befehle nur zu willig befolgte, und der jetzt vor Schorndorf ſtand, das er zur Uebergabe aufforderte. Aber trotz dem Befehl des Adminiſtrators von Württemberg, den Franzoſen die Thore zu öffnen, wehrten ſich die Bürger, und Melac mußte nun die Stadt förmlich einſchließen und belagern. Während dem war Monclar vor Stutt-

gart gerückt, wo die Bürger ſich auch, jedoch vergebens, zur Wehre ſetzen. Die Stadt wurde noch am nämlichen Tage eingenommen und geplündert.

Unter dieſen Umſtänden mußte man in Eßlingen täglich den Feind erwarten. Der Rath, in der Hoffnung, die drohende Gefahr abzuwenden, wenigſtens das traurige Schickſal ſo viel als möglich zu lindern, ſchickte den Stadtſchreiber in's franzöſiſche Lager vor Schorndorf, mit Melac zu unterhandeln, von dem ſie wußten, er habe den Befehl, nach der Einnahme jener Stadt auf Eßlingen zu rücken. Der Stadtſchreiber machte ſich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen mit der tröſtenden Nachricht zurück, daß Melac verſprochen habe, wenn er auch dem Befehl zur Folge Eßlingen beſetzen würde, er die Stadt ſo ſchonend als möglich behandeln wolle; doch müſſe man ſich auch erkenntlich gegen ihn zeigen. „Der Fuchs will mit dem Wolfe theilen," ſagte bei dieſer Nachricht Herr Benedikt, „und doppelt Unglück wird über die Stadt kommen!"

Von dieſem Augenblick an ſchien die Sorge um das Wohl der Stadt ihn eben ſo, wie die Sorge um ſein Kind, und Melac mit ſeiner zügelloſen Schaar ihn ſo ſehr, als der wilde Jäger, zu beſchäftigen, der jetzt mehr als je ſein Weſen in der Umgegend treiben ſollte. Nur das allgemeine Beſte vor Augen, unterdrückte er ſeinen Groll gegen den Rath, und ermahnte ſeine Freunde zur Eintracht in der Stunde der Noth, und nahm wieder thätigen Antheil an den Verhandlungen der Bürger.

Magdalene verließ jetzt nur ſelten das Haus, ſin-

nend, ihr Schickſal überdenkend, ſaß ſie einſam auf ihrer Kammer. So überraſchte ſie die Muhme oft, die mit glühendem Eifer, wie alle Proſelytenmacher, das einmal ſich geſteckte Ziel, Magdalene zu bekehren, beharrlich verfolgte. Von Herzen gut, ohne Falſch, das Mädchen, dem ſie ihr ganzes Vermögen zugedacht, wie ihr eigenes Kind liebend, glaubte ſie recht zu thun, und handelte mit der völligen Ueberzeugung, auf dieſem Wege allein für Magdalenen's Heil ſorgen zu können. In genauer Verbindung mit ihrer Jugendfreundin, der Priorin des Clariſſen-Kloſters zu Gmünd, befolgte ſie auch jetzt noch die Befehle dieſer herriſchen, liſtigen Frau, ſo wie ſie es ſchon in der Jugend gethan, ehe jene noch den Schleier genommen hatte. Frau Barbara und Magdalene, dieſe beiden ihr theuerſten Weſen der Erde, zum rechten Glauben zurückzuführen, war ihr eifrigſtes Beſtreben, und faſt glückte es ihr bei der Nichte beſſer, als bei der Schweſter. Dieſe, obgleich durch Gewiſſensbiſſe wegen ihres früheren Uebertritts zur proteſtantiſchen Kirche geängſtet, fürchtete durch einen Rückſchritt auf doppelte Weiſe ihr Gewiſſen zu beläſtigen, und hatte ſich reuevoll der Gnade Gottes übergeben; Furcht und Liebe zu ihrem Eheherrn kämpften gegen die mahnende Stimme in ihrem Innern, und hielten ſie, trotz ihrer Neigung, von jedem entſcheidenden Schritte ab. Magdalene hingegen, die ſonſt dem an Geiſt und Körper kräftigen Vater mehr als der ſchwächlichen Mutter angehangen hatte, fühlte ſich, ſeit ſie glaubte, die Liebe zu Georg habe ſie dem Vaterherzen fremder gemacht, verlaſſen. Sie hatte kein Herz, dem

ſie das ihrige aufſchließen konnte, Georg war todt, die Mutter bebte ſchon bei dem Gedanken an des Vaters Zorn, und wies ängſtlich jede Theilnahme zurück, nur der Muhme allein konnte ſie ihren Kummer vertrauen. Schon während ihres Aufenthalts in Gmünd war ſie ihr lieb und theuer geworden, ſie war dort die Vertraute ihrer Liebe geweſen, durch ihren Beiſtand hatte ſie zuweilen den Geliebten geſehen und Briefe von ihm erhalten, was Wunder, daß das Saamenkorn, von ſolch lieber Hand ausgeſtreut, keimen und Wurzel faſſen mußte. Mehr aber, als alle Ermahnungen der Muhme, mehr, als die donnernden Worte der Priorin, führte eine glühende Phantaſie das Mädchen von ihrer ruhigen Bahn. Maria, die Gottesmutter, die holde Vermittlerin, ſtand ſo lieblich, ſo menſchlich göttlich vor ihren Augen, ſie wähnte in den Stunden der Schwärmerei und des Grames, in der Schmerzensreichen ein mitfühlendes Herz zu finden, und die mancherlei Gebräuche der katholiſchen Kirche, welche ſo leicht auf die Einbildungskraft eines aufgeregten Gemüthes wirkten, ſtimmten auch ſie zur Schwärmerin.

Jetzt beſonders, wo das Schickſal ſie bitter prüfte, wo der Geliebte todt, ihr Herz zerriſſen, des Lebens Blumengarten für ſie zerſtört war, keine Blüthe, keine Hoffnung mehr für ſie entſproß, da ſuchte das gebrochene Herz Mitgefühl, der Schmerz Nahrung. Da, wo die Vaterbruſt für ſie geſchloſſen, das Mutterherz nur unter Bangen ihr geöffnet war, führte das Unglück ſie der *Muhme näher*, die theilnehmend ihre Thränen trocknete,

mit ihr weinte, und mit ungeheucheltem Schmerz den Todten beklagte, der auch ihr theuer und werth gewesen war. Was die Welt Magdalenen entzog, suchte sie jenseits, Geist und Herz hatte sie zum Himmel gewandt, und nie fanden die Worte der Priorin, zu der sie zuweilen ging, die Pforte ihres Innern so offen als jetzt.

Wollte der Vater es nicht bemerken, was in ihrem Innern vorging, oder zogen ihn die Begebenheiten und Schreckensnachrichten, welche sich täglich einander auf dem Fuße folgten, von den Seinen ab: seit die Muhme im Hause war, betrat er die obere Stube nur selten, selbst der Eindruck, den die Erscheinungen jener Nacht auf ihn gemacht hatten, wurde schwächer, und allmählig gewöhnte er sich an den Glauben, seine aufgeregte Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt. In Georg's Tode wähnte er schon den Beweis zu finden, wie wenig er den Worten der Gestalt am Kruzifix zu vertrauen habe, und die Gefahr für Magdalene glaubte er nun vorüber. Daß die Warnung ihrem Glauben gelten könne, daran dachte er nicht, denn wie konnte wohl ein Geist der Finsterniß, und ein solcher konnte es ja nur sein, sich um das Seelenheil einer Irdischen bekümmern? Daß die Tugend seiner Tochter nur durch eine schwärmerische Neigung gefährdet werden könne, glaubte er gewiß zu sein, und diese hatte ja der Tod gelöst. Er war deßhalb für sein Kind ohne Sorgen, ihr kummervoller Anblick that ihm weh, aber er kannte die Zeit als eine zu gute, sichere Trösterin, um ihr nicht Magdalenen's Herz vertrauungsvoll zu übergeben. So beschäf-

tigte ihn die Gefahr, welche ſeine Vaterſtadt im jetzigen Augenblick bedrohte, faſt gänzlich, und er meinte, ein Jeder theile mit ihm die Furcht für den theuern Heerd der Väter, das Herz eines Jeden ſei nur von dieſen Sorgen bewegt.

Der Stadtſchreiber hatte ſeit ſeiner Rückkehr aus dem feindlichen Lager wieder mehrere Abende bei dem Nachbar eingeſprochen und manchen Becher geleert, war jetzt freundlicher, ſchmiegſamer gegen ihn, als je, und hatte nur ſelten Magdalenen's, deſto häufiger aber des anziehenden Ungewitters erwähnt, das ſich über die gute Stadt zuſammen zog. Eines Nachmittags, als er wieder im ſchwarzen Adler ſaß, und des biedern Benedikts ängſtliche Sorge um die Zukunft durch dunkle, zweideutige Reden zu vermehren ſuchte, fiel dies doch Benedikt auf. „Aber, Herr Stadtſchreiber," unterbrach er ihn, „nach dem, was Ihr Tröſtliches aus dem Lager mitgebracht, ſollte man wohl meinen, Ihr hättet mehr Muth; die Verſprechungen des feindlichen Heerführers, die Ihr doch am Beſten würdigen könnt, ſollten Euch doch wohl billig beruhigt haben."

„Freund!" erwiederte der Stadtſchreiber geheimnißvoll, dem Nachbar näher rückend: „Was ich öffentlich der ganzen Welt verbergen muß, will ich Euch, meinem einzigen Freunde, vertrauen."

Benedikt lächelte über die zweideutigen Freundſchaftsverſicherungen, und erwartete nicht ohne Spannung, was ihm der Stadtſchreiber offenbaren würde.

„Ich habe kein Zutrauen zu General Melac's Versprechungen," raunte ihm dieser zu.

„Nicht?" fragte Benedikt verwundert: „Und doch habt Ihr dem Rath und der ganzen Stadt die Versicherung gegeben —"

„Freund," unterbrach ihn der Stadtschreiber," und rückte seine Perrücke zurechte, während Benedikt, auf den Tisch trommelnd, sein Liedchen brummte: „Freund! wie konnte ich anders? Ich habe in offener Sitzung dem Rath berichtet, was mir gesagt wurde, habe ihm deutlich meine Ansichten zu verstehen gegeben, ihn im Geheimen gewarnt; aber mich öffentlich auszusprechen, dazu bin ich zu klug."

„Und weßhalb?" fragte der Adlerwirth verwundert.

„Ihr fraget noch?" fuhr Jener fort: „Habt Ihr denn gar nicht vernommen, wie furchtbar, wie ungesittet die Herren von Ludwigs so galantem Hofe überall mit Denen umgehen, die nur im Mindesten ihr Mißfallen erregen? Arretirt werden die Unglücklichen, in die finsterſten Kerker gesteckt, aus denen sie sich mit sauer erworbenem Gelde loskaufen müssen, wenn sie nicht nach Straßburg wandern wollen. Ach, es ist eine heillose Zeit. Heute ist sogar vom General Melac der Befehl an hiesigen Magistrat gekommen, Niemanden mehr Päſſe zu geben, damit die Herren das Nest fein warm und in Ordnung finden."

„Wer gehen will, wird dann ohne Paß wandern," erwiederte Benedikt.

„Bei Leibe nicht!" fiel ihm der Stadtschreiber in

die Rede: „dergleichen würde der Stadt nur Nachtheil bringen.“

„Wie ſo?“ meinte der Alte: „Wie könnte das ſein? — Wenn ich nun mein Kind entfernen wollte und ſie ohne Paß fortſchickte, wie könnte der Rath dafür verantwortlich ſein? Wie könnte er für etwas verantwortlich ſein, von dem er nichts wüßte?“

Der Stadtſchreiber zuckte bedenklich die Achſeln — „Im Kriege, werther Freund,“ ſagte er warnend, „gilt kein Recht, als das Recht des Stärkeren. Was kümmern ſich die Kriegsleute darum, ob ſie Gerechtigkeit handhaben oder nicht? Sie handeln, wie es ihren Lüſten und ihrem Seckel am Beſten gefällt. Deßhalb, Nachbar, rathe ich, laßt jetzt Jungfer Magdalene hier; meine frühere, wohlgemeinte Warnung iſt jetzt noch zu berückſichtigen, wäre Thorheit und brächte Euch in's Verderben, denn Ihr würdet das Opfer, würdet nach Straßburg geführt, Euer Haus ſtände leer, die Nahrung ſtockte, hörte auf, und der Adler, dieſe, in ganz Schwaben ſo wohl bekannte Herberge wär' verödet und würde ſicher rein ausgeplündert.“

„Sorgt nicht für mein Haus, Herr Stadtſchreiber!“ unterbrach ihn Benedikt unwillig, und trank den vor ihm ſtehenden Becher mit Haſt aus, „ſorgt für den ſchwarzen Adler nicht, da werden ferner noch die Gäſte aus- und eingehen, und die Fremden, ſo von der Donau nach dem Rheinſtrom ziehen, werden hier nach wie vor ihre Herberge nehmen, und Ihro fürſtliche Gnaden, die Herzogin *Sybille, wird noch* bei Benedikt Hegelin einkehren, wie

ſonſt. Uebrigens bin ich gar nicht geſonnen, mein Kind jetzt, wo die Wege ſo unſicher ſind, und das Soldatenvolk überall umherſchwärmt, auf die Landſtraße zu ſchicken; im Fall der Noth hätte ich für ſie wohl einen nähern Zufluchtsort —"

„Und der wäre?" fragte der kleine Mann geſpannt.

„Der Fuchs verräth wohl nie ſeinen Bau," erwiederte Benedikt, und ſchenkte das leere Glas ſeines Gaſtes wieder voll, der von Neuem eine Frage thun wollte, aber durch des Nachbars barſches „Trinkt nur!" daran gehindert wurde.

„Ich habe alle Vorſichtsmaßregeln genommen," ſagte dieſer endlich, nachdem Benedikt nachdenkend geworden, und der Unmuth aus ſeinem Geſicht verſchwunden war. „Geld und Gut, Alles, was die lüſternen Blicke der raubgierigen Herren locken könnte, iſt in Sicherheit gebracht, nicht ein ſilbernes Becherlein iſt daheim geblieben, und ich trinke meinen Wein jetzt aus einer zinnernen Kanne. Meinen Sohn —"

„O! laßt den nur in Gottesnamen daheim," fiel ihm Benedikt in die Rede, „und ſendet ihn nicht mit Eurem Gold und Silber fort, ich glaube ſchwerlich, daß ſich die Franzoſen an ihm vergreifen werden. Nun, was ſeht Ihr mich ſo feindlich an? — Trinkt, und laßt Euren Sohn aus dem Spiel, Ihr wißt, das Geſpräch vergällt mir immer den Trunk; und der Wein iſt eine zu köſtliche Gottesgabe, die man freudigen Herzens genießen muß."

Indem er ſeinen Becher leerte, blies der Thürmer —

„Mein Gott! Sie kommen!" rief der Stadtſchreiber:

„Ich muß eilen, Herr Gevatter, mich in Staat zu werfen, die franzöſiſchen Gäſte zu empfangen, denn an Widerſtand iſt doch nicht zu denken; nehmt Euer Töchterchen ja in Acht, und gehabt Euch wohl!“ Dies ſagend, eilte er fort.

„Alſo wäre wirklich die Stunde gekommen und der Feind vor den Thoren? — Nun gilt es Muth und Feſtigkeit, aber auch Vorſicht,“ brummte Herr Hegelin vor ſich hin: „Ich wollte doch, ich wüßte Magdalene fern.“ Er traf ſchnell alle mögliche Anſtalten, befahl ſeiner Tochter, die Stube der Mutter nicht zu verlaſſen, und nachdem er Alles im Hauſe angeordnet, warf er ſeinen Mantel um, und eilte hinaus, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Dieſer hielt auf der Straße von Stuttgart in einiger Entfernung von der Stadt. Es war ein unbedeutender Haufen Reiterei, der ſich zwiſchen Weil und Eßlingen am Neckar aufgeſtellt, und alle Vorſichtsmaßregeln gegen die Stadt genommen hatte, doch keine Miene machte, weiter vorzurücken. Der Stadtſchreiber ſchlug dem ſich auf dem Rathhauſe eilig verſammelnden Rathe vor, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm die Schlüſſel der Stadt zu überreichen, und ſo durch Willfährigkeit ihn zu gewinnen; die auf dem Markte verſammelten Bürger aber wiederſetzten ſich, ſchloßen die Thore, und Benedikt, der ſich an ihrer Spitze befand, meinte, daß es immer noch Zeit ſei, die ungeladenen Gäſte zu empfangen, wenn ſie in gehöriger Anzahl auf die Stadt anrückten. Er hatte *für heute Recht;* denn die kleine Abtheilung der Feinde

kehrte bald wieder um, und entfernte ſich. Am andern Morgen aber rückten ſie in bedeutender Menge auf der nämlichen Straße von Neuem heran; ein Offizier mit einem Trompeter ſprengte an das Thor, und verlangte, eingelaſſen zu werden. Das Thor wurde ihm geöffnet, und er auf das Rathhaus geführt, wo er, im Namen des Brigadiers Melac, Quartier für ein bedeutendes Truppenkorps verlangte. Zugleich ſah man auf den Höhen, welche Eßlingen nördlich umgränzen, Abtheilungen des feindlichen Fußvolks in ſo bedeutender Menge in den Weinbergen aufgeſtellt, daß jeder Widerſtand thöricht geweſen wäre. Der Rath ernannte nun eine Deputation, den Feind zu empfangen und ihm die Schlüſſel der Stadt zu überreichen, und die Bürger, von den Mauern und Thürmen den anziehenden Feind erblickend, widerſetzten ſich heute dieſem Beſchluſſe nicht, und blieben ruhig.

Einige Mitglieder des Raths, unter welchen ſich auch der Stadtſchreiber befand, zogen nun, während die Bürger mit ſorgenſchweren Herzen in ihre Häuſer zurückkehrten, den unwillkommenen Gäſten entgegen. Der Brigadier Melac empfing die Deputation der Stadt mit vieler Höflichkeit, die mit ſeinem rauhen Aeußern in nicht geringem Widerſpruch ſtand, verſprach gute Mannszucht, und rückte dann, ſich in weiter keine Unterhandlungen einlaſſend, an der Spitze von 1500 Reitern, meiſtens Dragoner, und den beiden Regimentern d'Auvergne und Bretagne, zuſammen mit 4000 Mann, ein. Seine Perſönlichkeit war eben nicht geeignet, den übeln Eindruck, den ſeine Dragoner auf die Bürger Eßlingens machen

mußten, zu mildern; denn ſein Anblick erweckte eher Grauſen als Zutrauen. Er war von langer hagerer Geſtalt, mit Panzer und Armſchienen, wie die ſchweren Reiter damaliger Zeit, bewaffnet, ſeinen ſchwarzen andaluſiſchen Hengſt, der mehr wild als ſtolz unter ihm ſchnaubte, ließ er unbekümmert unter ſich toben. Ein runder, auf einer Seite aufgeſtülpter, ſchwarzer Hut, mit einer einzigen, lang herabwallenden, ſchwarzen Feder, deckte ſeinen ſpitzen, etwas zu kleinen Kopf und die Narben ſeiner Stirn. Sein krauſes, ſchwarzes Haar, nicht nach der Sitte von Ludwigs Hofe unter einer Perrücke verſteckt, hing unordentlich über Hals und Schultern, und ſein krauſer Knebelbart verbarg den größten Theil des aufgeworfenen Mundes. Ueber die dunkeln, feurig blitzenden Augen wölbten ſich zwei dicke, ſchattige Braunen, und gaben dem Ganzen ein finſteres, wildes Anſehen; nur die weiße mit goldenen Lilien durchwirkte Feldbinde und das geſtickte Degengehenk war glänzend und ſtachen von dem angelaufenen Küraß und den hohen geſtülpten Stiefeln ſonderbar ab. So war der Mann, vor dem die Pfalz gezittert hatte und von dem Eßlingen ſein Schickſal erwarten mußte.

Jetzt hielt er auf dem Markte ſein andaluſiſches Roß an, und ſah mit ſtolzer Haltung die Regimenter an ſich vorüberziehen, von denen ein Theil der Reiterei durch die Stadt nach Ober-Eßlingen und Weil rückte, der Marquis de Prele aber mit dem Regiment d'Auvergne die auf einer Anhöhe gelegene Burg der Stadt beſetzte.

Als die Truppen an ihm vorübergezogen waren,

ſtieg Melac ab, ſah ſich forſchend auf dem Markte um, und ſchien die Häuſer zu muſtern. Gleich darauf zog eine lange Reihe von Packwagen und Saumroſſen ein, wohl meiſt geraubtes Gut, das die armen Landleute noch von Ort zu Ort ſchleppen mußten. Ein alter Reiter, von zwei ungeheuren Hunden begleitet, ſprengte voran, ſtieg, als er den General anſichtig wurde, ſchnell ab, und während die Doggen ihren Herrn begrüßend mit wildem Gebell an ihm hinaufſprangen, hinkte der Reiter ihnen nach, neigte ſich mit ſteifem Ernſt vor dem General, und bat um die Befehle, wohin er das Gepäck führen ſolle.

„Dort hinein, Conſtant," ſagte Melac, auf den ſchwarzen Adler zeigend: „Aber nur das Nöthige abgepackt, wir bleiben nur ſo lange dort, bis ein anderes Quartier für mich in Stand geſetzt iſt."

Conſtant verneigte ſich mit ſteifem ſoldatiſchem Anſtande, und ging, das Nöthige anzuordnen.

Melac ließ ſich nun ſeine Saumroſſe vorbeiführen, liebkoste einen zahmen Hirſch, der auf den Ruf: „Hector," auf ihn zu lief, und die ihn neckenden Doggen mit ſeinem Geweih von ſich abwehrte, betrachtete dann die vier ſchönen holſteiniſchen Braunen, welche ſeine Karoſſe zogen, und ein unfreiwilliges Geſchenk der Heidelberger war, mit Wohlgefallen, und kümmerte ſich wenig um die Deputirten des Raths, welche in ſcheuer Ehrerbietung hinter ihm den günſtigen Augenblick erwarteten, wo ſie ihm den vergoldeten Pokal mit dem Ehrentrunk überreichen konnten. Jetzt gab er noch einigen umſtehen-

den Offizieren Befehle, dann wandte er sich, wie zufällig, nach den immer noch wartenden Herren vom Rath, die sich nun ehrerbietig nahten, und ihm den Ehrentrunk kredenzten.

„Gnädiger Herr!“ begann der Stadtschreiber als Wortführer: „Habt die Güte, den Ehrentrunk von hiesiger Stadt anzunehmen, den wir Euch mit schuldiger Submission bieten, und so wie dieser Wein auf unsern Bergen gewachsen, rein und unverfälscht ist, so ist auch die Versicherung unserer Hochachtung und Ergebenheit aufrichtig und wahr.“ Er überreichte dann mit zierlicher Reverenz den Becher, den der General ziemlich gleichgültig annahm. „Auf Euer Wohl, Ihr Herren!“ sprach er, leerte ihn auf einen Zug, und als der dienstfertige Stadtschreiber sich nahte, ihn aus Melac's Händen wieder zu empfangen, winkte dieser einem seiner Diener, und gab diesem den Becher.

Der Stadtschreiber war hierdurch, jedoch nur auf einen Augenblick ausser Fassung gebracht. „Erlaubt Ihr, mein gnädiger Herr,“ sagte er dann, „daß wir Euch auf das Rathhaus begleiten, um von Euch zu erfahren, was Ihr von unserer armen Stadt verlangt.“

„Damit übereilt Euch nicht, Ihr Herren,“ erwiederte Melac lachend. „Sorgt nur einstweilen für meine Soldaten, öffnet ihnen nur hübsch Küche und Keller, daß sie sich von ihren Strapatzen erholen mögen, lebt mit ihnen in guter Eintracht, wie Brüder; für gute Mannszucht werde ich dann schon sorgen. Meine Soldaten sind wie die Saufänger, friedlich mit Jedem, der

sie streichelt und ihnen vollauf gibt, aber neckt man sie, oder läßt sie hungern, so fletschen sie die Zähne und beißen. — Wo ist mein Quartier?" fragte er jetzt einen der ihn umgebenden Offiziere.

„Im Steuerhause, General," erwiederte dieser, „doch —"

„Es ist noch nicht in gehörigen Stand gesetzt, den Herrn General nach Würden aufzunehmen," fiel der Stadtschreiber dem Offizier hastig in die Rede.

„Schon gut!" sagte Melac gleichgültig: „So steige ich einstweilen in jenem Hause ab, das mir ganz anständig zu sein scheint. Auf Wiedersehen, Ihr Herren vom Rath, in einer Stunde werde ich bei Euch eintreffen!" Er grüßte sie und ging, von einigen Offizieren gefolgt, nach der Herberge zum schwarzen Adler.

In der Thüre empfing ihn Herr Benedikt. „Ihr seid der Wirth vom Hause?" fragte ihn Melac.

„Ja, Herr! Seid mir willkommen!" erwiederte dieser.

„Bin ich Euch dies wirklich?" fragte der General im scherzenden Tone.

„Herr!" erwiederte der Alte treuherzig: „Als Wirth bin ich gewohnt, jeden in mein Haus Eintretenden willkommen zu heißen."

„Also nur dieser Gewohnheit danke ich Eure Begrüßung," unterbrach ihn Melac.

„Nein, Herr!" entgegnete Benedikt mit Freimuth: „Meinen Willkommen sage ich von Herzen und besonders Euch, General!"

die Rede: „dergleichen würde der Stadt nur Nachtheil bringen.“

„Wie ſo?“ meinte der Alte: „Wie könnte das ſein? — Wenn ich nun mein Kind entfernen wollte und ſie ohne Paß fortſchickte, wie könnte der Rath dafür verantwortlich ſein? Wie könnte er für etwas verantwortlich ſein, von dem er nichts wüßte?“

Der Stadtſchreiber zuckte bedenklich die Achſeln — „Im Kriege, werther Freund,“ ſagte er warnend, „gilt kein Recht, als das Recht des Stärkeren. Was kümmern ſich die Kriegsleute darum, ob ſie Gerechtigkeit handhaben oder nicht? Sie handeln, wie es ihren Lüſten und ihrem Seckel am Beſten gefällt. Deßhalb, Nachbar, rathe ich, laßt jetzt Jungfer Magdalene hier; meine frühere, wohlgemeinte Warnung iſt jetzt noch zu berückſichtigen, wäre Thorheit und brächte Euch in's Verderben, denn Ihr würdet das Opfer, würdet nach Straßburg geführt, Euer Haus ſtände leer, die Nahrung ſtockte, hörte auf, und der Adler, dieſe, in ganz Schwaben ſo wohl bekannte Herberge wär' verödet und würde ſicher rein ausgeplündert.“

„Sorgt nicht für mein Haus, Herr Stadtſchreiber!“ unterbrach ihn Benedikt unwillig, und trank den vor ihm ſtehenden Becher mit Haſt aus, „ſorgt für den ſchwarzen Adler nicht, da werden ferner noch die Gäſte aus- und eingehen, und die Fremden, ſo von der Donau nach dem Rheinſtrom ziehen, werden hier nach wie vor ihre Herberge nehmen, und Ihro fürſtliche Gnaden, die Herzogin *Sybille*, wird noch bei Benedikt Hegelin einkehren, wie

ſonſt. Uebrigens bin ich gar nicht geſonnen, mein Kind jetzt, wo die Wege ſo unſicher ſind, und das Soldatenvolk überall umherſchwärmt, auf die Landſtraße zu ſchicken; im Fall der Noth hätte ich für ſie wohl einen nähern Zufluchtsort —"

„Und der wäre?" fragte der kleine Mann geſpannt.

„Der Fuchs verräth wohl nie ſeinen Bau," erwiederte Benedikt, und ſchenkte das leere Glas ſeines Gaſtes wieder voll, der von Neuem eine Frage thun wollte, aber durch des Nachbars barſches „Trinkt nur!" daran gehindert wurde.

„Ich habe alle Vorſichtsmaßregeln genommen," ſagte dieſer endlich, nachdem Benedikt nachdenkend geworden, und der Unmuth aus ſeinem Geſicht verſchwunden war. „Geld und Gut, Alles, was die lüſternen Blicke der raubgierigen Herren locken könnte, iſt in Sicherheit gebracht, nicht ein ſilbernes Becherlein iſt daheim geblieben, und ich trinke meinen Wein jetzt aus einer zinnernen Kanne. Meinen Sohn —"

„O! laßt den nur in Gottesnamen daheim," fiel ihm Benedikt in die Rede, „und ſendet ihn nicht mit Eurem Gold und Silber fort, ich glaube ſchwerlich, daß ſich die Franzoſen an ihm vergreifen werden. Nun, was ſeht Ihr mich ſo feindlich an? — Trinkt, und laßt Euren Sohn aus dem Spiel, Ihr wißt, das Geſpräch vergällt mir immer den Trunk; und der Wein iſt eine zu köſtliche Gottesgabe, die man freudigen Herzens genießen muß."

Indem er ſeinen Becher leerte, blies der Thürmer —

„Mein Gott! Sie kommen!" rief der Stadtſchreiber:

„Ich muß eilen, Herr Gevatter, mich in Staat zu werfen, die franzöſiſchen Gäſte zu empfangen, denn an Widerſtand iſt doch nicht zu denken; nehmt Euer Töchterchen ja in Acht, und gehabt Euch wohl!“ Dies ſagend, eilte er fort.

„Alſo wäre wirklich die Stunde gekommen und der Feind vor den Thoren? — Nun gilt es Muth und Feſtigkeit, aber auch Vorſicht,“ brummte Herr Hegelin vor ſich hin: „Ich wollte doch, ich wüßte Magdalene fern.“ Er traf ſchnell alle mögliche Anſtalten, befahl ſeiner Tochter, die Stube der Mutter nicht zu verlaſſen, und nachdem er Alles im Hauſe angeordnet, warf er ſeinen Mantel um, und eilte hinaus, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Dieſer hielt auf der Straße von Stuttgart in einiger Entfernung von der Stadt. Es war ein unbedeutender Haufen Reiterei, der ſich zwiſchen Weil und Eßlingen am Neckar aufgeſtellt, und alle Vorſichtsmaßregeln gegen die Stadt genommen hatte, doch keine Miene machte, weiter vorzurücken. Der Stadtſchreiber ſchlug dem ſich auf dem Rathhauſe eilig verſammelnden Rathe vor, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm die Schlüſſel der Stadt zu überreichen, und ſo durch Willfährigkeit ihn zu gewinnen; die auf dem Markte verſammelten Bürger aber wiederſetzten ſich, ſchloßen die Thore, und Benedikt, der ſich an ihrer Spitze befand, meinte, daß es immer noch Zeit ſei, die ungeladenen Gäſte zu empfangen, wenn ſie in gehöriger Anzahl auf die Stadt anrückten. Er hatte *für heute Recht*; denn die kleine Abtheilung der Feinde

kehrte bald wieder um, und entfernte sich. Am andern Morgen aber rückten sie in bedeutender Menge auf der nämlichen Straße von Neuem heran; ein Offizier mit einem Trompeter sprengte an das Thor, und verlangte, eingelassen zu werden. Das Thor wurde ihm geöffnet, und er auf das Rathhaus geführt, wo er, im Namen des Brigadiers Melac, Quartier für ein bedeutendes Truppenkorps verlangte. Zugleich sah man auf den Höhen, welche Eßlingen nördlich umgränzen, Abtheilungen des feindlichen Fußvolks in so bedeutender Menge in den Weinbergen aufgestellt, daß jeder Widerstand thöricht gewesen wäre. Der Rath ernannte nun eine Deputation, den Feind zu empfangen und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und die Bürger, von den Mauern und Thürmen den anziehenden Feind erblickend, widersetzten sich heute diesem Beschlusse nicht, und blieben ruhig.

Einige Mitglieder des Raths, unter welchen sich auch der Stadtschreiber befand, zogen nun, während die Bürger mit sorgenschweren Herzen in ihre Häuser zurückkehrten, den unwillkommenen Gästen entgegen. Der Brigadier Melac empfing die Deputation der Stadt mit vieler Höflichkeit, die mit seinem rauhen Aeußern in nicht geringem Widerspruch stand, versprach gute Mannszucht, und rückte dann, sich in weiter keine Unterhandlungen einlassend, an der Spitze von 1500 Reitern, meistens Dragoner, und den beiden Regimentern d'Auvergne und Bretagne, zusammen mit 4000 Mann, ein. Seine Persönlichkeit war eben nicht geeignet, den übeln Eindruck, den seine Dragoner auf die Bürger Eßlingens machen

mußten, zu mildern; denn ſein Anblick erweckte eher Grauſen als Zutrauen. Er war von langer hagerer Geſtalt, mit Panzer und Armſchienen, wie die ſchweren Reiter damaliger Zeit, bewaffnet, ſeinen ſchwarzen andaluſiſchen Hengſt, der mehr wild als ſtolz unter ihm ſchnaubte, ließ er unbekümmert unter ſich toben. Ein runder, auf einer Seite aufgeſtülpter, ſchwarzer Hut, mit einer einzigen, lang herabwallenden, ſchwarzen Feder, deckte ſeinen ſpitzen, etwas zu kleinen Kopf und die Narben ſeiner Stirn. Sein krauſes, ſchwarzes Haar, nicht nach der Sitte von Ludwigs Hofe unter einer Perrücke verſteckt, hing unordentlich über Hals und Schultern, und ſein krauſer Knebelbart verbarg den größten Theil des aufgeworfenen Mundes. Ueber die dunkeln, feurig blitzenden Augen wölbten ſich zwei dicke, ſchattige Braunen, und gaben dem Ganzen ein finſteres, wildes Anſehen; nur die weiße mit goldenen Lilien durchwirkte Feldbinde und das geſtickte Degengehenk war glänzend und ſtachen von dem angelaufenen Küraß und den hohen geſtülpten Stiefeln ſonderbar ab. So war der Mann, vor dem die Pfalz gezittert hatte und von dem Eßlingen ſein Schickſal erwarten mußte.

Jetzt hielt er auf dem Markte ſein andaluſiſches Roß an, und ſah mit ſtolzer Haltung die Regimenter an ſich vorüberziehen, von denen ein Theil der Reiterei durch die Stadt nach Ober-Eßlingen und Weil rückte, der Marquis de Prele aber mit dem Regiment d'Auvergne die auf einer Anhöhe gelegene Burg der Stadt beſetzte.

Als die Truppen an ihm vorübergezogen waren,

ſtieg Melac ab, ſah ſich forſchend auf dem Markte um, und ſchien die Häuſer zu muſtern. Gleich darauf zog eine lange Reihe von Packwagen und Saumroſſen ein, wohl meiſt geraubtes Gut, das die armen Landleute noch von Ort zu Ort ſchleppen mußten. Ein alter Reiter, von zwei ungeheuren Hunden begleitet, ſprengte voran, ſtieg, als er den General anſichtig wurde, ſchnell ab, und während die Doggen ihren Herrn begrüßend mit wildem Gebell an ihm hinaufſprangen, hinkte der Reiter ihnen nach, neigte ſich mit ſteifem Ernſt vor dem General, und bat um die Befehle, wohin er das Gepäck führen ſolle.

„Dort hinein, Conſtant,“ ſagte Melac, auf den ſchwarzen Adler zeigend: „Aber nur das Nöthige abgepackt, wir bleiben nur ſo lange dort, bis ein anderes Quartier für mich in Stand geſetzt iſt.“

Conſtant verneigte ſich mit ſteifem ſoldatiſchem Anſtande, und ging, das Nöthige anzuordnen.

Melac ließ ſich nun ſeine Saumroſſe vorbeiführen, liebkoste einen zahmen Hirſch, der auf den Ruf: „Hector,“ auf ihn zu lief, und die ihn neckenden Doggen mit ſeinem Geweih von ſich abwehrte, betrachtete dann die vier ſchönen holſteiniſchen Braunen, welche ſeine Karoſſe zogen, und ein unfreiwilliges Geſchenk der Heidelberger war, mit Wohlgefallen, und kümmerte ſich wenig um die Deputirten des Raths, welche in ſcheuer Ehrerbietung hinter ihm den günſtigen Augenblick erwarteten, wo ſie ihm den vergoldeten Pokal mit dem Ehrentrunk überreichen konnten. Jetzt gab er noch einigen umſtehen-

den Offizieren Befehle, dann wandte er sich, wie zufällig, nach den immer noch wartenden Herren vom Rath, die sich nun ehrerbietig nahten, und ihm den Ehrentrunk kredenzten.

„Gnädiger Herr!“ begann der Stadtschreiber als Wortführer: „Habt die Güte, den Ehrentrunk von hiesiger Stadt anzunehmen, den wir Euch mit schuldiger Submission bieten, und so wie dieser Wein auf unsern Bergen gewachsen, rein und unverfälscht ist, so ist auch die Versicherung unserer Hochachtung und Ergebenheit aufrichtig und wahr.“ Er überreichte dann mit zierlicher Reverenz den Becher, den der General ziemlich gleichgültig annahm. „Auf Euer Wohl, Ihr Herren!“ sprach er, leerte ihn auf einen Zug, und als der dienstfertige Stadtschreiber sich nahte, ihn aus Melac's Händen wieder zu empfangen, winkte dieser einem seiner Diener, und gab diesem den Becher.

Der Stadtschreiber war hierdurch, jedoch nur auf einen Augenblick ausser Fassung gebracht. „Erlaubt Ihr, mein gnädiger Herr,“ sagte er dann, „daß wir Euch auf das Rathhaus begleiten, um von Euch zu erfahren, was Ihr von unserer armen Stadt verlangt.“

„Damit übereilt Euch nicht, Ihr Herren,“ erwiederte Melac lachend. „Sorgt nur einstweilen für meine Soldaten, öffnet ihnen nur hübsch Küche und Keller, daß sie sich von ihren Strapatzen erholen mögen, lebt mit ihnen in guter Eintracht, wie Brüder; für gute Mannszucht werde ich dann schon sorgen. Meine Soldaten sind wie die Saufänger, friedlich mit Jedem, der

sie streichelt und ihnen vollauf gibt, aber neckt man sie, oder läßt sie hungern, so fletschen sie die Zähne und beißen. — Wo ist mein Quartier?" fragte er jetzt einen der ihn umgebenden Offiziere.

„Im Steuerhause, General," erwiederte dieser, „doch —"

„Es ist noch nicht in gehörigen Stand gesetzt, den Herrn General nach Würden aufzunehmen," fiel der Stadtschreiber dem Offizier hastig in die Rede.

„Schon gut!" sagte Melac gleichgültig: „So steige ich einstweilen in jenem Hause ab, das mir ganz anständig zu sein scheint. Auf Wiedersehen, Ihr Herren vom Rath, in einer Stunde werde ich bei Euch eintreffen!" Er grüßte sie und ging, von einigen Offizieren gefolgt, nach der Herberge zum schwarzen Adler.

In der Thüre empfing ihn Herr Benedikt. „Ihr seid der Wirth vom Hause?" fragte ihn Melac.

„Ja, Herr! Seid mir willkommen!" erwiederte dieser.

„Bin ich Euch dies wirklich?" fragte der General im spottenden Tone.

„Herr!" erwiederte der Alte treuherzig: „Als Wirth bin ich gewohnt, jeden in mein Haus Eintretenden willkommen zu heißen."

„Also nur dieser Gewohnheit danke ich Eure Begrüßung," unterbrach ihn Melac.

„Nein, Herr!" entgegnete Benedikt mit Freimuth: „Meinen Willkommen sage ich von Herzen und besonders Euch, General!"

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Melac neugierig.

„Bei Jedem, der mein Haus betritt, steigt der Wunsch in mir auf, daß es zu meinem Wohle geschehen möge, und daß er mir ein willkommener, freundlicher Gast sei; dieser Wunsch, General, mußte auch besonders bei Euch in mir rege werden, deßhalb bitte ich, seid mir ein freundlicher, werdet mir ein willkommener Gast.“

„Führt mich auf mein Zimmer,“ sagte Melac, dem Gespräch eine andere Richtung gebend.

„Wie Ihr befehlt, Herr!“ erwiederte Benedikt: „Habt nur die Güte, mir zu folgen.“ Er ging voran, Melac mit seinen Doggen folgte, die Offiziere blieben zurück. Während er die Treppe hinaufstieg, sagte, der Wirth wohl mehr als Benedikt: „Ihr müßt mit wenigen und geringen Zimmern fürlieb nehmen, ich kann Euch keine bessern geben, als die, welche meine gnädige Frau, die Herzogin von Württemberg, zu bewohnen pflegt, wenn sie nach Eßlingen kommt, und worinnen sie sich immer wohl und bequem befindet.“

„Nur voran!“ unterbrach ihn mit barschem Tone Melac: „Zeigt mir nur die Zimmer; mir ist es ziemlich gleich, wer sich darinnen wohl befunden hat, oder nicht.“ —

Benedikt schloß nun eine große eichene Thüre auf, und bat den General, einzutreten.

„Hm!“ meinte dieser, sich umsehend: „Es passirt zur Noth!“

„Womit kann ich Euch ferner dienen, Herr?“ fragte Benedikt mit einer tiefen Reverenz.

„Womit Ihr mir dienen könnt, davon ein andermal,“ erwiederte Melac und blickte mit einem widrigen Lächeln auf den Alten, der, sein Käppchen in der Hand, die Befehle des rauhen Kriegsmannes erwartend, an der Thüre stand. Dann, nach kurzem Schweigen fragte er ihn plötzlich: „Ihr seid kein Freund der Franzosen?“

Diese Frage überraschte Benedikt; doch bald faßte er sich und erwiederte ein trockenes „Nein!“

„Und das sagt Ihr mir mit so frecher Stirn?“ fuhr Melac auf.

„Wolltet Ihr nicht die Wahrheit hören, General?“ erwiederte der Alte mit Ruhe. „Würdet Ihr mir geglaubt haben, wenn ich Euch das Gegentheil geantwortet hätte? Wer könnte, wenn er redlichen Herzens ist, die Feinde seines Vaterlandes lieben? Wär' Euch das möglich, General? — Gewiß nicht!“ —

„Ihr seid ein sehr freimüthiger Mann,“ sagte Melac, mehr Spott als Ernst in diese Worte legend. „So lange Ihr Euren Haß nur in Worten aussprecht, mag es ungestraft hingehen; hütet Euch aber, es in der That zu thun! — Habt Ihr Familie?“ fragte er weiter.

„Eine kränkliche Frau und eine Tochter, die abwesend ist.“

„Abwesend?“ fuhr der General, Benedikt mit scharfem Blick beobachtend, auf: „Ich sehe, Eure Wahrheitsliebe ist nicht immer dieselbe.“ Er blickte hierbei den Alten durchdringend an, welcher, der ausgesprochenen

Lüge wegen, erröthete, und mit ſich kämpfte, ob er auf ſeiner Unwahrheit beharren ſolle oder nicht; jedoch ſeinen offenen Charakter unter die Nothwendigkeit beugend, ſchwieg er.

Der General ſchellte.

„Was ſteht zu Eurem Befehl?“ fragte der Wirth.

„Schicke mir Conſtant herauf, daß er mich entwaffne,“ befahl er dem eben eintretenden Kammerdiener. Die Offiziere mögen ſich bereit halten, mich nach dem Rathhaus zu begleiten. Ihr könnt gehen,“ wandte er ſich nun mit barſchem Tone zu Benedikt, der dieſen Befehl auch ſchnell und gern befolgte.

Auf der Treppe begegnete er Conſtant, der mit ſeinem lahmen Beine brummend herauf hinkte, im Vorbeigehen Benedikt ſcharf anſah, ſich dann plötzlich wandte und ihm zurief: „Wirth, auf ein Wort!“ Benedikt kehrte um, Conſtant winkte ihm, näher zu kommen. „Gab es da oben Sturm und Ungewitter?“ fragte er halbleiſe. Hegelin nickte bejahend. „Wir wollen ſuchen, es zu beſchwören, nur den Kopf nicht verloren,“ fuhr der Reiter fort, und ſchüttelte Benedikt treuherzig die Hand. „Haſt Du eine hübſche Tochter, Alter,“ raunte er ihm dann zu, „ſo ſchicke ſie fort, bei uns taugt ſie nicht.“

„Conſtant!“ rief in dieſem Augenblick der General, die Thüre aufreißend: „Wo bleibſt Du?“

„Mein zerſchoſſenes Bein, Herr, verſagt mir auf dieſer verdammten Wendeltreppe den Dienſt,“ rief er ihm entgegen, und winkte Benedikt, ſich ſchnell zu entfernen. „Nur ein wenig Geduld!“

„Schnell! Geschwind!“ befahl Melac dem Eintretenden, und während dieser die Armschienen und den Küraß abschnallte, fragte ihn der General: „Hast Du Dich schon im Hause umgesehen?“

„Ja, Herr!“

„Wie gefällt Dir's?“

„Gut! — Wie sollte es auch nicht? Der Wein ist hier so gut, wie im Elsaß.“

„Hast Du die Tochter des Hauses schon gesehen? Es soll ein schönes Mädchen sein.“

„Nein, General!“

„Der Alte will mich glauben machen, er habe sie fortgeschickt,“ fuhr Melac fort, „und gestern erst erhielt ich Nachricht, daß sie noch hier sei. Spionire, schleiche durch's ganze Haus, forsche sie aus, mache den Alten treuherzig, trinke mit ihm —“

„Da lieg, du alter Küraß!“ unterbrach Constant seines Herrn Rede, den Küraß unsanft auf einen Sessel werfend: „ruh aus, altes Rüstzeug, das uns bei Conſarbrück das Leben rettete, jetzt bedürfen wir deiner nicht mehr.“

„Constant!“ fuhr Melac auf.

„Was, Herr!“ fragte der Diener unbefangen.

„Hast Du verstanden, was ich Dir vorhin gesagt?“

„Ja, General.“

„Es beherzigt?“

„Nein, Herr, zu dergleichen, wißt Ihr ja aus mancherlei Erfahrung, tauge ich nicht. Ihr habt ja so manchen

Spürhund um Euch, ſchickt die aus, und ſpart Conſtant zu redlichen Dingen auf."

„Frecher Graukopf," fuhr Melac auf, packte den Alten, und hob, während die Doggen aufſprangen, und ungewiß waren, wem von Beiden ſie beiſtehen ſollten, den Stock, ihn zu ſchlagen.

„Schlagt zu, Herr!" ſagte dieſer gelaſſen. „Müßtet lange auf die alte Karkaſſe loshämmern, bis Ihr ſie ſo mürbe klopftet, wie die Lünneburger Reiter es thaten."

Melac ließ die Bruſt des Reiters los — „Du erwähnſt den Tag faſt zu oft, Conſtant," ſagte er unmuthig: „Du haſt Dir zwar ein gewiſſes Recht auf meine Nachſicht erworben, mißbrauche es aber nicht! — Nenne mir den fatalen Namen nie wieder!"

„Muß ich es doch, den böſen Geiſt zu beſchwören, der Euch ſo oft übermannt," erwiederte er treuherzig, die an ihn aufſpringenden Doggen ſtreichelnd: „Es iſt meine Beſchwörungsformel, und ohne ſie hätte mein redliches Beſtreben, Euch wahrhaft und chriſtlich zu dienen, ſchon oft den Lohn von Eurem ſpaniſchen Rohre bekommen."

„Schweig!" befahl ihm Melac: „Du weißt, die Sittenprediger ſind mir im Zimmer faſt noch widriger, als auf der Kanzel."

„Soll ich zu Allem ſchweigen, Herr! ſo ſchickt mich lieber von Euch. Ich muß reden, muß warnen, muß dankbar für das ſein, was Ihr an meinem Joſeph thatet. Ja, Herr," ſprach er, und das vernarbte Geſicht des Alten erglühte in wehmüthiger Erinnerung: „Nie *vergeſſe* ich den Tag von Altenheim, wo Ihr meinen ver-

wundeten Sohn, meinen Joseph, auf Euer Roß hobt, ihn über den Rhein zurück schicktet, und ihm so die Freiheit, wenn auch nicht das Leben, rettetet. Als ich Euch damals, zu Fuß an der Spitze Eurer Brigade fechtend, über die Rheinbrücke ziehen sah, mein Sohn mir mit matter Stimme sagte: Vergeßt nie, Vater, was mein Brigadier an mir gethan! da schwur ich Euch ewige Treue. Ja, Herr!" fuhr er fort, seine Stimme wurde weicher, seine Augen heller: „An meinem Sohn habt Ihr wohlgethan seid gegen Eure andern Mitmenschen doch auch milde, seid nicht so wild und grausam! Eine gute That wägt die tausend Seufzer und Verwünschungen nicht auf, die Euch folgen, seid menschlich und handelt als Christ — auch Euer Stündlein wird schlagen, und dann müßt Ihr Rechenschaft ablegen an einen strengeren Richter als Euer Gewissen."

„Bist Du nun fertig, Bruder Dominikaner?" begann jetzt der General, laut auflachend: „Gib Dir doch nicht so viel unnütze Mühe, mich zu bekehren. Wie die Kugeln der Lauenburger an meinem Küraß abprallten, so prallen Deine frommen Lehren an meiner verhärteten Brust ab. Ich habe schon längst meine Rechnung ohne Dich abgeschlossen. Was mir zu fordern übrig bleibt, kann mir diese Welt nur zahlen, alle meine Forderungen an jene vermach' ich Dir."

„Lästert nicht, Herr!" bat Constant: „Denkt an die Ewigkeit!"

„Schwaches Hirn!" sagte Melac, seine Hand auf den kahlen Scheitel des Alten legend und ihn unsanft

ſchüttelnd: „Thor, der glaubt, was er nicht begreift, und hofft, was er nicht erlangen kann. Wer gab Dir Kunde von dort? Wer ließ Dich glauben, daß der Körper, den die Würmer zernagten, die Knochen, mit denen die Hunde auf dem Kirchhof ſpielten, wieder auferſtehen. der Geiſt zum Himmel auffliegen werde, den ein paar Flaſchen Burgunder hier ſchon zu Boden ziehen? Armer Teufel! Du hungerſt an einer beſetzten Tafel, und hoffſt auf einen köſtlichen Nachtiſch; mit der letzten Schüſſel, die Du an Dir vorübergehen läßt, hat die Mahlzeit ein Ende, und Du legſt Dich hungrig zu Bett. Genieße, was die Welt Dir bietet, ſpare Deinen Appetit nicht zu dem himmliſchen Brode auf! Du wirſt betrogen!"

Conſtant ſchlug in der Stille ein Kreuz. „Gott vergebe Euch, General, nur ſeiner Barmherzigkeit kann ich Euch empfehlen, nur beten kann ich für Euch.

„Thu' das, mein alter Kriegsknecht," erwiederte Melac lächelnd: „dann hab' ich das Gebet umſonſt, bei den Pfaffen müßt' ich es bezahlen."

„Aber, Herr! — Wenn dereinſt Gottes Strafge—"

„Wenn mein Stock über Dich kommen wird, alter Schwätzer," unterbrach ihn Melac zornig, „dann wirſt Du ſchweigen und gehen. Meinſt Du, weil mich Deine frommen Sprüche wohl zuweilen beluſtigen, hätteſt Du ein Recht, mich zu langweilen? Weil Du mich aus dem Feinde herausgehauen und dabei einige Hiebe weggekommen haſt, dürfteſt Du mir ein frecher Sittenrichter ſein? Alter Narr, Du thateſt Nichts, als wofür Dich *der König* bezahlte. Pack Dich!"

„Kommt, Ihr wilden Bestien!“ brummte Constant und hinkte hinaus: „Kommt, Ihr unvernünftigen Thiere! Hetzt er Euch auf die Armen, so glaubt Ihr recht zu thun, da Euch Gott den Verstand und den Glauben versagte. Hielt mich mein Joseph, hielt mich die Dankbarkeit nicht bei ihm, ich hätte schon längst meine zerhauenen Glieder nach der Piecardie in meine Heimath zurückgeschleppt, denn hier nimmt es doch kein gutes Ende.“

„Lieber Mann,“ sagte Frau Barbara, als Benedikt am Abend mit der Muhme und Magdalenen niedergeschlagen in dem kleinen Hinterstübchen saß, wo sich die Familie verborgen hatte, „führe unser Kind von hier; reiße sie aus den Klauen dieses Bösewichts! Du kannst es bei Gott nicht verantworten!“

„Es ist keine Möglichkeit mehr, sie aus der Stadt zu bringen,“ erwiederte Benedikt mit Unmuth.

„Hast Du keinen Freund, bei dem Du sie verbergen könntest? Sollte denn die Unschuld keinen Zufluchtsort finden?“

„In jedem Hause ist Einquartirung, nirgends würde sie vor Nachstellung, vor Verrath sicher sein.“

„Dein Freund, der Rathsherr Steinbacher, könnte wohl —“

„Er ist ein guter, aber schwacher, furchtsamer Mann,“ erwiederte der Vater.

„Bei dem ehrlichen, braven Handelsherrn Helm in Blasien-Au, das Haus liegt so versteckt —“

„Hier regiert die Frau, und wo das Statt findet, bleibt kein Geheimniß verborgen,“ entgegnete Benedikt, schon ungeduldig werdend.

„Nun, so vertraue sie Deinem Gevatter und Nachbar, dem Stadtschreiber.“

„Nein, nein!“ rief der Alte, heftig aufspringend; doch setzte er sich bald wieder, und verfiel in Nachdenken.

Magdalene und die Muhme hatten zu alle diesem geschwiegen. Das Mädchen war zu sehr in Erinnerung versunken, um sich über die drohende Gefahr zu kümmern. Die Muhme aber glaubte nicht länger schweigen zu dürfen. „Lieber Schwager,“ sagte sie, „Ihr fühlt gewiß mit uns, wie nothwendig es ist, daß Euer Kind wenigstens so lange aus Eurem Hause entfernt wird, als der französische General darin haust.“

Benedikt nickte ihr beifällig zu.

„Ich wüßte wohl einen sichern Ort.“

„Hm!“ brummte er vor sich hin, ohne jedoch den starren Blick vom Boden abzuwenden.

„Bringt sie nach Blasien-Au zu den frommen Schwestern, für gute Aufnahme will ich sorgen.“

Rasch hob Benedikt das gebeugte Haupt und sah die Matrone starr und finster an.

„Ich weiß wohl, fuhr diese unbekümmert fort, weßhalb Euch mein Vorschlag nicht genehm ist; Ihr haßt die frommen Schwestern, fürchtet, sie möchten auf Magdalenens Gemüth wirken. Fürchtet doch nicht! Wäre

der Glaube in der Bruſt Eures Kindes ſo wandelbar, daß ihn chriſtliche Ermahnungen und ein frommes Beiſpiel erſchüttern könnten, dann freilich hättet Ihr zu fürchten Urſache, aber dann auch hier ſo gut, als dort." Sie ſchwieg, Benedikt erwiederte nichts, Magdalene ſchien auf alles dies nicht zu achten.

„Ich meine nur," lenkte die Muhme wieder ein, daß wohl Niemand die Wohnung der frommen Kloſterfrauen beläſtigen würde, die auf ihre Bitten von jeder Einquartirung befreit ſind. Niemand, wer Euren Haß gegen unſere Glaubensgenoſſen kennt, wird ahnen, daß Ihr, der eifrige Lutheraner, Euer Kind dorthin geſchickt, Schwager, bedenkt, was Ihr thut! Iſt das Unglück geſchehen hilft keine Reue und kein Jammern. Auf Euern Starrſinn allein fällt die Verantwortung; Alles, Alles kommt über Euch!"

„Willſt Du zu den Clariſſerinnen?" fragte jetzt der Vater Magdalenen, die, aus ihren Träumereien erwachend, den Vater erſt verſtand, als er ſeine Frage wiederholte, und dann ein freundliches „Gern!" erwiederte.

„Gern?" wiederholte der Alte unmuthig. „I nun, das Haus Deines Vaters iſt Dir ja ſchon längſt fremd geworden, Du verläßt es gern, und dorthin zieht Dich vielleicht ein ſtärkerer Magnet." Magdalene ſank an ſeine Bruſt. „Ich muß Dich aus meinem Hauſe ſchicken," fuhr er, durch des Mädchens Schmerz weicher geſtimmt, fort: „Zweimal habe ich heute ſchon Deinetwegen eine Warnung erhalten, und wenn ich es recht überlege, ſo

wüßte ich auch für den Augenblick keinen Ort, wo Du sicherer und verborgener wärest; deshalb, so schwer es mir wird, so sehr sich auch mein ganzes Innere dagegen sträubt, in Gottesnamen ziehe hin!"

„Das ließ Dich Gott sprechen!" rief die Mutter freudig.

„Oder der Böse, dem der Herr auch oft über die Herzen der Frommen Macht gibt. Kind!" sagte er, sich dann feierlich zu dem Mädchen wendend: „Denke, Du ständest jetzt vor dem Richterstuhle Gottes, vor dem Richterstuhl Dessen, der die Herzen der Menschen in ihrer ganzen Tiefe durchschaut: Hängst Du mit festem, unerschütterlichem Glauben an der Lehre Luther's?"

„Vater!" erwiederte Magdalene: „Ihr fragt mich sonderbar. Wie könnt Ihr jetzt, wo Vergangenheit und Gegenwart so sehr mein Gemüth belasten, mich durch Eure Zweifel so bitter quälen? Wandelte ich auf meiner irdischen Bahn nicht immer Blick und Herz zum Himmel gerichtet? Fürchtet Ihr, Eure Magdalene werde diese Bahn verlassen, auf der Ihr von frühster Jugend an sie geführt? — Fürchtet nichts, Vater! ich bin, so lange Ihr lebt, Eure folgsame, Eure unglückliche Tochter!"

Der Vater mußte diese letzten Worte überhört, oder wollte sie nicht gehört haben, denn er sagte mit anscheinender Zufriedenheit: „Nun, so geh' mit Gott, um die eilfte Stunde führe ich Dich hin, der Herr des Himmels wird Dich schützen."

Während Melac seinen Rausch, mit dem er von dem Bankett zurückgekehrt war, ausschlief, und Alles im

Hause sich zur Ruhe gelegt hatte, schlich Magdalene, in einen Mantel gehüllt, von dem handfesten Knecht gefolgt an der Hand ihres Vaters, aus dem Hause. Die Strassen waren wie ausgestorben, das Kriegsvolk, des Weines voll, schnarchte auf weichem Lager, und nur hier und da hörte man aus der Ferne das wilde Jauchzen einiger Trunkenen. Magdalene bebte, der Vater sprach ihr Muth ein, und zog die Zitternde mit sich fort bis auf die Brücke des Neckar-Armes, der die Stadt von Blasien-Au trennt.

Hier kamen ihnen mehrere trunkene Reiter entgegen; ihnen auszuweichen, war nicht mehr möglich. „Nur muthig vorwärts!" raunte Benedikt seiner Tochter zu: „Hülle Dich fest in Deinen Mantel, und verliere die Besinnung nicht!"

„Heda! Kamerad!" rief ihnen einer der Franzosen, wahrscheinlich ein Elsasser, zu: „Wo geht der Weg nach des Bäckers Trautwein Hause?"

„Hier immer die Straße fort, dann in die erste Seitengasse!" erwiederte Benedikt.

„Ei was!" stammelte der Trunkene: „Das behalte der Teufel, aber kein Reiter vom Regiment Champagne. Kehre um, führ' uns hin, solchem Bürgerpack muß es eine Ehre sein, den Soldaten des großen Königs als Bote zu dienen. Marsch!"

Benedikt bedachte sich einen Augenblick, das Haus, worin die Clarisserinnen wohnten, war dicht bei der Brücke, die Gefahr bald überstanden, wenn er nur die trunkenen Gäste entfernen konnte. „Konrad" rief er dem Knecht zu: „Führe diese Herren in ihr Quartier!"

Schon folgten ſie dieſem, und Benedikt beeilte ſich, das Haus der Wittwe zu erreichen, als die Reiter plötzlich anderes Sinnes wurden, und der Wortführer „Halt!“ rief. Benedikt hielt an. „Komm her zu uns!“ Der Alte gehorchte. „Warum führſt Du uns nicht ſelbſt, und gibſt uns Deinen ſchäbigen Knecht als Boten mit? Denkſt Du Dich zu gut, Reiter vom Regiment Champagne zu führen, Du elender Wicht? — Marſch!“ — Er packte ihn bei dem Mantel, und wollte ihn vorwärts treiben.

„Unterſteht Euch, mich anzugreifen!“ rief Benedikt mit donnernder Stimme, während Magdalene ihm mit dem Ausruf: „Vater! Vater!“ in die Arme ſank, und ihn zu beſchwichtigen ſuchte. Aber dieſer Ausruf mochte ihr Geſchlecht verrathen haben, denn indeß Drei von ihnen ſich an Herrn Benedikt machten, und ihn feſt zu halten ſuchten, ſtürzten die Andern auf Magdalene, packten ſie und riſſen ihr den Mantel von der Schulter. „Ha! wahrlich eine Dirne, und ein gar feines Vögelchen, Ihr Kameraden!“ rief der Eine, die Stäubende umarmen wollend, doch Benedikt, raſch die kurze Wehr ziehend, durchſtach den Frechen, hielt die Andern, die auf ihn eindrangen, von ſich ab, und gab Magdalenen Zeit, über die Brücke der Wohnung der Clariſſerinnen zuzueilen.

Benedikt hatte anfangs mit den Trunkenbolden einen ſchweren Stand. In der Führung des Schwertes noch von ſeiner Jugend her nicht unerfahren, vertheidigte er ſich mannhaft und allein gegen ihren Angriff. Der alte

Knecht nahm keinen Theil an dem Gefecht, sondern sah, wie es schien, mit Wohlgefallen zu, wie sein Herr das Schwert so männlich führte. Endlich weckte ihn Benedikt's Zuruf: „So schlag doch zu, Maulaffe, und mache mir Luft!“ Da erst gedachte er der Gefahr, in der sein Herr schwebte, hob seinen Dornenknippel und ließ ihn weidlich auf die Schädel der Trunkenen hämmern; auch Benedikt drang auf die Taumelnden ein, und bald waren sie in die Flucht gejagt.

„Eile nach Hause und schweig,“ raunte er Konrad zu, der die Trunkenen nicht weit verfolgt hatte, steckte das blutige Schwert in die Scheide, und eilte nach der Wohnung der Klosterfrauen, wo er Magdalene zu finden hoffte. Er fand sie auch, aber bewußtlos vor der offenen Hausthüre, ohne Zeichen des Lebens liegen. Da umfaßte er sie mit seinen starken Armen, und trug sie in unnennbarer Angst die Treppe hinauf, in das geöffnete Zimmer, wo die anwesenden Nonnen und die Muhme aus Gmünd, die sie schon lange erwartet hatten, sich sogleich bemühten, sie wieder zum Leben zurückzubringen.

„Ehrwürdige Frau,“ begann jetzt Benedikt, sich zu der Priorin wendend, die ihn lange und forschend betrachtet hatte, „ich übergebe Euch mein Kind! — Gott möge sie bald zum Leben wieder erwecken, ihre Seele aber fordere ich von Euch zurück, rein, wie ich sie Euch übergebe.“

„Ihr wißt ja nicht einmal, Herr Hegelin,“ erwiederte die Klosterfrau mit scharfem, schneidendem Tone, „ob die Seele Eures Kindes nicht schon für immer ihre

irdiſche Hülle verlaſſen hat; ſeht noch iſt das Leben nicht in ihr zurückgekehrt." Benedikt ſah bei dieſen Worten ſtarr auf die in Todesſchlummer Liegende. „Vater im Himmel!" ſagte er dann: „Haſt Du ſie zu Dir gerufen, ehe ſie untergehen ſollte im Glauben und in der Wahrheit, ſo ſei Dein Wille gelobt!"

„Schwager!" unterbrach ihn die Muhme: „läſtert nicht! Der Name des Herrn ſei gelobt im Glück, wie im Unglück, aber doch ſchaudert es mich, ſehe ich Euch neben Magdalenens Leiche aus blindem Religionseifer dem Herrn danken, daß er Euer einziges Kind abrief."

Benedikt ſchien nicht auf ſie gehört zu haben. Er beugte ſich über die Schlummernde, und lauſchte, ob kein Lebensodem die Bruſt wieder hob. „Wach' auf, Magdalene!" rief er endlich: „Wach' auf, mein unglückliches Kind! Verlaß mich alten Mann nicht ſo bald, kehre heim, ihm die Augen zuzudrücken, kehre zu mir zurück, meine gute Magdalene!" —

Und leiſe hob ſich die Bruſt, das geſchloſſene Auge zuckte, eine leiſe Röthe überflog die bleiche Wange und ein tiefer Seufzer rang ſich empor. — „Sie lebt! ſie lebt!" rief der Vater: „Schließ auf Dein Auge, mein geliebtes Kind, zeig' mir Deinen wehmüthigen, ſchmerzvollen Blick, ich will ja nicht mehr zürnen, wenn Du auch nicht freundlich auf mich ſiehſt!" — Und ſie ſchlug, als habe ſie des Vaters Bitten vernommen, die Augen auf, ſah ſtaunend umher, erhob ſich ſchnell vom Lager, und ohne auf etwas Anderes zu achten, beugte ſie das *Knie vor der* Priorin. „Heilige Frau!" ſprach ſie: „ge-

währt mir Schutz, gewährt meinem Herzen Trost und Ruhe, nehmt mich auf! —"

„Steh' auf, mein Kind!" sagte die Priorin freundlich: „Schutz und Trost sollst Du an meinem Herzen finden." Benedikt sah bei diesen Worten finster und ernst auf die Klosterfrau, die Magdalene auf einen Sessel führte. „Setze Dich, Kind," sprach sie mit sanfter, aber doch befehlender Stimme: „Erhole Dich, und Ihr, Herr Hegelin sagt mir, was dem Kinde begegnet ist."

Benedikt erzählte nun das Vorgefallene, doch was Magdalene in jenen bewußtlosen Zustand versetzt hatte, davon wußte er nichts zu berichten.

„Ei, ei! Lieber Herr," sagte die Priorin ängstlich, „das ist ein böser Handel, der Euch und uns in's Verderben stürzen kann. Findet man morgen den Todten, so zieht dies eine strenge Untersuchung nach sich, und leicht könnte dadurch der Aufenthalt Eurer Tochter verrathen und Ihr zur Verantwortung gezogen werden, dann würde es mir und den frommen Schwestern gewiß Nachtheil bringen. Ich sehe kein anderes Mittel, dem zu entgehen, als bei dem französischen General um die Erlaubniß zu bitten, nach Gmünd in unser Kloster zurückkehren zu dürfen. Da der Feind unsere Stadt verlassen und unser heiliges Haus verschont hat, so haben wir dort nichts mehr zu befürchten, Magdalene kann uns im Gewand einer Klosterfrau folgen, Niemand wird sie unter dem Schleier suchen, und in unsern Mauern ist sie vor jeder Nachstellung, jeder Entdeckung sicher."

Ehe Herr Benedikt auf dieſe ihm mißfallende Rede antworten konnte, vernahm man auf der Straße einen wilden Lärm. „**Aux armes, Camerades!**“ erſchallte es von der Brücke her, und das Toben kam immer näher. — „Geſchwind die Lampe weg!“ befahl die Priorin; aber dieſe Vorſicht kam zu ſpät, die halbtrunkenen Soldaten mußten das Licht geſehen haben, man hörte ſie ſchon in das offenſtehende Haus eindringen. „Schnell in jene Kammer!“ befahl die Priorin. Ihre Linke ergriff die noch brennende Lampe, die Rechte erfaßte ein Kruzifix, ſie ließ den Schleier ſinken, und ſo trat ſie den Anſtürmenden entgegen.

„Wer wagt es, uns in unſerm frommen Gebete zu ſtören?“ redete ſie die heraufſtürzenden Kriegsleute in franzöſiſcher Sprache an: „Was wollt Ihr hier in einem Hauſe, das Euer General ſeines beſondern Schutzes würdigte? Entfernt Euch und entweiht nicht die Klauſur frommer Kloſterfrauen!“

Die wilden Kriegsgeſellen, von Ehrfurcht bei dem Anblick der ehrwürdigen Geſtalt ergriffen, neigten ſich vor dem Bilde des Heilandes, murmelten einige Entſchuldigungen und ihr trunkener Muth ſchien ſie verlaſſen zu haben; nur Einige drangen auf Durchſuchung des Hauſes, doch durch die Menge überſtimmt, wurden auch ſie beruhigt. Der Haufe zog ab, das Haus wurde hinter ihnen verſchloſſen, der Lärm zog weiter.

„Ihr müßt hier verweilen,“ ſagte die Priorin, als Benedikt und ſeine Tochter aus ihrem Verſteck hervorgetreten waren: „Träf man Euch, ſo wäret Ihr ver-

loren." Benedikt aber meinte, er kenne schon einen Weg, wo er unbemerkt über den Fluß und dann durch die Wasserpforte, den Berg hinauf, hinter die Dionysius-Kirche kommen könne, und von da sei sein Haus ja nur einige Schritte entfernt.

„Thut, wie es Euch beliebt," sagte die Priorin kalt.

„Vater, raunte ihm Magdalene zu, als er schon seinen Hut ergriffen hatte: „Vater, ich muß Euch, ehe Ihr mich verlaßt, Etwas vertrauen! —" Benedikt kehrte wieder um, und die Priorin, welche dies gehört haben mußte, trat hinzu.

„Darf ich das, was Du dem Vater zu sagen hast, anhören?" fragte sie.

„Vor Euch, ehrwürdige Frau, habe ich kein Geheimniß, so wenig wie vor meinem Vater," erwiederte Magdalene. „Seit längerer Zeit," begann sie, „schon ehe mein Georg starb, plagen mich schwere Träume, mein Schlaf ist unruhig, mich dünkt, eine Centnerlast liege auf meiner Brust, und es ist mir dann eben so, als wie die Leute vom Alp erzählen, wenn er sich tückisch auf den Schlafenden setzt, ihn anstarrt, und ihm so die ängstlichen Träume bringt. Wach' ich dann auf, so ist mir, als stände Gertraud, meine verstorbene Schwester, im Leichentuch gehüllt, so wie ich sie im Sarg liegen sah, vor mir. Ihr Antlitz ist bleich, doch ihr Auge nicht geschlossen, das blickt freundlich auf mich, wie es immer im Leben gethan hat. Wenn ich nun aufspringen, ihr entgegen treten will, vermag ich es nicht, mir mangelt die Kraft; dann winkt sie mir, entfernt zu bleiben, nickt

mir liebreich zu, beugt sich, ehe sie mich verläßt, freundlich über mich, und dann ist mir, als ob ich die leisen Worte vernähme: „Wahre Dich, Magdalene, Dir droht Gefahr!“

Sie hielt ein, trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, erwiederte die Liebkosungen des Vaters nicht, dessen Auge ängstlich auf seinem Kinde ruhte, dann fuhr sie erbleichend fort: „Als ich während des Kampfes, vor Schreck zitternd, nach diesem Hause lief, öffnete mir eine weiße, verschleierte Gestalt die Thür, und winkte mir, einzutreten. Anfangs glaubte ich, es sei eine der frommen Klosterfrauen, und gedachte nicht des schwarzen Gewandes; als ich aber ihre Hand fassen wollte und näher trat, erkannte ich meine Schwester Gertraud wieder. Der Schreck muß mich in diesem Augenblick übermannt haben, denn von da an bin ich mir nichts mehr bewußt.“

„Sonderbar!“ sagte der Vater — „Sollte die am Kruzifix Knieende die Nämliche sein?“

„Betet für mich, Vater!“ bat Magdalene: „Auch Ihr, ehrwürdige Mutter, schließt mich in Euer frommes Gebet, mir ahnet, daß mir Grausiges bevorsteht, und daß ich einer frommen Fürsprache bedarf.“

Die Priorin lächelte, ohne etwas zu erwiedern, und statt Magdalene zu trösten, trieb sie den Vater an, sich zu entfernen, da sein Kind der Ruhe bedürfe. Das Herz von so mancherlei Sorgen gequält, schloß Benedikt Magdalene in seine Arme, ermahnte sie noch im Gehei-

men, den Lockungen der Kloſterfrauen ihr Ohr zu verſchließen, und verließ ſein trauerndes Kind.

Auf wohlbekannten Wegen gelangte er bald an die bewußte Stelle am Neckarufer, löste den kleinen Kahn, der ſich dort befand, ſchwang ſich hinein, und gelangte, während das Kriegsvolk noch immer auf den Straßen tobte und Rache an dem Mörder ihres Kameraden zu nehmen ſchwur, an das andere Ufer, ſtieg den Berg hinauf und kam unbemerkt in ſeine Wohnung, obgleich der Lärm auf den Straßen Alles, und ſelbſt Melac aus ſeinem tiefen Schlaf geweckt hatte.

Der Vorfall mit dem franzöſiſchen Reiter, der zwar nicht todt, nur ſchwer verwundet war, ſchien für die Stadt traurige Folgen zu haben. Nach der Ausſage der bei dem Gefecht Geweſenen waren ſie unbewaffnet auf mehrere Bürger geſtoßen, die ſie inſultirt und ihren Kameraden meuchlings niedergeſtoßen hatten. Bei einem beſondern Verhöre aber, das der General ſelbſt hielt, erfuhr er die Wahrheit, und aus manchem Umſtande zum Beiſpiel, daß den, welcher den Reiter niedergeſtoßen, ein junges, im Mantel verhülltes Mädchen begleitet habe, fühlen es ihm wahrſcheinlich, daß ſein Hauswirth, indem er die Tochter in Sicherheit bringen wollte, der Thäter ſei. Dieſen Argwohn ließ er jedoch nicht laut werden, überſchickte dem Rathe ein Schreiben, worin er die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüſten drohte, wenn der Mörder nicht ausgemittelt und ihm zur Beſtrafung ausgeliefert würde, traf jedoch im Geheimen alle Maßregeln, die Gemüther ſeiner aufgebrachten Soldaten zu beruhi-

gen, und Mannszucht zu erhalten, ließ aber demungeachtet einige vorgefallene Ausschweifungen der Soldaten unbestraft, so daß die Einwohner in nicht geringer Sorge waren.

Bei dieser Gelegenheit wurde der Stadtschreiber — das Organ, durch welches der Rath mit dem General unterhandelte — mehreremale an Melac geschickt, ihn zur Geduld, und womöglich, zur Nachsicht zu bewegen. Ein Geschenk von 100 Dukaten, welches er, so unbedeutend es auch war, anzunehmen sich nicht weigerte, schien auch vor der Hand das Ungewitter von der Stadt abzuwenden, und der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß irgend eine strenge Maßregel ergriffen, oder sonst weiter nach dem Thäter geforscht worden wäre.

Auch in der Wohnung der Klosterfrauen schien der Friede wieder eingekehrt zu sein. Unter Gebet war der Morgen verbracht, wobei Magdalene mit Inbrust ihr Herz zu Gott erhoben hatte; dann setzte die Priorin eine Bittschrift an den General auf, worin sie ihm den Wunsch meldete, in ihr Kloster nach Gmünd zurückzukehren, und deshalb um sicheres Geleit bat. Erst gegen Abend, als es schon zu dämmern begann, entfernte sie Alles, und blieb mit Magdalenen allein.

„Gebe mir der Herr der Heerschaaren Stärke," begann sie mit Salbung, „daß meine Worte Eingang zu Deinem Herzen finden mögen! Antworte mir offen und wahr auf jede meiner Fragen, Magdalene, und verschließe Dein Herz nicht länger meinen Ermahnungen."

„Mein Herz ist Euch geöffnet, fromme Frau!“ erwiederte das Mädchen nicht ohne Beklemmung.

„Du liebtest?“

„Ja, erwürdige Frau!“

„Deine Neigung war gegen den Willen Deines Vaters?“

„So war es.“

„Der Sünde folgte die Strafe — Gott zerriß das Band, und mit ihm Dein Herz!“

„Ehrwürdige Frau!“ erwiederte Magdalene, zweifelnd ihr Haupt wiegend: „Der barmherzige Vater kann kein so strenges Gericht halten!“

„Wen der Vater liebt, den züchtigt er,“ fuhr die Priorin mit ernstem kaltem Tone fort: „Gott ist dem bußfertigen Sünder ein barmherziger, dem verstockten ein strenger, furchtbarer Richter; an Dir hat er Großes gethan! Als Du auf sündhaften Wegen wandeltest, schickt er den Tod, Dich zu retten. Die Gräber öffnet er und sendet Dir den Geist Deiner Schwester, Dich zur Buße zu mahnen, und sie führt Dich, als Dein schützender Engel, in unsere Mitte, wo Dir allein Vergebung werden kann. Lange genug hast Du gezaudert, den Fehler Deiner schwachen Mutter gut zu machen, lange genug der Welt gelebt, und nicht durch Kasteiungen Dein Vergehen gebüßt; bedenke, daß der Herr die Sünden der Eltern straft bis ins vierte Glied, und Niemand seinem Gericht entgehen kann. Mit Deines Bräutigams Tod, mit diesem Fingerzeig Gottes, ist die Welt Dir erstorben, Deine Jugend ist verwelkt; Du hast keine Ansprüche

mehr an die Welt, sie keine mehr an Dich! — Du sinnst noch nach? Du eilst nicht, das rettende Boot zu besteigen, das unsere Kirche Dir bietet? Du schwankst noch zweifelnd am Abgrunde? — Unglückliche! Wenn er, der in Reinheit seines Herzens, seines Glaubens Dir vorangegangen ist, Deiner harrend an den offenen Pforten des Paradieses steht, dann mußt Du der Himmelsthüre vorüber, nach dem Orte der Verdammniß — Auch jenseits bist Du für ewig von ihm getrennt."

„Schreckbar! Schreckbar!" rief Magdalene unwillkührlich aus, und versank in düsteres Nachdenken, aus dem die Priorin sie zu wecken nicht für gut fand. Des Mädchens Auge war fest auf den Boden geheftet, unbeweglich starrte sie hin, und außer dem leisen Athmen, das kaum merkbar ihre Brust hob, war kein Zeichen des Lebens an ihr. Als sei die Seele dem Körper entflohen, als sei sie in jenen fernen Regionen festgehalten, wohin die Worte der Priorin sie geführt; so leblos saß sie; und doch war ihr Gemüth von Zwiespalt zerrissen, doch stürmte das jagende Blut nach dem trauernden Herzen. Wie der Falke sein leuchtendes Auge unverwandt auf die flatternde Taube richtet, und so die sichere Beute umkreist, so blickte jetzt die Klosterfrau auf das Mädchen, das sie schon auf dem Altar ihres Glaubens, ein Sühnopfer, liegen sah; mit triumphirendem Lächeln sah sie auf Magdalene herab, die jetzt das gesenkte Haupt erhob, sich aufrichtete, einen Blick gen Himmel warf, und dann langsam und feierlich ausrief: „Gott! vergib mir meine Schuld und richte mich gnädig!"

„Ehrwürdige Mutter," sagte sie dann, sich zur Priorin wendend, „Ihr habt den Zwiespalt in meinem Innern von Neuem geweckt, aber ich kann ihn noch nicht lösen. Ja, ich fühle mich nach Eurer Kirche hingezogen, wo der wunden Brust milderer Balsam träuft, und das sündige Herz eher Vergebung erwarten kann; aber Gott mag mir vergeben, folgte ich meiner Sehnsucht, so würde dem alten Vater das Herz brechen, seine Tochter öffnete ihm das Grab. Das kann ich nicht, dazu fühle ich mich nicht stark genug im Glauben."

„Schwaches Geschöpf, das auf den Altar des Herrn kein Opfer legen kann, das vor dem Zorn des irdischen Vaters erbebt, und das Wort des himmlischen nicht achtet!" eiferte die Priorin: „Abraham zuckte auf Moria das Messer gegen seinen Sohn —"

„Und Gott sandte seine Engel, daß das Opfer nicht vollbracht wurde," fiel ihr Magdalene in's Wort. — „O quält mich nicht mehr, heilige Frau!" bat sie nun, und sank vor der Priorin nieder: „Nimmt der Herr über Leben und Tod den Vater zu sich, so schwöre ich Euch bei allen Heiligen und der gebenedeieten Mutter, daß ich in dem Schooße Eurer Kirche Trost, unter dem Schleier Eures Ordens Ruhe suchen werde!"

„Gedenke dieses Schwures, sonst trifft Dich des Himmels Strafgericht!" sprach die Priorin mit furchtbarem Ernst. —

„Wie Gott will!" fuhr Magdalene mit Ergebung fort. „Was dem Menschen zu tragen möglich ist, mag er mir auflegen, ich will es in Demuth tragen, was er

mir sendet, sei von mir gepriesen. Ein Opferlamm möchte ich sein, das gleich einem Märtyrer für das Wohl der Menschheit sterben könnte, unglücklich wünsch' ich hier zu sein, um dort bei ihm ewig glücklich zu werden."

Ein leises Klopfen unterbrach Magdalenens Rede, und ehe sie sich noch entfernen konnte, öffnete sich die Thüre und des Stadtschreibers heimtückisches Gesicht lugte herein; ein scharfer Blick traf Magdalene, dann wandte er sich nach der noch offenen Thüre, und sprach, sich tief verbeugend: „Kommt nur näher, Herr!" Auf dieses Wort trat Melac ein, grüßte die Priorin flüchtig, und selbst während dieses kurzen Grußes war ein stechender Blick auf Magdalene gerichtet.

„Entfernt Euch!" befahl die Priorin. Sie verließ mit klopfendem, angsterfülltem Herzen das Zimmer.

„Was gibt mir die Ehre Eures Besuches?" redete sie nun mit Fassung und Würde den General Melac an: „Ich hatte Euch' heute Mittag ein Schreiben gesandt —"

„Eben dies, würdige Frau, ist die Ursache meines Hierseins," fiel er, wenig Verbindlichkeit in Ton und Geberde legend, ihr in die Rede. „Hier dieser gute Mann hatte mir so viel Treffliches von Euch erzählt, daß ich begierig war, die frömmste Klosterfrau des Schwabenlands von Angesicht zu sehen, und Euch selbst die Nachricht zu bringen, daß Ihr morgen ungehindert in Euer Kloster zurück gehen könnt. Alle Nonnen und Novizen, die mit Euch gekommen, mögen auch wieder mit *Euch* zurückkehren; nur warn' ich Euch," sagte er, und

ſein Geſicht, das ſich bisher freundlich zu ſein bemüht hatte, nahm wieder den gewöhnlichen Ausdruck an, „Niemand aus hieſiger Stadt mitzunehmen — Ihr werdet mich wohl verſtehen!“

Die Prioren mochte wohl vom erſten Augenblick ſeines Eintretens an den Beweggrund ſeines Beſuchs errathen haben, und der Blick, den er auf Magdalene geworfen, war ihr nicht entgangen; ſie verbeugte ſich, und ſagte leiſe: „Wie Ihr befehlt, gnädiger Herr!“

„Für dieſen Fall wird Euch eine Sauvegarde begleiten, die auch in Gmünd Eurem Kloſter zum Schutz dienen kann.“

Die Priorin dankte. Der General empfahl ſich mit wenigen Worten, der Stadtſchreiber aber blieb zurück, hatte noch eine lange Unterredung mit der Kloſterfrau, und ſchlich ſich dann fort.

Als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, ſah ihm die Priorin noch lange ſinnend nach. Plötzlich ſchien ihr Entſchluß gereift. „Sie iſt ein ſchwankendes Rohr,“ ſprach ſie: „eine neue Liebe wird die alte verlöſchen, und ihr Glaube feſter ſtehen, wie je. Deßhalb ſollte ich ſie verderben, dann wäre ſie uns gewiß — Aber nein! in das Rad des Schickſals greife der ſchwache Menſch nie, wenn er nicht muß — Ich will ſie ihrem Schickſal und dem Himmel überlaſſen, will nichts zu ihrer Rettung, nichts zu ihrem Verderben thun.“ Sie rief Magdalene. —

„War dies Melac?“ fragte die Eintretende ängſtlich.

„Er war es,“ erwiederte die Priorin.

„So ſchütze mich Gott!“ rief das Mädchen zitternd. „Solch furchtbares, ſchaudererregendes Geſicht, ſolchen Blick ſah ich noch nie. So iſt mein Aufenthalt verrathen! — Wo ſoll ich hin — wo mich verbergen?“

„Nach Gmünd willſt Du nicht, das Gewand einer Kloſterfrau iſt Dir jetzt noch verhaßt; ich weiß Dir nicht zu rathen,“ erwiederte die Priorin kalt.

Magdalene wurde nachdenkend, aber ruhiger. „So muß ich mir denn ſelbſt rathen!“ rief ſie plötzlich und verließ ſchnell das Zimmer.

Am nämlichen Abend ſaß Herr Benedikt in ſeinem Trinkſtübchen, neben ihm der Stadtſchreiber, der ſo eben erſt gekommen war und ihm mit Klagen über das Elend der Stadt ſeinen Abendtrunk verbitterte. Conſtant ſaß mit der übrigen Dienerſchaft des Generals in der allgemeinen Wirthsſtube und zechte von dem Weine, den Herr Hegelin in reichlichem Maaße ſpendete, als Konrad, der Knecht, ſich ein Gewerbe in der Stube ſeines Herrn machte, und ihm hierbei einen Wink gab, herauszukommen. Das laute Jauchzen der läſtigen Gäſte gab Benedikt bald Gelegenheit, den Stadtſchreiber zu verlaſſen und Konrad folgen zu können, wo er draußen die Magd, die ihm in jener Unglücksnacht die Thüre geöffnet hatte, fand. Sie gab ihm ein Brieflein. „Es hat Eile!“ ſagte ſie und rannte ſchnell wieder fort. Benedikt öffnete es und erbleichte. „Melac war hier!“ ſchrieb Magdalene: „*Ich bin verloren*, wenn Ihr mich nicht rettet!“

Dieser Schlag traf den alten Mann zu hart. Wo sollte er sein Kind verbergen? Verzweiflungsvoll schritt er auf und ab. „Gott verläßet seine Engel nicht!“ rief er dann plötzlich, sann noch einen Augenblick nach, befahl Konrad, unter irgend einem Vorwand Constant heraus zu locken, und ihn zu ersuchen, heimlich auf die Kammer im Hinterhause zu kommen, bei dem Stadtschreiber aber ihn zu entschuldigen, da nothwendige Geschäfte ihn auf kurze Zeit aus dem Hause gerufen hätten.

Ein Wink genügte, Constant, der heute, trotz seines lahmen Beines, beweglicher als gewöhnlich war, von seinen Zechbrüdern weg zu locken, und ein freundliches Wort, ihn zu Herrn Hegelin zu führen; der Stadtschreiber mußte sich gedulden.

„Was wünscht Ihr von mir?“ fragte der Reiter: „Fast ahn' ich es —“

„Herr Constant!“ begann Benedikt — „Ihr seid ein guter, ein so edler Mensch —“

„Laßt das!“ unterbrach ihn der Franzos — „Ein Sünder bin ich und nichts mehr! — Sagt mir lieber, was Ihr mir zu sagen habt, die Zeit möchte kurz sein.“

„Der General weiß meiner Tochter Zufluchtsort!“

„Den wußte er schon heute morgen.“

„Er hat sie gesehen —“

„Desto schlimmer, mir schien Jungfer Magdalene so ganz nach seinem Geschmacke.“

„Was soll ich beginnen, rathet, helft mir!“

„Das erfordert einiges Nachdenken, erlaubt, daß ich mich setze,“ sagte Constant, rückte sich einen Sessel

zurecht, und brummte ein Liedchen vor sich hin. Unterdeß ging Benedikt in unbeschreiblicher Angst auf und ab, seine Unruhe ließ ihn nicht schweigen. „Herr Constant!" sagte er nun in abgebrochenen Sätzen — „Ihr habt bisher so freundschaftlich an mir und den Meinen gehandelt — habt mich von der Absicht Eueres Generals unterrichtet — mich gewarnt —"

„So schweigt doch, wenn ich einen klugen Gedanken fassen soll," fuhr Constant unwillig auf.

Benedikt schwieg, schritt aber immer unruhiger auf und ab. Lange jedoch vermochte er nicht, Alles, was ihm auf dem Herzen lag, in sich zu verschließen. — „Meine arme Magdalene!" begann er wieder zu klagen: „Mein armes Kind! — Ja wahrlich, eher den Dolch dir ins Herz gestoßen, als dich entehrt zu sehen!"

„Da habt Ihr recht," sagte Constant aufspringend, „Laßt sie nicht ohne Dolch! Aber nur für den Fall der Noth. — Doch, alter Herr," fuhr er sich besinnend fort, „stört mich doch nicht immer in meinem Nachdenken, ich kann eher sechs Becher Wein hinter einander leeren, als zwei Gedanken an einander knüpfen — Wartet nur noch einen Augenblick. —" Er setzte sich wieder, aber bald sprang er auf — „So ist es! Dies der einzige Ausweg!" rief er.

„Welcher, Herr Constant — Welcher?"

„Ihr könnt für Euer Kind nichts thun, seid, ohne es zu wissen, Gefangener in Eurem Hause, ich selbst bin zu Eurem Wächter bestellt — und die Rettung muß *noch in* dieser Nacht geschehen, morgen ist es zu spät!

In der Stadt darf sie nicht bleiben; der listige Fuchs, Euer Stadtschreiber, der so traulich bei Euch hinter seinem Becher sitzt, und dennoch Euer bitterster Feind ist, der witterte sie doch wieder aus — hütet Euch vor ihm! — Wißt Ihr keinen sichern Ort außer der Stadt?"

„Den wüßte ich wohl, aber wie sollte die Arme bei Nacht zum Thor hinauskommen?"

„Dafür laßt Constant sorgen, er führt sie selbst hinaus. Heute sind die Schlüssel des nach Ulm führenden Thores bei der Wacht geblieben, da man eine, auf Kundschaft gesendete Abtheilung zurück erwartet, dort bringe ich sie hinaus, aber weiter kann das lahme Bein nicht."

„Ich schicke Konrad mit" — fiel ihm Benedikt in die Rede.

„Das ginge wohl," meinte Constant. „Wenn er einen Reitermantel umnimmt, einen Hut mit der Feder aufsetzt, kann er mich begleiten. Den alten Constant läßt die Wache schon mit seinem Liebchen zum Thore hinaus, dazu kennen mich die Soldaten zu gut; und wenn sie mich auch einmal für des Generals Kuppler halten sollen, was schadet's, es geschieht ja eines guten Werkes wegen. Gebt nur Konrad ein Brieflein an Eure Tochter mit, und sagt mir, wohin sie sich flüchten soll."

„Nach Stetten, zur Herzogin Sybille."

„In der Zeit der Noth, Herr Benedikt, sind die durchlauchtigen Freunde nicht immer die sichersten. — Doch, wie Ihr meint, dies überlasse ich Euch."

„Und was würde Euer Schicksal sein, guter Mann, wenn es Melac erfahren sollte, daß Ihr mir geholfen?"

fragte plötzlich Benedikt, da er der traurigen Folgen gedachte, die hieraus für Conſtant entſtehen könnten.

„Das weiß ich ſo eben nicht," erwiederte dieſer. — „Hab ihm zwar ſchon manchmal dergleichen Streiche geſpielt und dann kam ich im ſchlimmſten Fall mit der Drohung einer Tracht Prügel davon. Nun, werd' es dann auch ſo ſchlimm, wie es will, ſo habe ich doch vielleicht, wieder eine Schuld aus meinem Schuldbuche getilgt. Aber lieber Herr," ſagte er mit Herzlichkeit, „nun noch ein ernſtes Wort zu Euch — Sobald Eure Tochter den Händen des Generals entriſſen iſt, fallen ſie über Euch her — Man weiß, daß Ihr den Reiter niedergeſtoßen, weiß, daß Ihr ein Franzoſen-Feind ſeid, weiß, wo Ihr Euer Geld, Euer Geſchmeide verborgen, man ſchont Euch jetzt Magdalenens wegen, dann aber ſtürzt alles Unglück über Euch zuſammen!"

„Wie Gott will, rettet nur mein Kind," ſprach Benedikt mit Ergebung.

„Man wird alle Mittel anwenden, Euch zu entlocken, wohin Ihr ſie gebracht. Habt Ihr Muth, ſtandhaft zu bleiben, ſelbſt das Aeußerſte, ja die Tortur auszuſtehen?" —

„Ich fühle dazu den Muth in mir."

„Lieber Herr!" ſagte Conſtant bewegt — „Jetzt habt Ihr gut reden — Ihr glaubt Euch ſtark, wenn aber — Ich habe ſchon manchmal Zeuge von ſolchen Auftritten ſein müſſen! Ach! wenn die Marterwerkzeuge vor Euch liegen; die Richter mit teufliſchem Lächeln Euch *den Schergen* übergeben, Ihr eingeſpannt werdet, Eure

Glieder ausgerenkt — O! laßt mich schweigen, schon jetzt überläuft es mich kalt, — dann möchte Euer Muth wohl gebrochen sein. Der Schmerz, lieber Herr, ist des Muthes bitterster Feind! Als sie mir Kugel und Splitter aus meinem Beine zogen, da hab' ich wie ein Weib gewimmert und mich geberdet, wie ein jammernd Kind."

„Alles, was den Menschen treffen kann, vermag der feste, männliche Wille zu ertragen, und ich werde es!" sagte Benedikt gefaßt. „Nur zu Einem fühle ich mich nicht stark genug — Schande ertrage ich nicht! Wahrlich," rief er mit edlem Stolz, „das Blutgerüst ist mir ein geringer Preis, wenn ich damit die Ehre meines Kindes erkaufen kann."

„So kommt ans Werk," sagte Constant, „kommt, armer Mann! Schreibt das Brieflein und laßt mich unter dem Schutze St. Georgs mit Eurem Kinde ziehen." Benedikt reichte ihm die Hand. „Gibt es doch auch im deutschen Lande edle Herzen und männlichen Muth," sprach Constant, sie heftig drückend, „glaubte, nur in der Piccardie wären diese beiden heimisch. — Rechnet auf mich; was ich vermag, will ich thun, ging auch der lahme Constant darüber zu Grunde." Mit einem herzlichen Händedruck schieden sie, das Nöthige anzuordnen.

Die Straßen waren schon ziemlich leer, und von dem schönen Frauenthurme hatte die Glocke eben eilf geschlagen, als Constant, sein Liedchen trällernd, Magda-

lene am Arm, deren trauerndes Antlitz ein Schleier verbarg, über die Neckarbrücke ging. Der schielige Konrad in zerlumptem Reiter-Mantel, den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, schritt ihnen zur Seite, und wahrlich, seit die Welt stand, hatte vielleicht noch kein so schönes Mädchen neben ein paar so häßlichen Männern freiwillig um Mitternacht die Straßen durchzogen. Vor Neckereien der an ihnen Vorübergehenden schützten sie die Leibdoggen des Generals, die ihnen vorausſprangen, und so kamen sie dem Rathhause vorüber, bogen links die Straße ein, und gelangten glücklich ans Thor. Hier fanden sie einige Schwierigkeit; der Sergeant, welcher die Wacht hatte, wollte die Pforte nicht öffnen, da sich aber Constant zu erkennen gab und meinte, die Soldaten vom Regiment Bretagne würden doch einem alten Reiter seine nächtliche Wallfahrt mit seinem Liebchen gönnen, und noch hinzusetzte, es dem lahmen Constant gönnen, dem Kommandanten von des Generals Bagage, so erwiederte endlich der Sergeant: „Wenn Ihr mir erlaubt, Kamerad, Eure Schöne zu beleuchten, und zu untersuchen, ob es auch der Mühe werth sei, daß ich mich um solch Schätzel incommodire, und daß Ihr im Schneegestöber mit Eurem lahmen Beine da draußen promeniren geht —"

„Herr Sergeant vom Regiment Bretagne," nahm Constant das Wort, „ist man in der Gegend von Nantes weniger galant, als bei Amiens? — Ich finde Eure Zumuthung unbescheiden, und hoffe, Ihr werdet so viel Hirn in Eurem Schädel haben, einzusehen, daß der alte

Conſtant nicht zu ſeinem Vergnügen um die Zeit und bei dem Wetter dergleichen Promenaden macht. Seht, die Hunde haben eine beſſere Naſe, als Ihr, ſie ſchnuppern ſchon an der Pforte und wiſſen, wer ihrer draußen wartet; zögert nicht länger und macht auf!"

„Gleich, gleich! Verſtehe ſchon!" ſagte nun der Sergeant, ergriff ſein Schlüſſelbund und öffnete eiligſt die Pforte. Conſtant führte nun Magdalene hinaus, Konrad folgte und ſo waren die Drei in Freiheit.

„Nun, Mamſell Magdalene!" ſagte der Alte, nachdem ſie mehrere hundert Schritte entfernt waren: „Nun ſag ich Euch Adieu, und übergebe Euch der Fürſorge Eures Knechtes, mehr noch der Fürſorge Gottes, der der Mutter Maria und des heiligen Georgs, meines beſonderen Schutzpatrons. Bewahrt Euer Herz vor Sünde und ſchließt Conſtant in Euer Gebet." Dies ſagend verließ er ſie.

Konrad führte ſie nun auf wohlbekannten Wegen durch die Weinberge um die Stadt der Burg vorbei, bis auf den Fußpfad, der durch den dichten Wald nach Stetten führte, und den er ſchon oft mit Herrn Benedikt geritten war. Als ſie nun hinter die Höhe kamen, holte er die kleine Handlaterne unter dem Mantel hervor, ſchlug Feuer und zündete das Lämpchen an, damit er ſich nicht verirre. Magdalene, durch ihren Marderpelz gegen Sturm und Kälte geſchützt, ſchritt muthig neben ihm her, und als es ihr doch endlich in der dunkeln Winternacht grauſig zu werden begann, ſummte ſie, ſich zu ermuthigen, ein frommes Lied. So wanderten ſie

getrost durch den beschneiten Forst, und wenn auch die herabfallenden Schneeflocken sie zuweilen den Weg verfehlen ließen, ward Konrad doch bald den Irrthum gewahr und lenkte schnell wieder ein. Sie waren nun wohl schon einige Stunden gegangen, mancher Hirsch, manches Reh war durch das Dickicht an ihnen vorbei gerauscht, manchen Vogel hatte der Schein des Lichtes aufgeschreckt und immer waren sie noch nicht am Ziele, doch konnten sie unmöglich weit mehr von Stetten entfernt sein. Endlich fürchtete Konrad, nicht mehr auf dem rechten Wege zu sein; der noch in dichten Flocken niederfallende Schnee hatte jede Spur bedeckt, und Konrad war in nicht geringer Sorge, als er ein Getös zu vernehmen glaubte. „Hört Ihr nichts, Jungfer Magdalene?“ fragte er diese, die bei diesem Zuruf angstvoll umherschaute und vor Müdigkeit kaum weiter konnte. „Horcht nur, mir ist, als hörte ich eine Schaar Krähen über uns wegziehen — Hört, das Geheul! — Barmherziger Gott! der wilde Jäger zieht vorüber! Um Gotteswillen legt Euch mit dem Gesicht auf die Erde, und betet ohn' Unterlaß das Vaterunser.“ Indem er dies sagte, löschte er die Laterne aus und warf sich platt nieder.

Magdalene hörte wohl, jedoch nur in der Ferne, das Schmettern der Hörner und das Gebell der Rüden, und schaute angstvoll nach der Stelle hin, von woher es kam, aber Alles blieb dunkel um sie her, der Lärm kam nicht näher, er schien an ihr vorüber zu ziehen. So *sehr auch* ihr Herz klopfte, so eiskalt es ihr durch die

Abern rann, konnte sie doch nicht Konrads Warnung folgen, und sich auf die Erde niederlegen. Sie blieb aufrecht, blickte gen Himmel und befahl ihre Seele Gott.

Da rauschte es plötzlich über sie, die Bäume schüttelten ihre Schneeflocken auf sie nieder und aus dem Dickicht trat eine hohe, dunkle Gestalt auf sie zu — „Konrad!“ rief Magdalene, den Knecht schüttelnd, aber er hörte nicht und schien erstarrt, die Gestalt kam indeß näher. „Folge mir, Magdalene!“ sprach sie mit freundlichem Tone, „und sage mir, wohin du willst, ich begleite dich.“

„Nach Stetten zur Herzogin Sybille,“ erwiederte die Bebende, und ihr Auge ruhte angstvoll auf dem alten Jägersmann, der jetzt, eine grausige Gestalt mit langem grauem Barte und phantastischer Kleidung, deutlich, aber schreckbar vor ihr stand.

„Folge mir!“ sprach der Jäger.

„Wer seid Ihr? Wie kann ich Euch folgen, den ich nicht kenne, Euer Ansehen ist so furchtbar!“

„Ich bin dein Freund, Magdalene Hegelin — Du bist vom Wege abgekommen, ich will dich auf den rechten Weg leiten.“

„Darf ich dir im Namen des barmherzigen Gottes folgen, erbebst du nicht, wenn ich seinen heiligen Namen nenne?“

Ein dumpfer Seufzer rang sich aus des Mannes Brust.

„Konrad!“ rief Magdalene angstvoll von Neuem, und bog sich über den Knecht, ihn aufzurütteln.

„Laß ihn schlafen, und folge mir, sonst bist du verloren!“ sagte die Gestalt.

„Erst sprich den heiligen Namen Gottes aus, in dessen mächtiger Hand, in dessen heiligem Schutz ich stehe!“ sagte Magdalene, und der Glaube stählte ihren Muth.

„Könnte ich!“ seufzte der Alte — „Aber folge mir dennoch.“

„Wer bist Du?“ rief Magdalene noch einmal.

„Ein Ausgestoßener, der gern den da oben mit sich versöhnen möchte. Darum folge mir, frommes Kind, schließ mich dann mit dankbarem Herzen in dein Gebet, vielleicht wird mir durch dich Vergebung —“

„So geh voran — ich folge dir unter Gottes heiligem Schutze.“ Der Alte schritt voran, Magdalene hinter ihm drein. Ihr war es nun, als ob ein Nordlicht ihren Pfad erhellte, der Wind ihre Schritte beflügelte. Auch schien es ihr, als schwebten die Bäume mit Blitzesschnelle an ihr vorüber, als durchschneide sie pfeilschnell die Luft, und doch hob sie nicht der Wind und trug sie dahin, sie schritt, wie immer, auf ungebahnten Wegen, der Gestalt nach, die, sich zuweilen nach ihr wendend, freundlich auf sie blickte. Jemehr sie vorwärts zogen, desto mehr vernahm sie auch das Jagdgetöse wieder.

„Eile, eile, Magdalene!“ sagte ihr Führer ängstlich, „eile, daß wir den Wald verlassen, ehe das wilde Heer näher kommt. Ziehen sie über dich hin, so wirf dich zur Erde und bete, wenn du beten kannst.“ Bei diesen Worten traten sie aus dem Wald. Vor ihnen *lag* in nächtlicher Dämmerung Stetten mit seinem Schlosse,

sie eilten den Berg hinab, immer näher kamen sie dem Ort der Rettung, aber auch immer näher kam ihnen die wilde Jagd. Deutlich vernahm sie jetzt schon das wilde Hussa der Jäger, den kreischenden Ton der Hüfthörner, und als sie an die Stelle des Berges kamen, wo auf dem Hügel die sieben Linden den furchtbaren Bruderkampf bezeichnen, ward die Gestalt des Führers leuchtender. „Wirf dich nieder," rief er mit Grausen erregendem Tone, „mein Geschick reißt mich fort!" Dies sagend, rauschte er dahin. Magdalene warf sich nieder, drückte ihr Antlitz fest in den frischgefallenen Schnee, und während es um sie und über und neben ihr rauschte, tobte und jagte, empfahl sie Gott ihre Seele im brünstigen Gebet.

Als der wilde Lärm vorüber war, und nun immer mehr in der Ferne verhallte, erhob sich Magdalene, vor Frost und Angst erbebend. Der Schreck hatte sie so ergriffen, daß sie ihre Gedanken erst ordnen mußte, ehe sie hinab nach dem nah gelegenen Schlosse zu gehen vermochte. Aber kaum hob sie den Fuß, als sie, von Furcht gejagt, mit Blitzesschnelle den Berg hinab und dem Schlosse zu lief, das im Dunkel der Nacht wie ein finsteres Gewölke vor ihr lag. Immer noch glaubte sie die Riesengestalt des alten Jägers sich zur Seite, seinen langen Bart im Winde flattern zu sehen, immer noch glaubte sie das Rauschen der klatschenden Flügel über sich zu hören, sie floh vor den Schreckensgestalten ihrer entzügelten Phantasie, und der Wunsch, ein menschliches Wesen zu treffen, erfüllte ihre ganze Seele.

Sie fand es. Als ſie durch die hohe Linden-Allee dem Thore des Schloſſes zueilte, kam ihr Konrad entgegen. „Gelobt ſei Gott, daß Ihr kommt!“ rief er, vor Freude ſich kaum faſſend. —

„Gelobt ſei Gott, daß ich euch treffe!“ erwiederte ſie, verwundert, ihn ſchon hier zu finden: „Ach, guter Konrad, klapfe an die Pforte, daß ſie uns aufgemacht werde der Froſt ſchüttelt mich, ich vermag mich kaum mehr aufrecht zu erhalten.“

Konrad warf ihr ſchnell den alten Reitermantel um. „Ach, liebe Jungfer Magdalene,“ ſagte er ängſtlich, „ich habe ſchon an Thor und Pforte geklopft, Niemand will hören, Niemand will uns einlaſſen, man läßt uns hier in Sturm und Schneegeſtöber ſtehen und achtet unſers Elendes nicht.“

„Das wäre ſchrecklich!“ ſeufzte Magdalene.

„Ja, ſchrecklich war die Nacht!“ fuhr der treue Diener fort. „Ich habe Alles vernommen, hörte, wie der wilde Jäger Euch verlockte, ihm zu folgen, ich habe Euch mitten durch die dickſten Büſche dahin rauſchen hören, wollte Euch folgen, und konnte doch nicht, ich blieb wie feſt gebannt, das Geſicht im Schnee verborgen, liegen, und doch war es mir, als trüge mich ein Sturmwind mit einem kalten Bette fort und in der Ferne ſcheine ein helles Licht, dem ich folgen müſſe. Ich glaube faſt, ich bin, mir ſelbſt unbewußt, hinter Euch drein gelaufen. Denn als die wilde Jagd hier über die Höhe zog, ſtand ich ſchon bei dieſem Kreuze, da faßte ich wieder *Muth* und klopfte ungeſtüm an die Pforte.“

Auch jetzt klopfte er von Neuem, aber auch jetzt wollte Niemand öffnen, es regte sich keine Seele in dem Schlosse; Konrad verdoppelte die Schläge, aber immer gleich vergebens. Da rief Magdalene in Verzweiflung: „Ist denn keine Barmherzigkeit mehr, daß Niemand hören, daß man uns hier vor Frost umkommen lassen will? Ist denn aus dem Hause der Herzogin Sybille alles Mitleid gewichen? —"

Bei diesen mit Heftigkeit gesprochenen Worten öffnete sich in dem Erker eines Seitenflügels ein kleines Fensterchen, und eine männliche, rauhe Stimme fragte: „Wer ist da unten?"

„Unglückliche, die Einlaß begehren!" erwiederte Magdalene, und während die Stimme von oben mit barschem Ton antwortete: „Ei, so wartet, bis es Tag ist, bei jetziger unruhiger Zeit und bei dem furchtbaren Lärm im Walde wird bei Nacht die Pforte Niemanden geöffnet!" — da raunte Konrad Magdalene leise zu: „Laßt mich reden, verrathet Euer Geschlecht nicht, Euer Aufenthalt im Schloß muß, außer der Herzogin, Jedermann ein Geheimniß bleiben."

„Lieber Freund, oder wer Ihr da oben seid," begann er nun laut, „für all Euer Reden thätet Ihr besser, Ihr kämt herunter und machtet auf. Wir bringen der Herzogin Botschaft und müssen sie noch vor Tage sprechen. Dürft Ihr nicht ohne ihren Befehl öffnen, so laßt es wenigstens die gnädige Frau wissen, daß ein paar Leute hier sind, die ihr Wichtiges zu vertrauen

haben. Vor zwei Unbewaffneten werdet Ihr Euch doch im Schloſſe nicht fürchten?“

Das Fenſter ſchloß ſich wieder und es erfolgte keine Antwort. Der Nachtwind begann immer ſtärker zu wehen, der Schnee kniſterte immer ſchärfer unter Konrads Tritt, der unmuthig und erſtarrt auf und ab lief, der zerlumpte Reitermantel ſchützte die zarten Glieder des Mädchens nur wenig vor der ſich immer mehrenden Kälte, und ſo mochte wohl eine halbe Stunde in ängſtlichem Harren vergangen ſein, als ſie endlich im Schloßhofe Tritte hörten. Die Pforte öffnete ſich und der Kaſtellan mit einigen bewaffneten Dienern trat heraus, und während dieſe in der Gegend vorſichtig umher lugten, leuchtete einer Konrad ins Geſicht. „Ich ſollte Euch kennen,“ ſagte er dann, „ſeid Ihr nicht —“

„Still Herr!“ bat dieſer, „nennt mich nicht — Ja ich bin Herrn Benedikt Hegelins Knecht, der Euch, kehrtet Ihr bei uns ein, immer vom beſten Weine brachte, aber hier iſt ein Geheimniß, führt nur jenen dort zur Herzogin, an mir iſt wenig gelegen; ein Plätzchen in der Küche am Heerd iſt für mich hinreichend, und wenn Ihr menſchlich ſein wollt, ſo laßt ein paar Reiswellen anzünden und mir einen Trunk geben. Nur raſch fort mit dieſer oder vielmehr mit dieſem da.“ Er zog Magdalene mit ſich in den Hof, der Kaſtellan folgte, und hinter ihnen und den Dienern ſchloß ſich die Pforte.

Ueber den Ruinen des Schnellerts ſchwebte Mathilde, die Harfe im Arm, und erwartete mit Sehnſucht die Rückkehr des Ritters von Rodenſtein. Sie war ihm heute nicht auf ſeiner Irrfahrt gefolgt, war traurig zurückgeblieben; noch hatten ihre Bitten, ihr Flehen es nicht über ihn vermocht, den wilden Zug allein ziehen zu laſſen. Kehrte er des Morgens heim, ſo verſprach er ihr, den wilden Geſellen nicht zu begleiten, und ſo wie das Grab ſich in der Stunde der Mitternacht öffnete, und ſie aus allen Gegenden jauchzend heranzogen, riß es ihn wider Willen fort, und auch heute hatte er das Flehen der Trauernden nicht geachtet.

Der Morgen war nicht mehr fern, und noch war er nicht zu ſeiner Schlummerſtätte zurückgekehrt; die Gräber ſtanden noch offen und erwarteten mit Ungeduld die graue Dämmerung, deren erſter Nebelſchein ſie wieder ſchloß. Auf leiſen Harfentönen ſtieg ihre Klage, ihr Gebet zum Himmel auf, das von Erwachen zu Erwachen immer inniger, vertrauender wurde. „Ach!“ rief ſie und ſenkte ſich auf die Zinne des alten Thurmes nieder — „Soll ich denn nie wieder die Morgenröthe über jene Berge erglühen ſehen, oder nicht endlich jene himmliſche Sonne erblicken, die in ewiger Klarheit den Himmelsthron des Höchſten umſtrahlt? — Wie ſchön war dein Licht, du roſenfarbene Verkünderin des Tages, wie erquickend dein Strahl, wie ſchön dein Erwachen, wenn du dein Haar in den Millionen Thautropfen badeteſt? — Wie dünkt dem der Tag ſo ſchön, der zur ewigen Nacht verdammt iſt — — Nur einmal noch, Barm-

herziger! laß mich die Morgenröthe erblicken, daß ich auf ihren Strahlen mein Gebet und meine Reue zu deinem Throne senden, sie dort niederlegen darf — Ach die dunkle Nacht sendet keine Boten zum Himmel, ihre Sterne bleiben fern, ihr Strahl dringt nicht erwärmend zum Menschen, sie zeigen ihm nur das geschlossene Himmelszelt, die Sonne nur öffnet ihnen die Pforten — Ach die Sehnsucht nach einem Strahle des Lichts, den Millionen um mich unbeachtet genießen, ist so groß in mir! — Ach nur einen Strahl, die Grabesnacht zu erhellen.

„Was willst du noch, einsamer Wanderer! Was hörst du auf meinen Ruf, du bleiche Leuchte der Nacht, und trittst hinter deinen Wolken hervor? Wähnst du, nach *deinem* Strahle zöge mich die Sehnsucht? — Bleib daheim, oder hülle dich in deinen Nebelschleier, du breitest nur ein grausig Leichentuch über das weite Grab der Erde; der Geisterwelt nur gehörst du an, denn alles zeigst du in bleicher Schauergestalt. Einen Sonnenstrahl will ich, daß es Tag werde um mich, Nacht und Dämmerung schwinde, und Gottes Antlitz mir wieder im Himmelsglanze leuchte.

„Ach, ich höre ihn noch nicht kommen!“ sagte sie nun, leise Töne ihrer Harfe entlockend. „Ruft ihn, ruft ihn, ihr Töne, er lauschte ja sonst zuweilen gern auf euch, und folgte eurem lockenden Ruf! — Jetzt — wenn die Hörner gellen und die Rüden heulen, vernimmt er euch nicht mehr.“

Und als ihr Schmerz verstummte, der Nachtwind *nur noch einzelne* Töne der Harfe entlockte, sah sie aus

dem Walde über das öde, ſchneebedeckte Feld etwas Dunkles den Trümmern nahen — „Er iſt's! ja er iſt's!“ rief ſie freudig. „Er durfte allein zurückkehren! — Gelobt ſei Gott! —“ Sie ſchwebte ihm entgegen. „Willkommen! Willkommen, mein Otto!“ rief ſie. „Der Herr ſei geprieſen, du kommſt allein.“

„Ich hatte keine Freude mehr an der Jagd. Die Hunde zerriſſen den borſtigen Eber, ich mochte es nicht ſehen. Meine Gedanken waren nicht bei der Jagd, ſie waren bei dir; das mochten die Geſellen merken, da raſſelte der Tod ſo lange mit ſeinem Gebein, die Sünde lachte ſo frech auf, daß mir die Gedanken vergingen; das ärgerte mich und ich verließ die Geſellen.“

„Habe Dank, Gütiger, habe Dank!“ rief Mathilde freudig aus. „Auch dieſer Strahl der Hoffnung, Barmherziger, iſt mir ein Strahl deiner Morgenröthe!“

„Noch weht die rauhe Nachtluft!“ ſagte der Jägersmann, noch dürfen wir hier verweilen. Der Morgen iſt noch fern.“

„Wareſt du in meiner Heimath?“ fragte Mathilde.

„Da es mich von dir trieb und ich über Wald und Flur jagen mußte, zog ich nach dem Neckar; dort weil' ich jetzt gern. Ein Jagdkumpan hauſet jetzt in deiner Vaterſtadt, würdig, hinter mir, der Erſte, durch den Forſt zu ziehn; bei Tag jagt er, von ſeinen grauen Rüden und einem Zwölfender gefolgt, in dem nahen Forſte, bei Nacht geht er auf die Pirſch in die Häuſer der Bürger; Magdalene iſt das Wild, das er umſtellt. —“

„Die Arme!“ seufzte Mathilde. „Wir müssen sie schützen.“

„Sie irrte in der Nacht auf der Flucht vor ihm, von Frost und Wetter erstarrt, im Wald umher. Als ich sie von weitem erblickte, führte ich den Zug abwärts, verließ ihn und leitete sie durch den Forst —“

„Das thatest du, Otto?“ — rief Mathilde freudig.

„Sie ist deines Stammes, darum will ich ihr wohl! Bis an die sieben Linden bei Stetten brachte ich sie, aber die Sünde witterte mich aus und kam mir mit dem wilden Jagdzuge nach und wußte mich an dem Orte des Fluches zu treffen, wo sie Gewalt hat über mich; ich mußte ihr folgen, und mußte die Arme allein ihrem Verderben überlassen. Ach, es ist graufig, den Willen zur guten That so rasch wieder verschwinden zu sehen! Ich habe heute keinen Gefallen an der Jagd gehabt, so glücklich sie auch war,“ fuhr er fort: „Der Tod ritt sein schnellstes Roß, und selbst die fahle Mähre der Sünde jagte heute wie toll zwischen den Schneewolken durch, und unsere Rosse jagten wiehernd hinter ihr her; die Waidgenossen jauchzten und lärmten, auch trieb der Sturm manch luftiges Wild uns entgegen; aber ich hatte keine Freude daran, ich dachte nur an sie und an dich.“

„Und nicht auch an ihn, der über den Sternen thront? Wagtest du nicht, dein Auge zum Himmel zu heben?“ fragte sie bewegt.

„Mein Auge reicht noch nicht bis da hinauf, Mathilde! Sehe ich den Tod vor mir auf seinem magern Klepper, so habe ich mein Auge nur nach ihm gerichtet,

ich spornte dann mein Roß und suche ihn zu ereilen. Aber wenn ich ihn erfaßt zu haben glaube, schwingt er die Sense, zeigt mir das Stundenglas, das immer läuft und läuft und nimmer verrinnen will, drückt dem Klepper die spitzen Hacken in die Weichen und sprengt klappernd davon. Die Sünde konnte ich ereilen, den Tod noch nie! —"

„Laß Sünde und Tod, laß das wilde Heer und deine Gesellen — Fasse Muth, wende dein Auge empor zum Himmel, dort wohnt das Erbarmen!"

„Ich blicke hinauf und sehe nur Nacht — die Sterne, die den Menschen so freundlich leuchten, sind mir keine Boten des Friedens, sie begrüßen mich nicht, sie bergen hinter den Wolken ihr Antlitz vor mir. Die leuchtende Scheibe des Mondes erhellt nicht meine Finsterniß, nur die öde Nacht breitet ihren schwarzen Mantel vor mir aus; den Himmel sehe ich, aber nur seine Wolken und seine scheidenden Sterne; in das Innere des Heiligthums dringt nicht mein Auge, nicht mein Geist, die Schwingen meiner Sehnsucht sind gelähmt."

„Auf den Schwingen der Andacht dringst du bis zu seiner Pforte. —"

„Sie ist dem Sünder verschlossen!" sagte er wehmüthig — „dort oben ist nicht Zeit, nicht Raum; dort waltet die furchtbare Ewigkeit."

„Und auch eine ewige Barmherzigkeit!" unterbrach ihn Mathilde.

„Barmherzigkeit?" rief er verzweifelnd: „Warum bleib' ich dem Tode unterthan und der Sünde, warum

treibt mich der Fluch ohne Unterlaß, und weßhalb können ſich meine dunkeln Wünſche nicht ordnen, mein reuig Gemüth ſich nicht in Worte des Gebets ausſprechen, wenn ich auch möchte? — Aber ſieh dort nach dem Rodenſtein hin — dünkt es dir nicht, daß der Tag zu grauen beginnt? — Mir iſt, als würde ich die kurzen Stunden ſanft ſchlafen, von Magdalenen träumen und von dir, meine Mathilde!"

Sie ſchwebten zum Gemäuer — „Wie ſchön iſt es doch," ſprach er, als er ſich an der offenen Gruft niederſenkte, „daß ich mich neben dich betten ließ, nun ſchlaf ich doch nicht allein und du biſt bei mir. Ach, die Sehnſucht nach Ruhe iſt ſo mächtig in dieſer tobenden Bruſt, und doch will der Morgen noch nicht grauen und die Stunde nicht ſchlagen, die uns hinabzieht — Ich eile ihr voran, komm, folge mir, Mathilde!" — Er ſenkte ſich in die Gruft, aber Mathilde folgte ihm nicht; ſie griff in die Saiten ihrer Harfe, ein frommes Lied ertönte, ſchloß mit ſanftem Flügel zum erſtenmale ſein müdes Auge und brachte ihm den Balſam der Ruhe — Noch nie hatte ihn der Todesſchlaf ſo ſanft eingewiegt, ſtets hatte er gejagd, bis er Morgenluft gewittert und ſein Verhängniß ihn gewaltſam zur Ruhe gelegt; heute zum erſtenmal brachten ihm die Töne den Schlaf. Noch einige Zeit vernahm man ſie, dann wurden ſie leiſe und leiſer, und aus der ſich ſchließenden Gruft drang nur noch ein verhallendes Ave-Maria herauf.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als der Stadtschreiber schon in das Vorzimmer des Generals trat, wo ihm die beiden englischen Doggen den Morgengruß so unfreundlich entgegen heulten, daß er erschrocken zurückfuhr. „Nur näher, Mäunlein!“ rief Constant, der sich von seinem Ruhebett erhob, auf welchem er schon ganz angekleidet saß; denn er und die Hunde hielten stets im Vorzimmer ihres Herrn die Wacht — „Nur näher, die Bestien thun Eurer Perrücke nichts — Was sucht ihr hier schon so früh? Bringt Ihr gute Botschaft, dann möchtet Ihr vielleicht willkommen sein, sonst rath ich Euch, lieber eine andere Zeit abzupassen. Der General ist spät zu Bett gegangen, hat lange zu ruhen, bis der Rausch von gestern ausgeschlafen ist, und ich fürchte, heute Vormittag ist wenig mit ihm anzufangen.“

„Ich danke für Euern freundlichen Rath, mein werther Herr Constant!“ erwiederte der Stadtschreiber höflich. „Es ist eine gar glückliche Sache, zu Jedem den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Was ich dem Herrn General zu berichten habe, ist nichts Unangenehmes, es betrifft nicht das Allgemeine, nur den Herrn General selbst.“

„Darf man es wissen?“ fragte Constant treuherzig.

„Möchte es doch dem Herrn General selbst mittheilen —“

„So? — Wäre es was Unangenehmes, so wette ich darauf, hieß es: hättet Ihr wohl die Güte, dem Herrn General zu gelegener Zeit zu melden — So aber — Ihr spielt ein garstiges Spiel, Ihr tragt auf zwei Schulden, hütet Euch!“

„Conſtant!“ rief in dieſem Augenblick der General.

„Herr!“ erwiederte dieſer, die Thüre öffnend.

„Mit welcher Gans ſchnatterſt du da, und ſtörſt mich in meinem Schlafe?“

„Mit keiner Gans, Herr! mit einem Fuchs, dem Herrn Stadtſchreiber,“ erwiederte der Reiter, ſchnell einen goldnen Becher auf den ſilbernen Kredenzteller ſetzend und den Morgentrunk, wie es ſeines Amtes war, dem General bringend.

Melac leerte den Becher, befahl, den Stadtſchreiber herein zu laſſen und liebkoste indeſſen die an ihm aufſpringenden Hunde.

„Setzt Euch,“ ſagte er hierauf zu dem Eintretenden und richtete ſich ein wenig im Bett auf, ſchäkerte mit ſeinen Lieblingen und ſchien ſich nicht ſehr um den kleinen Mann zu bekümmern, der indeß verlegen mit ſeiner Halskrauſe ſpielte. Endlich fragte er mit barſchem Tone: „Was führt Euch ſo früh hierher? Hättet wohl auch können zu gelegener Zeit kommen.“

„Ich wollte meinem gnädigen Herrn melden,“ begann der Stadtſchreiber, hielt jedoch ein und warf einen verlegenen Blick auf den noch anweſenden Conſtant.

„Laßt Euch durch den nicht ſtören, ſagte der General, welcher dieſen fragenden Blick wohl verſtand, „der iſt aus der Piccardie, die ſind meiſt treu, aber dumm; vor ihm könnt Ihr reden, was Ihr wollt! Sprecht nur!“

„Wenn Ihr befehlt,“ ſagte der Stadtſchreiber, durch Conſtants Anweſenheit aber immer noch in Verlegenheit *geſetzt* — „ſo gehorche ich. Am frühſten Morgen ſind

die Klosterfrauen abgefahren; die Priorin, drei Nonnen in dem einen, in dem andern Wagen die Schwester Kellerin, zwei Novizen und eine Laienschwester, sonst war Niemand in den Karossen und nur so viel sind wieder abgereist, als angekommen waren."

„Seid Ihr dessen gewiß?" fragte der General.

„So gewiß, als daß ich Ew. Gnaden ergebenster Diener bin —"

„Magdalene ist also zurückgeblieben!"

„Dafür bürg ich —"

„Das Mädchen hat meine Erwartung übertroffen, und das geschieht sonst in dergleichen selten," sagte nun der General. „Es ist keine gewöhnliche Dirne, und wohl einer kleinen Mühe werth."

„Es ist eine stolze Dirne!" meinte der Stadtschreiber.

„Stolz? — Bringt mich nicht zum Lachen," unterbrach ihn Melac, „was kann ihr Stolz mehr verlangen, als ich ihr biete? Muß sie sich nicht durch meine Bewerbung geehrt fühlen? — Aber seid ihr auch gewiß, daß die Nonnen ohne sie abgereist sind?"

„Sie ist noch in der Stadt, dafür bürge ich mit meinem Kopf," betheuerte der Stadtschreiber; „in jenem oder in diesem Hause muß sie sein. Noch ausser dem Thore hat einer meiner Aufpasser die beiden Wagen anbetteln müssen, und Niemand, ohne die schon Benannten, darin bemerkt."

„Lauter Lügen, General!" fiel jetzt Constant dem Stadtschreiber in die Rede: „Alles ist falsch, die Priorin

hat dicht vor dem Thore den Wagen gebrochen und ist mit den Nonnen zurückgekehrt — und Jungfer Magdalene ist weder in jenem Hause, noch hier; der Vater ist in Verzweiflung —"

„Gnädiger Herr!" — unterbrach der Stadtschreiber den Bericht, aber ein rauhes „Schweigt!" das ihm Melac entgegen rief, hemmte den Fluß seiner Rede. „Fahr fort!" befahl er Constant. „Herr! ich bin zu Ende! — Die Nonnen sind hier, das Mädel ist fort, weiter weiß ich nichts."

„Bei meinem Schwert!" rief Melac wüthend und sprang, sich wenig um des Stadtschreibers Gegenwart kümmernd, aus dem Bette, warf einen Mantel um und schellte. „Bei meinem Schwerte! wenn dem so ist, so soll der Teufel den holen, der daran schuld ist!" Der Kammerdiener trat jetzt ein, und während er ihn ankleiden half, wollte sich der Stadtschreiber wegschleichen, aber ein donnerndes „Bleibt" hielt ihn zurück — „Ihr wolltet ja mit Euerm Kopf dafür stehen, daß das Mädchen noch hier sei, Stadtschreiber!" sagte Melac, die großen Stülpstiefeln mit Hast anziehend. „Hütet Euch, daß ich Euch nicht beim Worte halte, es könnte Euch leicht den Kopf kosten, denn wahrlich, bald dünkt es mich, Ihr Herren von Eßlingen wollt Euer Spiel mit mir treiben; wagt es nicht, Ihr würdet schwerlich dabei gewinnen. Kommt das Männlein zu mir nach Schorndorf," fuhr er fort, mit seinen langen, dürren Fingern unmuthig durch die herabhängenden Haare fahrend, „verspricht mir *goldene Berge* und verspricht mir trotz dem besten Kuppler

aus der Vorstadt St. Martin die schönste Dirne Eßlingens zur Zugabe, wenn ich ihn mit den Brosamen, die von meinem Tische fielen, füttern wollte. Lockt mich in den elenden Taubenschlag zum schwarzen Adler, wo ich kaum Raum habe, meine Reiterstiefeln zu stellen, und als ich eintrete, fliegt das Täubchen aus und ich sitze im leeren Neste. Aber bei meinem Schwert!" rief er, den Kopf in ein tiefes Gefäß mit Wasser tauchend und die triefenden Haare schüttelnd, daß die Tropfen rings herum sprützten, „das Mädel wird mein, oder das Rattennest geht in Flammen auf!"

„Gnädiger Herr!" begann jetzt, da der Kammerdiener eben die borstigen Haare trocknete, der Stadtschreiber in tiefster Unterthänigkeit, „Erlaubt nur, daß ich mich von der Wahrheit der Sache überzeugen darf."

„Nicht von der Stelle!" befahl Melac — „Sogleich will ich sehen, ob Ihr im Complott gegen mich seid, und seid Ihr es nicht, will ich Euch eine Stellung geben, so, daß Ihr ohne meinen Schutz unwiederbringlich verloren seid. Constant! Ruf den Wirth herauf."

„Gnädiger Herr! Ihr wolltet — und in meiner Gegenwart" bat der Stadtschreiber.

„Ich will!" sagte Melac herrisch, band die Halskrause um, strich den Knebelbart, warf das Kleid über und stand nun angekleidet da — „Franz!" befahl er dann dem Kammerdiener, „schick nach dem Adjutanten!" Dieser, der schon lange auf des Generals Erwachen gewartet, kam noch eher als Benedikt — „Geh zu den Klarisserinnen von Gmünd," befahl ihm Melac, „thu'

ihnen meinen Willen kund, daß sie ohne meine Erlaubniß nicht wagen, die Stadt zu verlassen." Der Offizier ging, Benedikt trat ein.

„Wirth!" fuhr ihn Melac an, „Du bist also der, welcher den Reiter tödtlich verwundet hat?"

„Ja, General! Der bin ich, und auch der Vater Magdalenens," erwiederte Hegelin mit Stolz.

„Was kümmert mich deine Tochter, Elender! Wie konntest du es wagen, einen Soldaten aus dem Heere des großen Königs meuchlings anzufallen!"

„Meuchlings fiel ich ihn nicht an. Ich stieß den Frechen nieder, da er mein Kind umarmen wollte; ich hätte es Euch gethan, General, hättet Ihr gewagt —"

„Beim heiligen Dionys und seinem Esel!" rief Melac halb in Wuth, halb von dieser Keckheit überrascht. „Solch frechen Graukopf sah ich noch nie! Weißt du, was dir dem Kriegsgesetz nach bevorsteht?"

„Der Tod!" erwiederte Benedikt gelassen. „Und hätte ich zehn Leben, ich würde sie opfern, mein Kind vor Schande und Entehrung zu retten."

„Das soll dir werden!" — rief der General. „Heda, Wache!" Indem er das rief, traf Benedikts Auge den Stadtschreiber, der sich vergebens seinen Blicken zu entziehen suchte. „Ihr hier?" — sagte er, „beim heiligen Gott, so möchte ich nicht hier stehen, wie Ihr!" Er warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden und wandte sich, als die Wache ihn abführen wollte, nach Melac. „General!" sprach er mit edlem Bewußtsein, „mögt Ihr *so ruhigen Herzens* dereinst vor Euern Richter treten,

wie ich vor Euch ſtehe," wandte ihm dann ſtolz den Rücken und folgte der Wache.

„Sind noch mehr ſolcher Männer in Euern Mauern?" fragte Melac den Stadtſchreiber.

„Mit Gott, keiner mehr!" erwiederte dieſer, ſich tief neigend. —

„Da beklage ich Euch," fuhr der General fort, „denn mich dünkt, in dem Wirth ſteckt ein wahres Soldatenherz, und ſo wenig ich auch den Großmüthigen gegen ihn ſpielen werde, ſo ſehr muß ich mich wundern, einen ſolchen Mann unter Euch gefunden zu haben; Ihr gleicht ihm nicht! — Doch von etwas Anderem. Bis nach der Tafel muß ich genau wiſſen, auf welche Weiſe und wohin Magdalene entkommen iſt: von Euch fordere ich dies und auch das Mädchen, wenn Ihr nicht Euerem Freund ins Gefängniß folgen wollt. Beherzigt dies und nun Gott befohlen!" Er winkte ihm, ſich zu entfernen, Conſtant begleitete ihn hinaus.

„Herr Stadtſchreiber," ſagte dieſer nicht ohne Hohn, „mit dem Teufel iſt nicht gut Kirſchen eſſen, er ißt das ſüße Fleiſch und wirft Euch die Kerne an den Kopf — Ich fürchte, ihr bezahlt mit Eurer Haut, wohl bekomm's!" Er ließ den Erſchrockenen ſtehen und kehrte zu ſeinem Herrn zurück, der nun an alle Thore und ſelbſt zur Priorin ſchickte, um Erkundigungen einzuziehen, auf welche Weiſe ſich Magdalene entfernt habe. Er erfuhr nun, daß am Abend zwiſchen 10 und 11 Uhr zwei Reiter im Namen des Generals bei der Priorin Einlaß begehrt hätten, wovon der eine Magdalene ein Brieflein

übergeben und ſie aufgefordert habe, ihm zu folgen, welches das Mädchen, nachdem ſie den Brief geleſen, auch willig gethan habe. Von den Thoren kam die Meldung, daß Niemanden in der Nacht das Thor geöffnet worden ſei, außer Conſtant, der mit einem andern Reiter und einem Mädchen herausgegangen, ſogleich aber, jedoch allein, zurückgekehrt ſei.

Dieſer Bericht brachte den General bis zur Wuth; er entfernte Alle um ſich und ließ Conſtant rufen, der, obgleich ahnend, weshalb er zu ſeinem General kommen ſolle, dennoch furchtlos eintrat.

„Undankbarer!“ rief Melac, die Fauſt gegen ihn ballend. „Glaubſt du, daß die elenden Wunden dich vor meiner Ahndung, meinem Zorne ſchützen? Wohin haſt du Magdalene geführt?“

„Ehe ich Euch hierauf antworte, General,“ ſagte Conſtant mit Ruhe, „muß ich mich erſt über die Beſchuldigung, ich ſei ein Undankbarer, rechtfertigen.“

„Schweig!“ unterbrach ihn Melac drohend.

„Wo es meine Ehre gilt, ſchweig ich nie, außer in Reih und Glied, weil ich da muß,“ fuhr der Reiter fort, und freimüthig zu reden, habt Ihr mir ſtets erlaubt. — Ihr nennt mich undankbar, weil ich ein braves Mädchen dem Verderben entriſſen habe? — Gott ſei gedankt, ſie iſt nicht die Erſte — Ich that es zu Eurem Heil, Eure Seele zu retten, wenn Rettung noch möglich iſt.“

„Schändlicher, frecher Bube!“ rief Melac, ihn anſpeiend und ſchlug ihn mit der Fauſt ins Geſicht: „*Elender Hund!*“

„Herr!“ rief Constant zurücktretend: „Ich bin Euer Sclave nicht, nicht Euer Hund; ich bin des Königs von Frankreich Soldat vom Reiter-Regiment Orleans, war bisher aus Anhänglichkeit und Freundschaft Euer Diener, sage Euch hiermit den Dienst auf und trete, so lahm ich bin, in mein Regiment zurück.“ —

„Schweig, Elender!“ rief Melac außer sich vor Zorn, „oder bei Gott, ich lasse dich hängen.“

„Ich bin, Gott sei gedankt, kein armer Deutscher, über den der Krieg Euch Macht gibt, wie's Euch beliebt, ich bin ein Franzos, in Paulainville bei Amiens geboren, ehrlicher Leute Kind und nicht zum Galgen aufgezogen. Ueber mich kann nur ein Kriegsgericht sprechen —“

„Noch ein Wort!“ rief Melac, nach seinem Schwerte greifend, und ich renne dir das Schwert in den Leib.“

„Thut's!“ erwiederte der alte Reiter. — „Hier ist meine Brust, werdet wohl noch ein Fleckchen finden, das unzerfezt ist.“ Er riß bei diesen Worten sein Koller auf und stand starr und bewegungslos vor dem Wüthenden, den beide Hunde zähnefletschend im Auge behielten.

Melac stutzte. „Fort Bestien!“ rief er und hieb mit der flachen Klinge den einen über den Kopf, doch in dem Augenblicke sprang der andere an ihm auf und packte ihn — „Zurück!“ rief Constant, der Hund gehorchte. Melac schäumte vor Wuth. — „Todt lasse ich die Bestien schießen, und sogleich!“ Er faßte nach der Klingel.

„Thut das nicht,“ sagte Constant auf ihn zutretend, „thut es nicht! Ihr habt ja so wenig Freunde, und hier

stehen vielleicht von den Wenigen Eure treuesten um Euch; erhaltet sie Euch, statt sie zu verderben."

Der treuherzige Ton, mit dem er dies sprach, der noch immer winselnde Hund, die Gewohnheit, oft bittere Wahrheiten von dem Alten zu hören, mochten nicht ganz ihre Wirkung verfehlt haben. Er schien beruhigter — „Fort," rief er jedoch noch immer erzürnt: „Fort in Arrest! Hast du deine Strafe erduldet, dann scheer dich zum Teufel, oder zum Regiment Orleans, mir gleich viel."

„Wie Ihr befehlt, General!" erwiederte Constant und ging, die Hunde mit ihm, selbst der Geschlagene kroch aus seiner Ecke hervor und blieb nicht zurück.

„Constant!" befahl der General: „Laß die Hunde hier."

„Geht zu Eurem Herrn! Fort! Marsch!" rief ihnen Constant zu, aber die Hunde drängten sich nach der Thüre. „Werdet nicht böse, General," sagte er nun: „Ein Hund ist ein dankbares Vieh, ich gab ihnen zu essen und mißhandelte sie nicht, nun wollen sie mich nicht verlassen, auch wenn Ihr mich verstoßt."

„Warum hast du dich heute deiner Zauberformel, der Lüneburger Reiter und Consarbrücks nicht bedient?" fragte Melac ablenkend.

„Dazu war ich zu stolz und zu tief gekränkt!" — erwiederte der Alte.

„So scheer dich zum Teufel!" rief der General, durch diese Antwort aufgebracht, und von den Hunden begleitet ging Constant nach der Wache.

Magdalene saß indessen in dem Schlosse zu Stetten auf einem einsamen Stübchen, wohin sie gleich bei ihrem Eintritt in ihre Freistatt geführt worden war. Nachdem sie sich einer Kammerfrau der Herzogin als die Tochter Hegelins aus Eßlingen, die um Schutz und Verborgenheit bitte, kund gethan, hatte ihr die Fürstin noch in der Nacht sagen lassen, beides solle ihr werden, sie möge sich nur zur Ruhe legen und guten Muthes sein. Sie befolgte den Rath, und obgleich ihr die Begebenheiten der Nacht noch grausig und geisterhaft vorschwebten, verlangte die Natur dennoch ihr Recht, und es war schon Tag, als sie erwachte. Eine junge, rothwangige Dirne brachte ihr das einfache Frühstück, welches eben nicht von üppiger Lebensart in diesem Schlosse zeugte, und sagte ihr, daß die Herzogin sie vor dem Gottesdienst noch zu sprechen verlange. Magdalene säumte nicht lange, folgte dem Mädchen, das sie durch einen langen Gang und über eine kleine hölzerne Brücke führte, welche diesen Flügel mit einem alten, kaum mehr bewohnbaren Gebäude verband. Durch dieses gelangte sie in den entgegengesetzten Flügel, den die Herzogin bewohnte. Hier empfing sie eine Kammerfrau, öffnete die Thüre und hieß sie eintreten.

Es war ein finstres Gemach, eine Art von Vorzimmer, worin sie sich nun befand. Ein großer eichener Tisch mit einem wollenen Teppich bedeckt und einige Sessel war alles, was sie hier sah, nichts von all der geträumten fürstlichen Pracht. „Ihr müßt Euch ein wenig gedulden," sagte die jetzt aus dem Nebenzimmer

zurückkehrende Zofe, „sobald Ihro fürstlichen Gnaden angekleidet sind, werdet Ihr vorgelassen werden. Auch könnt Ihr, um Euch zu zerstreuen, die merkwürdigen Schildereien in jenem Zimmer, hier zur Linken, besehen, sie stellen die Könige von Schweden von der Sündfluth an, bis zu des jetzt regierenden Königs Majestät, vor, es sind treffliche Schildereien, welche unsere gnädige Frau mit vieler Mühe gesammelt hat.“ Magdalene folgte der Dienstfertigen, die ihr nun von den Bildern mit ihren furchtbaren Bärten und Harnischen eine weitschweifige Erklärung zu geben begann, auf welche aber Magdalene wohl wenig achtete. Bald wurde jedoch die Zofe durch ein leises Schellen unterbrochen. „Kommt!“ sagte sie rasch, Magdalenens Hand erfassend: „Kommt zur Herzogin, sprecht offen und wahr und fürchtet Euch nicht, es ist eine gar gnädige Dame.“

Die Thüre zu dem fürstlichen Gemache wurde geöffnet, und Magdalene trat erwartungsvoll und mit beklommenem Herzen ein. Sie fand die Herzogin auf einem Ruhebette liegen, eine schon ältliche Dame saß neben ihr. Die Fürstin nickte Magdalenen freundlich zu. „Sei mir willkommen, Kind,“ sprach sie huldvoll und reichte ihr die Hand zum Kusse. „Setze dich. Ich muß noch in meinem Andachtsbuche lesen, dann will ich hören, was du mir zu sagen hast.“

Magdalene, von diesem freundlichen Empfang ermuthigt, setzte sich auf einem kleinen Sessel, der zu den Füßen des Ruhebettes stand, nieder. Während die Fürstin las, und das Hoffräulein ein Gleiches that, hatte

sie Muße, sich im Zimmer umzusehen. Es war nicht groß, mit braunem Holze getäfelt, wodurch es ein düsteres Ansehen erhielt, welches das sparsame Licht, das durch die kleinen runden Scheiben der Fenster drang, nicht erheiterte. Das grauwollne Zeug, mit weißem Garn blumenartig gestickt, womit das Ruhebett der Herzogin, wie alle Sessel im Zimmer überzogen waren, war auch nicht geeignet, dem Ganzen ein freundliches Ansehen zu geben. Ein kleiner Spiegel, ein künstlich mit allerhand farbigem Holze ausgelegter Schrank, ein paar Tischchen waren das ganze Geräthe dieses fürstlichen Gemaches. Die Wände waren ganz mit Oelgemälden behangen, die fast alle biblische Geschichten, das jüngste Gericht und den Tod einiger Märtyrer vorstellten, nur einige waren anderer, aber ganz sonderbarer Art. Es waren todtenbleiche Personen, Kinder und Erwachsene, die, in der reichsten Kleidung in offenen Särgen lagen. Der Tod schien allen diesen Gesichtern noch nicht den Stempel der Verwesung aufgedrückt zu haben, nur der Sarg und die Bläße des Antlitzes erinnerten an diesen alles Zerstörenden.

Diese Bilder weckten in Magdalenen gar traurige Erinnerungen, sie wendete ihren Blick von ihnen ab auf die Herzogin, deren freundliches leidendes Gesicht sie anzog. Die Fürstin war noch in ihren besten Jahren; früh Wittwe geworden, lebte sie blos frommen Werken und heiligen Betrachtungen, hatte jeden fürstlichen Prunk von sich entfernt, und ein einfaches leinenes Kleid deckte auch heute, so wie fast immer, die noch schönen Formen ihres Körpers, so daß man sie eher für die Hausfrau

eines bemittelten Edelmanns, als für eine Fürstin hätte halten sollen. Ihr gleich an Kleidung und Ausdruck des Gesichtes war ihr Hoffräulein. Lange ruhte Magdalenens Auge auf den sanften Zügen der Herzogin, ihr Anblick war ihr wohlthuend, er schien den Sturm ihres Innern zu beruhigen und ihr den Frieden des Herzens mitzutheilen, der in seiner ganzen Klarheit der fürstlichen Frau geworden zu sein schien, die jetzt ihre Andacht vollendet, das Buch zur Seite gelegt hatte.

„Sag mir, mein Kind," begann sie nun: „Was dich bei Nacht hierher zu mir führt. Was ist dir und deinem alten, würdigen Vater Schlimmes begegnet, denn Gutes kann es nicht sein, das dich zu Fuß, in solch stürmischer Winternacht hierher treibt. Sei offen und wahr, verheimliche mir nichts, setze dich zu mir, daß ich alles genau hören kann und fasse dich kurz."

Magdalene berichtete nun die traurige Ursache, weßhalb sie hierher geflüchtet, verschwieg der Herzogin nichts, nur die Unterredung mit der Priorin berührte sie nicht. Die Herzogin, welche sie nur selten durch einen unwillkührlichen Ausruf, nie durch eine Frage unterbrach, hörte aufmerksam zu, schüttelte lächelnd den Kopf, als sie von der Erscheinung auf der Brücke und von der wilden Jagd erzählte, und erst als Magdalene zu dem Augenblick kam, wo der Vater sie zu den Klarisserinnen zu bringen sich entschlossen, unterbrach sie das Mädchen mit dem Ausruf: „Und er brachte dich hin?" und da Magdalene es bejahte, schwieg sie, aber eine gewisse Unruhe *schien sich* ihrer bemächtigt zu haben. Sie hörte jetzt

faſt noch aufmerkſamer zu, als vorher, und kein Laut, kein Zeichen des Mißfallens ſtörte das Mädchen, und ſelbſt der Erzählung von dem wilden Jäger, der ſie bis auf den Hügel begleitet hatte, ſetzte ſie keinen Zweifel entgegen.

Als Magdalene geendet und mit thränendem Auge ſich vor der Fürſtin auf die Kniee niederwarf und um Schutz und Rettung flehte, befahl ihr die Herzogin, aufzuſtehen. „Schutz ſoll dir werden, Magdalene!“ ſprach ſie ernſt, „ſo viel ich dir in dieſen ſchlimmen Zeiten zu geben vermag. Vor einem Feinde, vor Melac, kann ich dich vielleicht ſchützen, aber vor dem, der tief im Geiſt und Herzen ſich bei dir eingeniſtet hat, vermag es nur Gott. — Ich habe dich deines Vaters wegen geliebt, ich kenne durch ihn die Sorgen, die ihn ſeit lange deinetwegen drücken. Dich hat eine frühe Neigung, dich haben die Papiſten zu Gmünd verlockt, du biſt eine Schwärmerin geworden, die das wahre Vertrauen zu Gott verloren und in dem Irrwahn ſteht, ſie brauche einen andern Fürſprecher im Himmel, als einen frommen Wandel und ein gläubiges Gebet. Du haſt dich von der Welt und deiner thörichten Leidenſchaft zur Begierde nach ſündiger, irdiſcher Luſt verlocken laſſen, hierbei gegen den Willen deines Vaters gehandelt und den alten Mann tief gekränkt. Du fühlſt dein Unrecht, und ſuchſt Troſt da, wo der Wahn herrſcht, das Wort eines ſündigen Menſchen könne dich losſprechen von der Sünde. Wahre Reue im Herzen iſt kräftiger, als jenes todte, ſchnell verhallte Wort! — Weine nicht, Magdalene!“ ſagte die

fromme Dame, das Mädchen beruhigend. „Fürchte nicht, daß ich dir zürne, wir ſtehen alle nicht rein vor Gott, und der Menſch bedarf erſt des Unglücks, um geläutert zu werden, er bedarf der Züchtigung des Vaters, um zur Erkenntniß zu kommen.

„Glühenden, jugendlichen Gemüthern," fuhr ſie dann belehrend fort, „genügt oft die einfache Herzensergießung unſeres Glaubens nicht, ſie ſehnen ſich nach ſinnerweckendem Pomp; ſie wähnen, der einfache Geſang ſteige nicht auf bis zum Himmelsthron, den ſie ſich mit irdiſchen Bildern und mit Engeln ſchmücken, die ihnen die Phantaſie aus irdiſchem Stoffe bildet. — Darum verdamme ich dich nicht, aber warne dich, kehre zu dem kindlichen Vertrauen zurück, das du verloren, und gedenke deines alten Vaters, der ſtark im Glauben zu Gott, auch ſtark in der Liebe zu dir iſt."

Indem ſie dies ſprach, drangen Orgeltöne zu ihnen herauf. — „Der Gottesdienſt beginnt," ſagte ſie zu ihrem Fräulein — „Oeffne die Luke, Sophie, und gib ihr ein Buch, daß ſie den frommen Geſang mit anſtimmen kann. Komm, Magdalene, ſetze dich näher zu mir, damit du den Prediger ſehen, und ſeine Worte beſſer verſtehen kannſt." Magdalene war nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſen Befehl erfüllend, durch die Oeffnung blickte, und dicht unter ſich eine Kanzel ſah. Dieſe Zimmer waren von der frommen Fürſtin zu ihrer Wohnung gewählt worden, weil ſie ſich über der Schloßkapelle befanden, ſie hatte, ihrer Kränklichkeit wegen die Einrichtung mit der *Luke getroffen*, damit ſie von ihrem Ruhebett aus den

Gottesdienſt anhören, und den Prediger durch die Oeffnung ſehen konnte.

Als der Geſang begann, in welchen ſie mit einſtimmte, fühlte ſich Magdalenens leicht aufgeregtes Gemüth heute beſonders feierlich geſtimmt. Gedachte ſie des traurigen Schickſals, das ſie bedrohte, war es die ſonderbare Art des Gottesdienſtes oder die tröſtenden Worte des Geſangs, die ſo mächtig zu ihrem Herzen ſprachen, ihre ganze Seele war bei Gott und es bedurfte keiner Hymnen, keiner feierlichen Meſſe, ihr Gemüth im Vertrauen und Glauben zu erheben. Als der Prediger, durch die jetzigen Zeitumſtände veranlaßt, von dem Muthe ſprach, womit die Religion den Menſchen im Unglück ſtärke, von dem Vertrauen, mit welchem das wunde Herz ſich zu dem barmherzigen Vater wenden könne, da hob Magdalene ihr feuchtes Auge und ein Himmelsſtrahl des reinen Lichtes kehrte wieder in ſie zurück.

Die Herzogin mochte die Stimmung bemerkt haben, in welche die Worte des Predigers das Mädchen verſetzt hatten, ſie drückte ihr nach beendigtem Gottesdienſt die Hand. „Du biſt nicht verloren, Magdalene!“ ſprach die Gütige, „du biſt ein verirrtes Lamm, das ängſtlich ſeine Heimath ſucht, und ſie auch finden wird. Vertraue auf Gott, er wird bald den Zwieſpalt deines Innern löſen und dir die Pforten des Paradieſes öffnen —“

„Und an der Himmelspforte ſteht mein Georg und reicht mir die Hand,“ ſagte Magdalene in Gedanken verſunken und nichts um ſich her beachtend, leiſe vor ſich

hin — „ich ergreife ſie mit Inbrunſt, er führt mich ein zum Throne des Höchſten und meine Zweifel ſind gelöst, der Zwieſpalt meiner Seele iſt geheilt — Liebe, heilige, fromme, glühende Liebe fühle ich in ſeinem Arm und der Bund iſt endlich geſchloſſen, endlich bin ich am Ziele — kein Prieſter, kein Prediger — der Engel einer legt mich an ſeine Bruſt und da ruht ſich's ſo ſanft." — Sie ſchwieg, die Herzogin hatte ſie nicht unterbrochen, ſie nur aufmerkſam beobachtet, auch jetzt wollte ſie nicht die Sinnende, die mit verklärtem Antlitz und glühendem Auge immer noch auf denſelben Fleck hinſtarrte, aus ihren Träumen wecken. „Ach, das Leben iſt eine drükkende Laſt!" ſagte Magdalene ſeufzend, und die Wehmuth ſprach aus ihren Zügen. „Wie bei Nacht der Alp, liegt es, wenn ich wache, zentnerſchwer auf meiner Bruſt; der Tod wäre mir ein willkommener Gaſt, er brächte die Freude wieder in das verödete Haus; mir wäre wohl, denn ich zöge himmelwärts und wäre bei ihm!" Bei dieſen ſchmerzlich geſprochenen Worten ſprang ſie heftig auf — „Nein, nein!" rief ſie; aber der Traum war mit dieſem Ausruf verſchwunden, beſchämt ſank ſie vor der Fürſtin nieder. „Verzeiht!" flehte ſie: „Verzeiht, gnädige Frau, daß ich mich in Eurer Gegenwart vergeſſen konnte, ich hatte einen ſo ſchönen Traum."

„Ueberlaß die Träume dem Schlaf," unterbrach ſie die Herzogin ernſt, doch nicht zürnend. „Wache Träume ſind gefährliche Freunde, ſie halten die Vernunft in ihrem Zaubernetz gefangen. Denke lieber an die Lebenden, als *an die Todten*."

„Kann man das immer, ist man immer Herr seiner Gedanken?“ fragte Magdalene, ohne zu ahnen, welche schmerzhafte Saite sie bei der Herzogin berührte, die auch jetzt noch den verstorbenen Gatten schmerzlich betrauerte.

„Kind!“ sagte die Herzogin bewegt. „Der Mensch vermag viel, wenn er nur redlich will. Den Todten ist wohl, aber über die Lebenden schwirret oft des Schicksals giftiger Pfeil. — Wie mag es wohl deinem armen Vater gehn, ich habe einen Boten an ihn gesandt, ihn über dich zu beruhigen.“

„Mein armer Vater!“ seufzte Magdalene und die Gegenwart stand trübe vor ihr, der Himmelstraum war dahin. „Er wird um mich bangen, er liebt mich so innig, ich bin ihm das ganze Glück seines Lebens.“

„Hab' dies stets vor Augen,“ sagte die Herzogin: „Wenn der Sturm dein Herz erfaßt und es bald nach Ost bald nach West schleudert, dann wirf vertrauungsvoll die Anker aus, sie werden auf sichern Grund fallen und festhalten an Gottes Barmherzigkeit. Er ist aller Menschen Vater, ist allen ein liebender, gütiger Vater, der die Strahlen seiner Sonne dem Reinen wie dem Sünder sendet. Er wird dich richten nach deinem Wandel und nicht nach deinen Worten, folge der innern Stimme deines Herzens und weiche nicht von dem einmal betretenen Pfad, er ist einer der vielen, die alle zu einem himmlischen Ziele führen, und auf ihn begleitet dich der Segen deines braven Vaters. Nun geh auf dein Zimmer, beherzige, was ich dir gesagt!“

Magdalene ging; aber die Einsamkeit gab ihr den Frieden nicht.

Schon an dem Tage seiner Arretirung war Benedikt vor ein Kriegsgericht gestellt und über die ihm schuldgegebene, beabsichtigte Ermordung des Reiters verhört worden; er läugnete nichts, sagte alles der Wahrheit gemäß aus und das Gericht erkannte den Tod über ihn. Aber kaum war er in sein Gefängniß zurück gebracht, als der Kammerdiener des Generals zu ihm kam und im Namen Melacs Begnadigung anbot, wenn er Magdalene ihm überliefern, oder wenigstens den Ort, wo er sie hingeführt, anzeigen wolle. Nur mit verächtlichem Schweigen beantwortete der gekränkte Vater diesen Antrag, der Kammerdiener verließ ihn, aber bald kam ein andrer Abgesandter; dies war Constant.

„Herr Benedikt," sprach er, „ich komme nicht im Auftrag des Generals, mit dem ich entzweit bin, er hat mir nur die Erlaubniß gegeben, aus meinem Arrest zu Euch zu gehen. Ich glaube, seine Absicht zu errathen. Ich soll Euch zureden, ihm Euer Kind zu übergeben, und das kann ich nicht — Aber warnen muß ich Euch. Er soll den fürchterlichsten Eid geschworen haben, Euch in der Stille, weiß Gott über was, aber gewiß Eurer Tochter wegen, peinlich verhören zu lassen, und ich kenne ihn in diesem Punkt als einen bessern Worthalter, als bei seinen Gläubigern; Ihr könnt ihm nicht entgehen.

Hätte er Eure Tochter nicht gesehen, vielleicht vermocht ich dann das Ungewitter zu beschwören, so aber, da er auf seine Weise eine Art Leidenschaft für sie gefaßt hat und sein Stolz und alle Begierden in ihm rege geworden sind, hält ihn nichts zurück, nicht Furcht vor Gott, nicht Furcht vor Verantwortung. Euer armes Land ist ja dem Kriegsvolk Preis gegeben, und was kommt es da auf eine arme unglückliche Dirne mehr oder weniger an. Auch fürcht' ich, sie erpressen von Euch gewiß das Geständniß, und die Schmerzen und die verrenkten Glieder habt Ihr dann umsonst."

„Mir sollen sie nichts erpressen," sagte Benedikt gelassen: „Der Tod ist mir willkommen, aber dennoch danke ich Euch, Herr Constant, für den gutgemeinten Rath, obgleich ich ihn nicht befolgen kann —"

„Lieber Herr!" sagte dieser fast bittend: „Ihr kennt die Schmerzen nicht, sie sollen hölliſch sein."

„Nein, Constant, und wären sie noch furchtbarer, mein Kind übergebe ich ihm nicht!" — Laßt mich — und bemüht Euch deshalb nicht mehr."

„So nehmt dies Fläschchen," sagte der Reiter, nachdem er lange mit sich gekämpft, „es ist schnell tödtendes Gift. Bei jedem Gefecht trägt es der General bei sich, um es zu leeren, wenn er gefangen werden sollte. Auch hat er mir oft versichert, daß wenige Tropfen hinreichen, den Menschen augenblicklich zu tödten. Nehmt es. Da ich gewiß bin, Ihr übersteht die Tortur nicht, so wollt' ich Euch wenigstens einen sanften, leichten Tod damit bereiten."

Benedikt nahm das Fläschchen und steckte es zu sich. „Ich werde wohl keinen Gebrauch davon machen," sprach er, „es streitet gegen meine Religion, aber gut ist es doch, wenn der Mensch in jedem Fall Herr seines Schicksals ist. Ich danke Euch."

„Ich will Messen für Eure Seele lesen lassen," sagte nun Constant theilnehmend: „Den letzten Sparpfennig will ich dem Priester geben."

„Gebt ihn lieber den Armen," erwiederte Benedikt, „und überlaßt meine Seele ohne Messelesen dem himmlischen Richter. — Ihr sagtet mir vorhin," brach er das Gespräch ab, „Ihr wäret mit dem General entzweit, gewiß der menschenfreundlichen Hülfe wegen, die Ihr meinem Kinde geleistet habt."

„Je nun, es könnte sein," sagte Constant lachend, „aber das sind nur Regenschauer, die bald wieder vorübergehn. Ich habe bis jetzt in Arrest gesessen, und es mir dort wohl sein lassen, und Melac ist schon wieder besänftigt; aber ich nicht! — Wäre es nicht um Euch, armer Teufel, und um Euer Kind, ich wäre heute schon auf dem Heimweg; so aber will ich bleiben, bis ich hier nichts mehr nützen kann, will die Schande ertragen und denken, die Juden spieen dem Heiland auch ins Gesicht und er vergab ihnen, und will nun wieder hin und lauschen, wie es dort steht. Lebt wohl! Gott gebe uns ein fröhliches Wiedersehen!" sagte er dann weichherzig, drückte Benedikt die Hand, der ihm noch einen Gruß an sein Weib auftrug und entfernte sich.

Als er auf den Marktplatz kam, sah er die Solda-

ten geschäftig hin und her laufen, Alles schien in Bewegung zu sein, und auf seine Anfrage, was es gebe, erfuhr er, daß am andern Morgen das Regiment Dauphiné und der größte Theil der Reiter unter Befehl des Obristen Prelé aufbrechen müsse, den Marquis de Feuquieres auf einem Streifzuge gegen die Donau zu unterstützen. Melac mit dem übrigen Theil des Korps bleibe zurück.

„Nun da werde ich wohl keinen guten Empfang haben," dachte der Alte, „aber in Gottesnamen!" Er hinkte nach dem Steuerhause, wo Melac jetzt wohnte, und fand dort eine Menge Bedienten, die ihm mit Schüsseln und Flaschen auf der Treppe begegneten. „Hm!" brummte er vor sich hin, „ein Bankett! Noch schlimmer! Nun, was thut der Sünder nicht, um auch einmal etwas Gutes gethan zu haben." Er ging in das Vorzimmer, wo ihm aus der Ferne das wilde Getöse der Zechenden entgegen schallte. Hier dachte er nach, was er, bei der ihm sicher bevorstehenden Inquisition über Magdalenens Aufenthalt, dem General antworten wollte, ergriff eine volle Kanne mit Wein, die vor ihm stand, und that eben den ersten Zug daraus, als er von fern die Tritte Melacs hörte. Dies wunderte ihn, denn nur ungern verließ der General eine wohlbesetzte Tafel; er stand auf, horchte, und bald hörte er, da die Thür nur angelehnt war, die krähende Stimme des Stadtschreibers.

„Gnädiger Herr!" sagte dieser — „Ich habe Magdalenens Aufenthalt erforscht. — Die eigene Mutter—"

„Was scheert mich die Mutter," fuhr ihn Melac

an, der wohl ſchon einige Flaſchen geleert haben mochte, „wo iſt ſie? Schnell! das Spanferkel wird kalt —“

„In Stetten, auf dem Schloſſe der Herzogin Sybille von Württemberg.“

„Das iſt verdrießlich!“ brummte Melac.

„Zehn Reiter und zwanzig Infanteriſten hinausgeſchickt und die Sache iſt abgemacht,“ meinte der Stadtſchreiber.

„Ei, ei, Männlein! Ihr ſeid ja immer für ſtrenge Maaßregeln, ſagte Melac. „Habt Ihr denn wirklich ſo viel Muth? — Aber das geht nicht immer ſo ſchnell. — Ja, wäre auf dem Schloſſe etwas für den König zu holen, machten wir wenig Umſtände mit einer deutſchen Fürſtin, aber ſo! — Fuchs, denk' auf eine Liſt, wie wir das Hühnlein fangen.“

„Verſuchts nur, gnädiger Herr! Die Herzogin iſt eine fromme, furchtſame Frau.“

„Verſuchen? Nun, das könnte man wohl durch Parlementiren. — Wird aber nicht viel helfen, doch das bis morgen! Denke nur auf einen recht liſtigen, hämiſchen Streich, Stadtſchreiber! Komme mit mir hinüber zur Tafel und ſetze dich zu uns, du wirſt dich gar drollig unter uns ausnehmen. Ich will dir auch das Hirn von einem Kalbskopf braten laſſen, vielleicht kommt dir dann ein Einfall. Aber bei St. Dionys und ſeinem Eſel, das Mädchen wird mein, oder Eßlingen brennt an allen vier Ecken! — Nun komm, trink eine Flaſche Burgunder, dann werden die Gedanken ſchon kommen; beim vollen Becher iſt der Teufel mit einem liſtigen Einfall *immer* am bereitwilligſten.“

So schamlos der Stadtschreiber auch war, so konnte es ihm doch nicht gleichgültig sein, sich an einer Tafel, wo man das Mark seiner Mitbürger verpraßte, öffentlich zu zeigen. — Zitternd und verlegen folgte er dem General. — „Ihr Herren!“ rief dieser den Offizieren zu, wovon schon mancher halbtrunken, sich kaum mehr auf seinem Sessel erhalten konnte. — „Hier bring ich Euch eine Amphibie, Wirth und Gast zugleich; macht Platz und trinkt ihm wacker zu.“ Zwei lustige Gesellen, die unfern des Generals saßen, nahmen ihn in ihre Mitte und bald wurde der kleine Mann mit seiner großen Perrücke die Zielscheibe des allgemeinen Witzes. Der Eine forderte ihn auf, mit ihnen die Expedition nach der Donau zu machen, der Andere trug ihm dabei das ehrenvolle Amt eines Spions an, kurz der arme Stadtschreiber diente zur allgemeinen Belustigung. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch gekränkt, er sann auf Rache. „Ihr Herrn,“ sagte er, einen gefüllten Pokal in seinem Unmuth auf einen Zug leerend: — „Ihr scheint an meinem Muthe zu zweifeln, weil ich klein und ein friedlicher Bürger bin. Ich fordere Euch auf, ein Abenteuer zu bestehen, das ich schon ritterlich bestand. — Spottet nicht so früh,“ rief er den Lachenden zu: „Hört mich erst an. — Habt Ihr Herren wohl schon von dem wilden Jäger und seiner Jagd gehört?“

„Nein!“ riefen die Lärmenden. „Erzähle!—“

„Ihr könnt, wenn Ihr sonst wollt, seine Bekanntschaft machen,“ fuhr er fort. „Eben jetzt haust er in dieser Gegend und treibt fast jede Nacht nicht weit von

von hier, an dem Wartthurm von Türkheim, ſein tolles Spiel. Es iſt ein gar ſtolzer Burſche, ſchickt, wie ein großer Herr, einen Kourier voraus, der den Weg rein halten muß, und wehe dem, der der Warnung nicht folgt. — Wagt es einmal, und bleibt ihm im Wege ſtehen, wenn er über Euch wegrauſcht?"

„Pah!" riefen die Mehrſten. „Ammenmährchen!"

„Stadtſchreiber!" fragte Melac und ſein Auge glühte, ſein Antlitz umdüſterte ſich. „Was iſt das mit dem wilden Jäger? Laßt es mich hören."

„Gnädiger Herr," begann dieſer räuſpernd: „Schon ſeit Jahrhunderten geht die Sage: Ein Ritter von Rodenſtein ſei wegen ſeiner Grauſamkeit im Kriege und ſeiner Unmenſchlichkeit auf der Jagd, verdammt, keine Ruhe im Grabe zu haben. Jedesmal, wenn dem deutſchen Lande ein Krieg droht, muß er mit ſeinen alten Fehdegenoſſen von der verfallenen Burg Schnellert, wo er begraben liegt, nach dem Rodenſtein ausziehen, den Krieg zu verkünden. Erſt wenn er beendigt iſt, kehrt er in ſein Grab zurück. — So lange aber der Krieg dauert, treibt ihn das Verhängniß mit ſeinen Jagdgeſellen, ſeinen Hunden und Pferden über Berg und Thal und durch die Forſten; dort jagd er das Wild, welches ihm der Böſe zutreibt. Faſt alle Nächte kommt er von Norden her, durch unſere Wälder gezogen, raſtet dann auf dem Ohlenberge bei dem Wartthurm und läßt dort die hölliſche Fanfare blaſen. Es iſt ein gräulicher Lärm, den Jung und Alt ſchon oft gehört hat. Dies muß er nun, wie die Sage berichtet, *ſo lange* treiben, bis ein noch grauſamerer Kriegs-

mann, ein noch wilderer, unmenſchlicherer Jäger ſeine Stelle einnimmt; dann erſt bekommt ſeine Seele Ruhe.“

„Stadtſchreiber!“ nahm jetzt Melac drohend das Wort: „Geht die Sage wirklich im Lande herum, oder iſt ſie von Euch erdacht, auf kluge Weiſe den Witz dieſer Herren von Euch abzulenken?“

„Gnädiger Herr! Davor bewahre mich Gott, daß ich dergleichen Frevelhaftes erſinne,“ erwiederte der Stadtſchreiber, vor dem ernſten, todtenbleichen Geſicht des Generals erſchrocken, der jetzt einen Becher Wein nach dem andern haſtig hinunter ſtürzte und den Nachtiſch zu bringen befahl.

Der kleine Mann hatte nun über alle Erwartung ſeinen Zweck erreicht; Melac's ernſtes verſtörtes Weſen befremdete alle Anweſende, und die vorhin ſo laute, lärmende Geſellſchaft war jetzt ſtill und kaum wagte man mit ſeinem Nachbar zu ſprechen. Melac ſaß finſter und in ſich gekehrt, leerte wohl noch manchen Becher, aber man ſah es ihm an, daß etwas auf unangenehme Weiſe ſeine Seele beſchäftigte. Die beiden Hunde, ſeine treuen Tiſchgefährten, beachtete er nicht, und ſelbſt als Hector der muntere Hirſch, wie es ſonſt jeden Tag geſchah, während des Nachtiſches herein gelaſſen wurde, um Obſt und Zuckerwerk aus der Hand ſeines Herrn zu ſpeiſen, bemerkte er ihn nicht; und als das Thier ihn mahnend mit ſeinem Geweih anſtieß, fuhr er zuſammen, und rief, den Liebling unſanft auf den Rücken ſchlagend: „Fort mit der Beſtie!“ Der Hirſch, dem dies wahrſcheinlich ungewohnt war, erſchrack, hob ſich, ſprang quer über den

Tiſch, warf mit dem Hinterlauf Gläſer und Flaſchen um und ſprang, die blutende Fährte zurücklaſſend, zum Saal hinaus.

„Blut iſt ein böſes Zeichen!“ ſagte der Stadtſchreiber, es von ſeinem beſpritzten Geſichte wiſchend, während Melac aufſprang, die Tafel aufhob und raſch nach ſeinem Zimmer zuging. Aber plötzlich wandte er ſich wieder, ſein Antlitz glühte. „Ich wünſchte wohl die Bekanntſchaft des wilden Jägers zu machen,“ ſagte er zu den Anweſenden. „Wer von Euch, Ihr Herren, das Abenteuer mit mir beſtehen will, der kann mich heute Abend um 11 Uhr bei dem Wartthurm am Oehlenberge finden. — Chanluc,“ rief er ſeinem Adjutanten zu, „triff die nöthigen Vorſichtsmaßregeln! — Ihr aber, Herr Stadtſchreiber, habt wohl die Güte, mich zu begleiten.“ Dies ſagend, verließ er das Zimmer.

4.

Die wilde Jagd.

Conſtant war, ſobald er die Unterredung des Generals mit dem Stadtſchreiber belauſcht hatte, ſchnell nach dem Gefängniß gegangen, um Benedikt zu benachrichtigen, daß Melac leider den Aufenthalt Magdalenens wiſſe, mithin Alles, was ihm begegnen könne, jetzt nur noch leere Drohungen wären. Er wollte ſich zugleich ſein Fläſchchen wieder zurückgeben laſſen, das jetzt dem Gefangenen

ganz unnöthig war und ihm bei irgend einem Mißverständniß gefährlich werden konnte. Aber alles Bitten, alle Vorstellungen, selbst das Vorgeben, daß er auf Befehl des Generals käme, waren vergebens; man verlangte einen schriftlichen Befehl Melac's und er mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen. Hier überließ er sich ganz der Verzweiflung, sein Gewissen beängstigte ihn, er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Benedikt das Gift gegeben, und glaubte sich schuld an dem Selbstmord dieses wackern Mannes.

In dieser Stimmung fand ihn der General, der eben von der Tafel kam. Anfangs schien er einen Augenblick betroffen zu sein, Constant hier zu sehen; sein finsterer Blick ruhte lange auf dem alten Reiter, der sich aber dadurch wenig zu kümmern schien und ruhig den Küraß abstäubte, den er in der Hand hielt. Melac winkte, näher zu kommen, und als Constant vor ihm stand, reichte er ihm schweigend die Hand, welche dieser zwar ergriff, aber nicht, wie er es sonst zu thun pflegte, küßte. Melac mußte dieß auffallend sein, denn er sagte ihm nicht ein Wort, ließ ihn stehen und schritt noch eine Weile im Zimmer auf und ab.

„Heute Abend um 10 Uhr wird gesattelt, du begleitest mich! befahl er endlich.

„Gut, General! Den Andalusier oder den Normann?" fragte Constant.

„Keinen von beiden! Den schwarzen neapolitanischen Hengst —"

„Die wilde Bestie!" fuhr Constant fort. „Hätte

ich das gewußt, so hätte ich ihn heute Nachmittag ein paar Stunden herumgetummelt. Seit wir hier sind, ist er nicht aus dem Stalle gekommen."

„Desto besser!" sagte der General, und begann wieder seine Wanderung im Zimmer, bald langsamer, bald schneller. Plötzlich stand er still und fing hämisch an zu lachen, Constant war über dies ungewohnte Benehmen verwundert; daß etwas Sonderbares bei seinem Herrn vorgehen müsse, war ihm klar, was es aber sei, blieb ihm räthselhaft.

„Soll ich Lebensmittel mitnehmen?" fragte er endlich.

„Wein! nur Wein! — Auch sorge für Fackeln und Pechkränze."

„Brandwerkzeuge?" brummte der Reiter unwillkürlich.

„Narr!" fuhr Melac auf, und seine Wanderung begann von Neuem. Constant wollte sich nun entfernen, ein kurzes „Halt!" des Generals hielt ihn aber zurück; „Constant!" sagte er, sich auf den Sessel werfend, „tritt näher! — Du siehst mich in einer sonderbaren Stimmung, ich bin aufgeregt, mein Blut wallt, mein Puls geht fieberhaft — das ist nicht vom Wein, das ist — doch weiß ich es selbst? — Weißt du, wohin es heute Abend geht? fragte er nach einer Weile.

„Nein, Herr!"

„Wir wollen des wilden Jägers Bekanntschaft machen." Constant bekreuzte sich.

„Hast du von ihm gehört?"

„O ja, Herr! Der unglückliche Benedikt hat mir fürchterliche Dinge von ihm erzählt.“

„Poſſen!“ rief Melac mit ſonderbarem Lachen.

„Was wird aus dem armen Mann?“ fragte der Reiter.

„Mein Schwiegervater auf ein paar Tage, oder er wird gehangen,“ ſprach Melac kalt. — „Aber was ſagte er dir vom wilden Jäger?“ fuhr er fort.

„Großer Gott! Herr, wie könnt Ihr mich nach dergleichen fragen; hätte ich nicht bei Euch das Weinen verlernt, meine Thränen würden um den wackern Alten fließen, denn es iſt doch gar zu grauſam, wie Ihr mit ihm verfahret.“

„Altes Weib!“ rief der General ungeduldig.

„Je nun,“ ſagte Conſtant verdrießlich, alte Weiber ſprechen auch zuweilen die Wahrheit.“

„Wie meinſt du das, Schurke! Wie meinſt du das?“ rief Melac, heftig aufſpringend, und packte den Alten bei der Bruſt.

„Laßt mich los, Herr! Habt wenigſtens Achtung für mein Alter, das mich doch wohl vor Mißhandlungen ſchützen ſollte,“ ſagte der Reiter, über dieſe Behandlung empört. — „Was iſt Euch? — Glaubt Ihr, wäret der wilde Jäger, daß Ihr alles um Euch zertreten und zermalmen könnt?“

Starr ſah bei dieſen Worten Melac den Alten an, die Hand, die ihn gefaßt, lies los, der Arm hing ſchlaff herab, Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht. „Laß morgen den Hector todtſchießen!“ befahl er kalt. „Sein Fleiſch

fel ſelbſt verſpotten, wenn er mir erſchiene, aber ſo lebhaft ſah ich noch nichts, mir graußt es jetzt noch, denk' ich daran — und da kömmt um das Bild ganz zu vollenden, noch der Hirſch —"

„Und Ihr wollt heute den wilden Jäger aufſuchen?"

„Ja, Conſtant!" Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich, der ich nicht Gott, nicht den Teufel ſcheue, vor einem alten Weibe und ihrem Fluche zittern konnte; darum will ich hinaus und mir die Achtung meiner ſelbſt wieder gewinnen, die mir dieſer Augenblick der Feigheit entzogen hat. Ich will des Jägers Bekanntſchaft machen, wenn es einen gibt."

„Fordert die Geiſter nicht auf, Herr!" bat Conſtant.

„Willſt du heute Abend nicht mit, ſo bleib zu Hauſe," ſagte der General, doch lag kein Vorwurf in dieſen Worten.

„Ich begleite Euch nach dem Wartthurm", ſagte Conſtant raſch, und Freude leuchtete auf ſeinem Geſicht.

„Was geht in dir vor?" fragte Melac verwundert.

„Ihr werdet dem wilden Jäger begegnen", ſagte Conſtant zuverſichtlich; „daß er Euch nichts zu Leide thut, dafür ſoll ſchon mein Schutzpatron ſorgen. Ihr werdet dann die Ueberzeugung erhalten, daß mit der Mahlzeit der Würmer nicht alles abgethan iſt und Strafe und Vergeltung auch dort noch walten — Gott wird mir meinen Vorwitz verzeihen, meine Abſicht iſt ja, eine Seele zu retten." Er ging freudigen Herzens, alles

zu beſorgen.

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, ſchüttelte Melac lächelnd den Kopf. „Ein Narr," ſagte er, „dem die Pfaffen den Kopf verwirrten, glaubt, weil er bei Conſarbrück den Leichnam rettete, will er es auch mit der Seele verſuchen. Armer Conſtant! Käm' es hier zum Treffen, würde dir der Teufel mehr zu thun geben, als die Lüneburger Reiter. Du überredeſt mich nicht," ſagte er ernſt vor ſich hin, „daß es nicht mit dieſem Leben ein Ende hat. Wenn ſich der Leichnam ſchlafen legt, iſt es gleichviel, ob man den Tag über gezecht oder gebetet hat. Ich habe zu viel genoſſen, um mich ans Faſten gewöhnen zu können, und die Tage, die ich noch leben kann, will ich genießen, dem Teufel zum Trotz."

Ehe er ſich aber zum nächtlichen Abenteuer anſchickte, ließ er den Stadtſchreiber rufen. Dieſer ſah jetzt wohl, jedoch zu ſpät ein, welch ein gewagtes Spiel er ſpiele. Schon murrten die Bürger, nannten ihn einen Verräther und gern hätte er ſich, wenn es ihm möglich geweſen wäre, auch jetzt noch zurückgezogen. Er traf daher für jeden Fall ſeine Einrichtung und da er nicht mehr zurückkonnte, ſchritt er, obgleich in Verzweiflung, den einmal betretenen Weg trotzig weiter. Daß er Rache an Benedikt und Magdalene nehmen könne, das war noch ſein einziger Troſt, die Rettung ſeines Vermögens ſein einziges Ziel. Der General ließ ihn rufen, um mit ihm das Nöthige wegen Magdalenen zu beſprechen, wo dann verabredet wurde, morgen in aller Frühe einen Offizier mit dem Geſuch an die Herzogin zu ſenden, Magdalene nach Eßlingen zu ſchicken, da ſie, wegen des

Vorfalls mit dem Reiter, als Zeugin bei dem Verhör nothwendig sei. Frei Geleite hin und zurück sollte ihr zugesagt, aber freilich nicht gehalten werden. Der Stadtschreiber wollte überdies noch die Priorin, die er jetzt durch Drohungen und andre Mittel ganz für sich gewonnen hatte, bewegen, an Magdalene zu schreiben, und ihr die Gefahr zu schildern, in der ihr Vater schwebte; von ihrer Liebe zu dem Alten hoffte der Listige fast noch mehr, als von der Bereitwilligkeit der Herzogin. Auch müsse ins geheim Benedikt mit der Tortur, unter dem Vorwand bedroht werden, daß er einen Aufstand in der Stadt beabsichtigt habe, von welchem er die Mitschuldigen angeben sollte. Magdalene sollte ihm dann als Preis seiner Freiheit gestellt sein.

Unter diesen teuflischen Plänen verstrich die Zeit, die zum Ritt nach Türkheim bestimmte Stunde nahte. Der Neapolitaner wieherte schon ungeduldig, eine Reiterabtheilung war schon voraus, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in der Umgegend des Oehlenbergs zu nehmen und mehrere Offiziere, welche an diesem Abenteuer Theil nehmen zu müssen glaubten, versammelten sich vor dem Steuerhause. Fackeln, Pechkränze waren bereit, und als die Thurmuhr eilf schlug, schwang sich Melac auf seinen bäumenden Rappen, der Stadtschreiber auf sein geduldiges Rößlein und so sprengte alles im vollen Jagen dem Oehlenberge zu.

Es war heute eine neblichte Nacht und hätte die Schneedecke nicht geleuchtet, wäre es eine Rabenfinsterniß *gewesen.* Ein scharfer Ostwind wehte unfreundlich über

die Berge, und als sie bei dem alten Wartthurm ankamen, wurde schnell Anstalt gemacht, daß ein prasselndes Feuer sie erwärme. In verschiedenen Gruppen lagerten sich nun die Halberfrornen um das flackernde Feuer und der Becher ging fleißig in der Runde.

Die Gedanken der hier Versammelten mochten wohl sehr verschieden sein. — Melac, in seinen Mantel gehüllt, schritt äußerlich ruhig auf und ab, gleich einem, der den Gegner zum Zweikampf erwartet. Constant, das Bild St. Georgs in seiner Tasche, erwartete mit Ungeduld den wilden Jäger, in der Hoffnung, seinen Herrn von seinem Unglauben zu heilen; bangte gewissermaßen, aber fürchtete ihn nicht. Die Offiziere waren meist nur ehrenhalber mitgeritten, langweilten sich, froren und fühlten wenig Beruf, mit Geistern sich zu messen. Der Stadtschreiber zitterte vor Frost und Angst. — Nicht das flackernde Feuer, an welchem er sich, in seinen Mantel gehüllt, wie ein Knaul zusammenrollte, nicht der Wein, den er fast in zu starkem Maaße genoß, konnte ihn erwärmen, seine Angst war grenzenlos.

Mitternacht ging vorüber, der wilde Jäger ließ sich nicht blicken, alles blieb still, nur hie und da hörte man das Wiehern eines Rosses aus der Ferne, aber kein Rüdengebell, keinen Hörnerruf. Melac wurde ungeduldig.

„Das ist ein langweiliges Abenteuer," begann er endlich, als die Glocke in Türkheim drei geschlagen hatte. „Ich glaube, Stadtschreiber, Ihr habt uns mit Eurem Mährchen gefoppt; kein wilder Jäger, keine wilde Jagd erscheint. Kommt! Laßt uns aufbrechen!"

Alle waren ſchnell bereit, denn alle verwünſchten den Stadtſchreiber und ſeine Erzählung, die ihnen eine ſchlafloſe Nacht gekoſtet und ſie auf ein ſo kaltes, unfreundliches Lager gebettet hatte. Nur Conſtant war verdrießlich, daß ſeine Hoffnung vereitelt war; aber im feſten Glauben, die Sage vom wilden Jäger ſei gegründet, bat er den General, morgen den Verſuch zu wiederholen. —

„Närriſcher Menſch!“ erwiederte dieſer, „Du ſiehſt, daß es nur ein Mährchen iſt und es unnütze Mühe wäre, die Herren noch einmal zu bemühen.“ Aber Conſtant bat ſo dringend, daß Melac es endlich verſprach, morgen noch einmal den Ritt, aber mit ihm allein zu machen. „Und,“ ſetzte er ſpottend hinzu, „wenn der Herr Jäger mit ſeinem wilden Heere auch dann nicht erſcheinen wird, erkläre ich ihn für einen feigen, ungalanten Ritter; jedoch ſo lange wie heute, warte ich wahrlich nicht auf ihn!“ Er ſetzte ſich auf ſein Roß und ſprengte nach Eßlingen zurück.

In aller Frühe rückte Obriſt Prèle mit ſeiner Abtheilung aus Eßlingen der Donau zu, und die auf den Dörfern liegende Reiterei wurde nun zur Stadt beordert, die Beſatzung zu verſtärken. Auch ſchlich, kaum daß es dämmerte, der Kammerdiener des Generals in das Gefängniß zu Benedikt, ſagte ihm ohne viele Umſchweife, *daß man den* Aufenthalt ſeiner Tochter in Stetten wiſſe,

auch ſchon ein Detachement abgeſchickt habe, ſie von dort abholen zu laſſen. Rettung wäre daher für ſie nicht mehr möglich, ſo wenig, wie für die Stadt, welcher das Schickſal von Speier, Worms und Heidelberg bevorſtände, wenn Magdalene ſich nicht freiwillig dem General übergebe; durch dieſe Aufopferung allein könnte er und ſeine Vaterſtadt gerettet werden. Benedikt hörte dies Alles, ohne den Kammerdiener zu unterbrechen, ruhig an. „Es möchte wohl ſchwer ſein," ſagte er, „mein Kind zu ſolchem Schritt zu bewegen, doch iſt ſie hier und der General will ſie zu mir ſenden, will ich thun, was meine Pflicht als Vater und als Bürger mir befiehlt." Mit dieſer zweideutigen Antwort mußte ſich der Abgeſandte begnügen, denn Benedikt hörte, was er ihm noch zu ſagen hatte, zwar ruhig an, erwiederte aber nichts weiter auf alle ſeine Drohungen.

Indeſſen war die ganze Stadt in Bewegung gekommen. Melac hatte am vergangenen Tage den Rath mit ſeinen Forderungen bekannt gemacht. 150,000 fl. Contribution, außer einem beſonderen Geſchenk für ihn und die beiden Oberſten, Auslieferung des ganzen Zeughauſes, Sprengung eines Theils der Hauptbefeſtigung der Burg und Niederreißung des größten Theils der Stadtmauer, überdies noch Bezahlung und Verpflegung der Beſatzung, ſo lange es ihr beliebte, in Eßlingen zu bleiben, dies waren ſeine harten Forderungen. Wurden ſie auch erfüllt, ſo ſchwebte die Stadt dem ungeachtet noch in Gefahr, geplündert und angezündet zu werden, wie das Beiſpiel ſo mancher pfälziſchen Stadt ſie lehrte. Auch

Während dieſer Tumult alle Gemüther, Freund und Feind beunruhigt hatte, war der nach Stetten abgeſandte Offizier dort angekommen und hatte der Herzogin das Verlangen ſeines Generals vorgetragen.

„Sagt dem Brigadier Melac," gab die Herzogin zur Antwort, „daß, wenn es nothwendig iſt, Magdalene Hegelin zu verhören, ich ihn erſuchen laſſe, daß es hier geſchehe; ſo lange das Mädchen unter meinem Schutze ſteht, kann ſie nur mit Gewalt aus meinem Schloſſe geführt werden. Der Offizier wollte noch einige Bemerkungen machen, die Herzogin aber ſagte ihm unumwunden, daß dies ihr unabänderlicher Entſchluß ſei und bleiben werde. Er bat hierauf, ihm zu erlauben, Magdalenen ein ihr gewiß liebes Schreiben zu übergeben, worauf die Herzogin ſie rufen ließ. Der Offizier übergab ihr einen Brief, empfahl ſich der Fürſtin und verließ unverrichteter Sache das Schloß.

Mit zitternden Händen erbrach Magdalene den Brief und erblaßte, als ſie ihn flüchtig durchlas, richtete dann ihr Auge gen Himmel und ſeufzte tief auf.

„Was iſt dir, Kind?" fragte die Herzogin beſorgt, da ſie ſchon nach der geſtern erhaltenen Nachricht aus Eßlingen den Inhalt des Briefes leicht errathen konnte. Statt Antwort reichte ihr Magdalene das Schreiben der Priorin. Die Herzogin las:

„Dein Vater iſt wegen des Mordes an dem franzöſiſchen Reiter zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung iſt, ſo wie ich vernehme, nur Deinetwegen noch aufgeſchoben, man hat ihn zu noch Schrecklicherem aufgeſpart,

wenn er nicht dem Verlangen des Generals in Betreff Deiner nachgibt. O! es ist schändlich, mein frommes Kind, den armen Mann so zu quälen, nur Henkersknechte sind die Gottlosen, die schon Pechkränze und brennbare Stoffe überall in die Häuser gelegt haben, Deine Vaterstadt den Flammen zu opfern. — O! wer vermag Deinen armen Vater, wer die arme Stadt zu retten, als Du? Ich glaube, als Deine mütterliche Freundin, Dich von allem unterrichten zu müssen, damit Du Dich zu Gott wendest, daß er Dich erleuchte, und Du einen edlen, großartigen Entschluß fassest.

Schließe mich in Dein Gebet ein, denn auch ich werde mit den frommen Schwestern gefangen gehalten — Gott und die heilige Mutter sei mit Dir!"

Kopfschüttelnd gab die Herzogin Magdalenen den Brief zurück. „Fasse dich, mein Kind!" sprach sie. „Was der Brief dir Wahres sagt, wußte ich schon gestern und verschwieg es dir, um dein überdies bewegtes Gemüth nicht noch mehr zu erschüttern. Du kannst für deinen Vater nichts thun, überlasse es dem Himmel, er allein weiß das Schlimme zum Besten zu lenken. Ohne seinen Willen fällt kein Blatt vom Baum und gegen seinen heiligen Willen ist die Macht sündhafter Menschen nur schwach!"

Magdalene schien auf die Rede der Herzogin nicht geachtet zu haben, denn als diese schon lange schwieg, stand sie noch immer, das Auge aufwärts gerichtet, sinnend da, bis Heiterkeit plötzlich das ernste Gesicht umzog und ein himmlisches Lächeln ihren Mund umschwebte.

„So muß ich!“ rief sie unwillkürlich aus, und wandte sich zur Herzogin, die jeden Ausdruck ihres Gesichtes genau beobachtet hatte. „Erlaubt mir, daß ich Euch verlasse und nach Eßlingen zurückkehren kann.“

„Kind, was willst du dort?“ fragte die Herzogin, von dieser Bitte überrascht.

„Meinen Vater, meine Vaterstadt retten!“

„Magdalene!“ rief die Herzogin erschrocken.

„Ich weiß, gnädige Frau, was ich wage!“ erwiederte das Mädchen mit Ruhe. „Ich weiß, daß ich meinem Verderben entgegen gehe, und doch muß ich!“

Die Herzogin schüttelte bedenklich ihr Haupt und sah das Mädchen verwundert an. „Ich nehme innigen Theil an dir,“ sagte die edle Frau, „Du bist kein alltägliches Geschöpf, die Natur legte in dich manchen schönen Keim, aber deine glühende Phantasie, Dein ewig reger Geist — dein gebrochenes Herz —“ setzte sie theilnehmend hinzu, „rauben dir den klaren Blick, mit dem der Mensch die Welt um sich her betrachten sollte. Dein kindlich frommes Gemüth wird von deinen Sinnen fortgerissen, du trachtest nach dem Höchsten, Unerreichbaren, und deshalb entbehrst du Alles! — Ach, du kennst die Welt noch nicht, sonst könntest du nicht freiwillig dem Verderben entgegen gehen. — Lies den Brief der Priorin mit Bedacht und du wirst finden, daß nicht Theilnahme, sondern irgend eine Absicht und schwerlich eine gute, ihn schrieb. Wie konnte sie es wagen, in die Hand eines französischen Offiziers einen Brief voller *Schmähungen* auf den General zu legen? Mindestens

mußte ſie das auf ſeinen Befehl ſchreiben, wenn ſie es nicht freiwillig that. Du opferſt Leib und Leben, Mädchen, und ſelbſt deines Vaters Leben wägt ſolchen Verluſt nicht auf.

„Das habe ich mir alles geſagt, gnädigſte Frau! nur glaub' ich nicht ſo Arges von der frommen Kloſterfrau," erwiederte Magdalene — „Ich weiß, was mir bevorſteht, aber ich muß Alles, Bitten und Liſt verſuchen, meinen Vater zu retten, vielleicht erweicht Gott des Wüthrichs Herz. — Ich bin eine welkende Blume, der Tod des Geliebten hat ſie geknickt, was ſchadet es ihr nun, ob ſie langſam verwelkt oder ein frecher Bube ſie vollends bricht. — Nein geh ich zu ihm hinüber, dafür ſchützt mich der Dolch, den ich nie von mir lege — und je früher meine Stunde ſchlägt, deſto eher hat dies ſtürmiſche Herz Ruhe und der Zwieſpalt in mir wird gelöst ſein. Meinen Vater zu retten, gebietet mir die Pflicht, meine Vaterſtadt zu erhalten, die Liebe, die ich zu dieſer Wiege meiner Kindheit fühle, Und ende ich auch auf dem Blutgerüſt, ende ich doch als Märtyrin, und dies iſt mein ſehnlichſter Wunſch, den mir Gott gewiß verzeihen wird."

„Haſt Du ein Recht, ſo zu handeln?" fragte nun die Herzogin. „Darfſt du freventlich das Schickſal zum Kampf auffordern? Haſt du bedacht, daß du als Opfer fallen kannſt, ohne dein Ziel, ohne deinen Zweck erreicht zu haben? Biſt du Herrin deines Lebens, das du nicht als eine Märtyrin, das du als eine Thörin unnütz opfern kannſt? Glaubſt du, Melac's Tod werde deinen Vater,

werde die Stadt retten? Zehnfach wirst du die Wuth des Kriegsvolkes anfachen, zehnfaches Weh über Vater und Vaterstadt bringen! — O! wie wenig kennst du die Welt! — Ich habe kein Recht, deine Freiheit zu binden, deinem Willen Fesseln anzulegen," fuhr nach kurzer Pause die Herzogin fort, „deshalb gehe, wenn du es willst, aber erst morgen! Du mußt Zeit haben, ruhig und ernstlich über das, was ich dir sagte, nachzudenken, denn so stürzest du dich nutzlos in Gefahr. Höre auf meine warnende Stimme — überlaß das Schicksal deines Vaters, deiner Vaterstadt dem barmherzigen Gott.

Magdalene ging auf ihr Zimmer, setzte sich dort auf den hohen Lehnstuhl, stützte ihr sorgenschweres Haupt und versank in düstres Sinnen. Vergangenheit und Zukunft schwebten an ihr vorüber, aber nichts erschütterte ihren Entschluß, morgen nach Eßlingen zu gehen. Ob sie recht thue, ob sie es vor Gott verantworten könne, darüber sollte der Ausspruch der Priorin entscheiden. Sterben, als Märtyrin sterben, blieb der einzige Wunsch ihres blutenden Herzens.

Für Benedikt war der Tag ruhig vorübergegangen. Melac wollte erst die Wirkung abwarten, welche der Brief der Priorin auf Magdalene machen würde. Unbeugsam in Allem, was er sich einmal vorgesetzt, hier noch überdies von des Mädchens Schönheit auf eine Weise eingenommen, die ihm bisher fremd geblieben war, hätte

er alles um ihren Besitz geopfert. Obgleich er sie nur einen flüchtigen Augenblick gesehen, hatte dieser Augenblick, vielleicht auch der Widerstand, eine wilde Leidenschaft in ihm erweckt, die ihn alles andere vergessen ließ. Er, der sonst jedes Abenteuer mit Begierde ergriff, hätte fast über Magdalene den Ritt nach dem Oehlenberge vergessen. Aber Constant, der so manches Gute von dem wilden Jäger, besonders für Benedikt und Magdalene erwartete, erinnerte ihn an sein gestern öffentlich gethanenes Versprechen, spornte seine Eitelkeit, und brachte es endlich so weit, daß Melac, nur von Constant und einem andern Diener und seinen steten Begleitern, den Hunden, gefolgt, seinen Rappen bestieg. Aber auch der Hirsch stellte sich heute ein und wollte mit, und keine Drohung, kein Schmeichelwort konnten den sonst so Folgsamen zurückweisen, so daß Melac ihn wider Willen folgen lassen mußte.

Bald hatten sie den Oehlenberg erreicht. Bauern standen schon unter Furcht und Angst bereit, das Feuer anzuschüren, das bald auf der Nordseite des Wartthurms hell aufflackerte und die sonderbare Gruppe erhellte. Melac lehnte, in seinen Mantel gehüllt, wie ein finstrer Nachtgeist an dem Gemäuer des Thurmes, das, wie mit lauter Brillanten besät, in der Glut des Feuers flimmerte; mit leuchtendem Auge blickte er in die Flamme, und seine hohe Gestalt schien in dieser sonderbaren Beleuchtung doppelt groß. Die Hunde lagen ihm zu Füssen, der Hirsch hatte sich dem Feuer näher hingestreckt, und hob, als ob er auf etwas lausche, den Kopf —

Wer Melac so von seinen Hunden und dem Hirsch umgeben, hier gesehen, hätte ihn sicher für den wilden Jäger selbst gehalten. Ihm gegenüber hatte sich Constant gelagert, warf von Zeit zu Zeit trockene Scheite in die Glut, daß die Flamme hell aufloderte, und die Funken knisternd umher flogen und betete im Stillen manch Stoßgebet. Im Hintergrunde, an der Ostseite des Thurmes hielt der andere Diener mit den schnaubenden Rossen und vollendete das grausige Nachtgemälde. Die Bauern hatte Constant zurück geschickt.

„Treiben wir hier nicht Gaukelpossen?" unterbrach Melac jetzt die Stille. „Lockst du mich, der ich an solche Mährchen, an solchen Spuck nie geglaubt, und so gut den Teufel hier erwarten würde, als das wilde Heer, in kalter Dezember-Nacht hierher. Wenn die Glocke Eins geschlagen, schwing ich mich wieder auf mein Roß, reite nach Hause und erkläre den Ritter von Rodenstein und seine Gesellen für feige, unhöfliche Bursche."

„Frevelt doch nicht, Herr!" bat Constant, dem bei dem Schlage der zwölften Stunde, die so eben feierlich durch die Stille der Nacht tönte, grausig zu werden begann. „Wollt Ihr nicht länger hier bleiben, um meinetwegen! Ich könnte auch nicht sagen, daß es mir hier so ganz behaglich wäre, aber neckt die Geister nicht, sie verstehen keinen Scherz!"

Melac lachte. „Wie kann doch so ein braver Soldat solch feige Memme sein?" — sagte er scherzend und bemerkte nicht, wie seine Hunde unruhig wurden, sich

dichter an ihn andrängten, der Hirsch die Ohren spitzte und auf etwas zu lauschen schien.

„Herr! Seht nur die Hunde, sie wittern etwas!“ unterbrach ihn Constant und griff unwillkürlich nach dem heiligen Georg.

„Bestien!“ rief Melac den Hunden zu, und gab ihnen einen so derben Fußtritt, daß sie zu winseln begannen und in dem nämlichen Augenblick sprang der Hirsch auf, setzte mit einem Sprung über das Feuer, und ein alter Jägersmann, eine Armbrust über die Schulter geworfen, einen Jagdspies in der Hand, kam keuchend den Weg von Türkheim herauf, winkte dem Diener mit den schnaubenden Rossen, sich zu entfernen, that ein Gleiches an Melac und Constant, und da der Erste trotzig stehen blieb, der Andere sich aber auf die Erde warf und betete, drohte er mit aufgehobener Rechten, berührte mit seinem Spieß den flammenden Holzstoß, der auch sogleich erlosch. Dann ging er weiter.

„Zünde das Feuer wieder an, Betbruder!“ rief Melac den Reiter aufrüttelnd. -- „Rasch! -- Was zitterst du vor einem alten frechen Burschen, den nur die Dunkelheit vor Züchtigung schützte. Heda! Auf, schlag Feuer an! — Geschwind!“

Constant sprang auf, zündete Feuer an und kaum berührte der brennende Schwefel den verkohlten Holzstoß, als die Flamme hell emporschlug und in einem Augenblick alles wieder brannte wie vorher —

„Das war der treue Eckart,“ sagte Constant noch bebend, „der seinem Herrn voranzieht, die Unglücklichen,

die er auf dem Wege trifft, zu warnen. Ich dächte, auch wir beherzigten die Warnung. — Ihr habt jetzt die Ueberzeugung, daß mit dem Tode nicht Alles vorbei ist. — Ich dächte, Ihr hättet an diesem Beweis genug und wir setzten uns wieder zu Pferd und ritten rasch nach Eßlingen zurück. — Horcht nur, wie die Rosse stampfen und brausen, Paul kann sie kaum mehr halten, die muthigen Hunde zittern wie Espenlaub und der Hirsch —"

„Den hat der Teufel geholt!" sagte Melac verdrießlich. — „Willst du nicht hier bleiben," fuhr er dann brummend fort, „so reite mit Paul zurück, ich will es dir nicht wehren. Ich aber bleibe. Noch nie bin ich meinem Gegner ausgewichen, ich stehe ihm, und käm' er mit seinem ganzen hölliſchen Heere — ich muß klar sehen in der Nacht, ich muß Licht haben, wenn es mir auch davor graust!"

„Wollt Ihr bleiben, so bleib auch ich," sagte Constant, trotz dem, daß er schon in der Ferne Getös und Lärm vernahm. — „Hört Ihr die wilde Jagd? Sie kommen! — Befehlt Eure Seele Gott und betet, so lange es dauert, ein Ave Maria nach dem andern, und du, heiliger Georg, Schutzpatron aller Kriegsleute!" sprach er, das Bild aus seiner Tasche ziehend, „stehe uns bei und schütze uns in dieser Noth."

Als er dies sprach, begann der Sturm sich zu erheben und über sie zu rauschen, riß ihm St. Georg aus der Hand und löschte im Nu das Feuer wieder aus. *Constant warf sich nieder*; Melac aber, wenn auch zu-

ſammenſchaudernd, doch nicht entmuthigt, erwartete trotzig, was da kommen würde, und ſtand, die Hand am Schwert, zum Kampf gerüſtet an dem Wartthurm.

Der Lärm kam näher, da dünkte es Melac, als erblickte er Wolken auf ſich zujagen; aber bald ſah er, daß es Geſtalten waren, die jetzt unter Hörnerruf und Huſſa-Geſchrei heranzogen. Voran der Tod auf ſchwarzem, magern Roß, Stundenglas und Senſe in der Hand; Melac beachtete ihn nicht, hatte er ihm doch ſchon oft dreiſt in das hohle Auge geblickt. Ihm folgte die Sünde, eine rüſtige Jägerin, prachtvoll gekleidet, üppig und ſchön, die lockendſten Formen ſchimmerten unter ihrem Nebelgewand hervor; ſie hielt die fahle Mähre an, betrachtete Melac mit leuchtenden Augen, nickte ihm, wie einem alten Bekannten, freundlich zu und jagte dann hohnlachend weiter. Ihr nach zog ein Schwarm krächzender Vögel, die in ſteten Kreiſen und Schlägen um ſie her flatterten. — Nun erſt folgte die Jagd, doch in Wolken und Nebel gehüllt, daß die Geſtalten nur wie Schatten vorüberzogen. Hirſche, auf deren zackigem Geweih blaue, matte Flämmchen leuchteten, Eber, aus deren aufrechtſtehenden Borſten Funken ſprühten, jagten, von heulenden Hunden verfolgt, durch die leichtzertheilten Wolken. Jäger zu Fuß und Roß folgten, ſtießen in die kreiſchenden Hörner und ließen ihr Huſſa mit widrigen Tönen erſchallen. Keiner von ihnen kümmerte ſich um Melac, welcher das Schwert halb gezückt, den ſtarrenden Blick auf die Geſtalten gerichtet, regungslos ſtand. Jetzt folgten auf hohen ſchwarzen Roſſen, in prachtvolle Gewänder geklei-

bet, eine Schaar Reiter, von denen einige ſeitwärts auf Melac zu ſprengten, und ihn grüßend, die bleichen Todtenhäupter entblößten. Sie winkten ihm, zu folgen, ſchon hob er den Fuß, als ſie hohnlachend dahin jagten. Nun zogen Jäger, Hunde und Wild in buntem Gemiſch vorbei, die eine gräßliche weibliche Geſtalt, ihre Schlangengeißel ſchwingend, vorwärts trieb. Auch ſie richtete ihr leuchtendes Auge auf Melac, ſchwang drohend ihre Geiſſel nach ihm und folgte den Andern — Ihr folgte nichts mehr. — Melac war, während die wilde Jagd an ihm vorbeizog, unbeweglich am Wartthurm gelehnt, ſtehen geblieben. Nicht Furcht, Schauder, der auch den muthigſten Sterblichen bei dem Nahen der Geiſterwelt überfällt, hatte ihn fieberhaft durchſchüttelt. Auch jetzt noch, da die grauſenhaften Fratzen längſt vorüber waren, fühlte er eine Lähmung in allen ſeinen Gliedern, als ob ein Blitzſtrahl ihn getroffen habe. Aber bald ermannte er ſich, warf den Mantel zurück, ſchüttelte ſich, als ob er die Bande, die ihn feſſelten, abwerfen wollte, dann lachte er verächtlich und rief — „Nichts weiter, als dies? Das verlohnte ſich kaum der Mühe des nächtlichen Ritts — Hm! — Iſt mir doch, als ob ich das Frauenbild auf fahler Mähre ſchon irgendwo geſehen hätte? — Aber —“ rief er, als er Conſtant noch unbeweglich auf der Erde liegen ſah: „Lebſt du, oder hat dich Memme der Schreck getödtet? Steh auf, ſteh auf! — Der Spuck iſt vorüber! — Die Fratzen haben es nicht gewagt, ſich mir feindlich entgegen zu ſtellen, ſie haben mich angegrinzt *und nichts weiter.*“

Conſtant ſprang auf — „Laß die Roſſe vorführen! Ich will nach Haus!“ Aber weder Roſſe noch Diener waren zu finden; „ſo müſſen wir den Rückweg zu Fuße antreten,“ ſagte Melac verdrießlich.

„Laßt mich ins Dorf,“ bat Conſtant ziemlich kleinlaut, „vielleicht finden ſich die Pferde dort, wenn Ihr indeß allein bleiben wollt.“

„Warum ſollt ich nicht!“ erwiederte Melac, wieder zu dem von neuem aufpraſſelnden Feuer tretend. „Hab ich doch den wilden Jäger geſehen, und weiß nun, welch ein luftiger Wicht er iſt.

„Du haſt ihn noch nicht geſehen! Jetzt erſt ſteht er vor dir! hallte es dumpf neben ihm, und eine hohe Mannsgeſtalt, bleich, mit mehr ſchmerzvollem als Grauſen erweckendem Geſichte trat auf Melac zu, während Conſtant ſich bekreuzend davon eilte. „Du haſt mich aufgefordert, zu kommen — Hier bin ich!“

Melac war überraſcht. War es ein Geiſt, war es ein Menſch, der ſein feuriges und doch ſo umflortes Auge auf ihn heftete? — Es durchſchauerte ihn kalt, er begann zu beben; doch ſein wilder Muth ward ſchnell Herr ſeiner Furcht — „Du alſo biſt der wilde Jäger?“ fragte er trotzig.

„Der bin ich!“

„Warum verſuchteſt du dich nicht an mir und rauſchteſt mit deiner Jagd vorüber?“

„Ein Stärkerer, als ich bin, beſchützt dich, darum trieb ich meine Jagd nicht verwüſtend über dich her.“

„Und wer iſt der unberufene Schutzherr?“ fragte Melac.

„Er, den du öfter anrufſt, als den Barmherzigen!“

Melac erbebte bei dieſen Worten.

„Du haſt jetzt Böſes mit Magdalene Hegelin und mit Eßlingen im Sinn; ich warne dich! Morgen um die Mitternachtſtunde wird Gericht über dich gehalten werden! Mißbrauche die Gewalt nicht, die dir dein König zu edleren Zwecken gab — Laß das Mädchen ziehn und ſchone die Stadt!“

„Behalte deine Warnung für dich, Ohnmächtiger!“ zürnte Melac — „Zieh deiner Jagd nach — mir ſag' nur noch, woher du kommſt —“

„Aus dem Grabe!“

„Alſo doch!“ ſagte er ſinnend, aber plötzlich fuhr er mit Heftigkeit auf — „Pack dich fort! — — Mich friert's — Deine Nähe iſt mir zuwider — Fort, Ohnmächtiger!“

„Erdenwurm!“ drohte die Geſtalt, den dürren Arm erhebend, „tritt nicht in Kampf gegen mich auf?“

„Fort, Ausbund der Hölle!“ ſchrie Melac zornig, zog in dumpfer Verzweiflung ſein Schwert und führte einen furchtbaren Streich auf die Geſtalt — Als theile der Stecken eines Knaben die praſſelnde Flamme, ſo unverletzt blieb die Geſtalt hohnlachend vor ihm ſtehen. „Leb wohl, Jagdgenoſſe, wir ſehen uns wieder!“ rief ſie ihm zu und jagte auf einem Windſtoß davon.

„Alſo in ſeinem Schutze ſtänd' ich? Und mit dem *Tode wäre es* nicht vorüber?“ ſagte Melac vor ſich

hin. — „Auf die kurze Nacht folgte der Tag und welch ein langer Tag? Das wäre schreckbar! — Rechenschaft sollte ich geben von jedem zu raschen Pulsschlage, die flüchtig genossenen Augenblicke mit ewiger Qual bezahlen? — So hätten denn wirklich die Pfaffen nicht gelogen und jenseits dieses Sternenzeltes wäre noch ein Himmel und tief unter den Schachten der Erde noch eine Hölle? — Der Tod zerdrückte uns nur das Herz, um uns auf seinem magern Gaule in ein andres Land zu führen? — Hast du denn keine Sense, klappernder Reiter, die auch die Seelen mäht, daß sie nicht wieder auferstehen und im ewigen Schlafe gebunden liegen. — Bist du nur ein unerbittlicher Bote, der uns zum furchtbaren Gerichte ladet? — Hu, mich friert! — Kälter als je pfeift mich der Nordwind an und schüttelt mich! — Wäre das Furcht? — Furcht? — Nein, beim Teufel, nein! Muß ich vor den Richterstuhl treten, so will ich es furchtlos, mit eiserner Stirn und ehrner Brust; denn wollte ich auch umkehren und ein Klosterbruder werden, der Teufel erkennte mich doch unter der Kapuze und faßte mich!“ — Er schritt rasch auf und ab, dann sagte er vor sich hin: „Die Würfel liegen und wäre auch das Leben wie das Würfelspiel, Treffer oben, Fehler unten, Fehler oben, Treffer unten, ich könnte den Wurf nicht mehr ändern. — Darum will ich meinen Treffer hier ganz genießen, wenn ich auch für das Jenseits einen Fehler geworfen habe. Nur muthig bis ans Ziel, der Tod nur kann mich belehren.“

„Höre ich nicht Rosse wiehern?“ rief er plötzlich:

„Iſt es die wilde Jagd, die zurückkehrt, oder Conſtant? Iſt es ein Nachtgeſpenſt, oder mein treuer Diener? Ja, es iſt mein ſchwarzer Neapolitaner, ein ganz anderer Gaul, als das magere Gerippe, auf dem der klappernde Gerichtsbote dahin jagte. — Gut, daß du kommſt, Conſtant!“ rief er dem Alten zu: „Wird es einem doch erſt wieder wohl, wenn man unter Menſchen iſt. —“

„Ach, Herr, was iſt Euch begegnet?“ fragte der Reiter, ſeinen Herrn ängſtlich betrachtend, der, von der Glut des Feuers beleuchtet, geiſterhaft vor ihm ſtand. „Ihr ſeht ja blaß aus wie der Tod und habt das gezogene Schwert in der Hand, lieber Herr, ſprecht! —“

„Schweig!“ befahl Melac.

„Wollt Ihr nicht aufſitzen?“ fragte er dann ſeinen Herrn: „Dieſer Ort iſt ſo unheimlich; mir iſt, als ſähe ich vor und hinter mir Geiſter. — Kommt!“

Schweigend ſchwang ſich Melac auf ſein Roß und ſprengte den Berg hinunter, Conſtant und Paul folgten.

Aber kaum hatte er eine Viertelſtunde gejagt, als er plötzlich ſein Roß anhielt. „Conſtant!“ rief er. Dieſer ſprengte vor. „Dort oben, wo jetzt die Sterne zu leuchten beginnen, iſt noch eine Welt. Werden wir dort hinauf, oder da hinunter gehen?“ Conſtant bekreuzte ſich.

„Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und ſchlief ruhig auf meinen Pfühl, träumte von Genüſſen des Lebens und ſähe im Traume mit lachendem Muthe Eßlingen brennen. Ich habe an die Pforte der Geiſterwelt gepocht, ſie ward mir aufgethan — Nur zu, wilder Rappe, nur zu!“ rief er, dem edlen Thiere die Sporen in die

Weichen drückend. „Jage, als trieb dich der Sturm, oder die Metze mit ihrer Schlangenpeitſche, wir müſſen ans Ziel — Heute iſt es noch die alte Burg, die dort in der Ferne graut — morgen vielleicht das Grab — und dann! —“

Er jagte über Stock und Stein dahin, keuchend ſprengte der Rappe den Berg hinauf. Das Thor der Burg öffnete ſich, Melac ritt ein, ſprang vor einem kleinen Häuschen ab, das noch heute nach ihm Melac's Häuschen genannt wird, legte ſich ins Bett, aber nicht zur Ruh.

Auch dem Ritter von Rodenſtein hatte ſein Verhängniß noch nicht die Ruhe gegönnt, er ſchwebte über die ſieben Linden bei Stetten, den Blick nach dem geſtirnten Himmelszelt gehoben, das ihm noch nie ſo ſtrahlend gedünkt, das er noch nie ſo lange, ſo ſehnſuchtsvoll betrachtet hatte. Ihm war heute wohler, als ſeit Jahrhunderten, er nahm Theil an den Menſchen und an ihrem Glück, und das Bewußtſein war ihm beruhigend, ſein wildes Gemüth zum erſtenmale bezähmt zu haben, als er den Wunſch, Melac zur Rettung Magdalenens zu vernichten, in ſich unterdrückt hatte; dies verbreitete eine ſtille Heiterkeit über ihn. Von dem Himmelsdome wandte er jetzt den Blick nach dem alten Schloſſe, ſchwebte dann herab, doch ihm nahen durfte er nicht. Das Kreuz am Eingange hielt Wacht, die heilige Kapelle im Innern

duldete den Verstoßenen nicht, er blieb in der Ferne und wartete auf Mathilde, nach der seine Sehnsucht heute stärker war als je. Sie säumte auch nicht lange, bald sah er sie, so wie es ihm schien, in lichterem Glanze als je, über das Schloß zu ihm herniederschweben, und Heiterkeit umstrahlte ihr sonst so schmerzenvolles, bleiches Antlitz.

„Sei mir gegrüßt!" rief sie ihm entgegen: „Sei mir gegrüßt in dieser sternenhellen Nacht! Hast du ihm begegnet?"

„Ich habe dem Wilden gegenüber gestanden!"

„Und ihn zermalmt?" fragte sie besorgt.

„Ich vermochte es nicht! Eine Stimme rief mir zu: Ueberlaß ihn seinem Richter! Und obgleich die Stimme mir unbekannt war, folgte ich ihr doch, und ertrug seinen Hohn — Zwar ist nun Magdalene nicht gerettet —"

„Gott wird sie schützen!" fiel ihm Mathilde beruhigend in die Rede — „Ich habe ihr leise zugeflüstert, den entscheidenden Augenblick von Allem, was ihr begegnen möchte, bis auf die Stunde der Mitternacht zu verschieben, wo ich zu ihrem Schutze bereit sein werde. Morgen geht sie nach Eßlingen, den Vater zu retten — Gott möge ihr einen Engel senden, der sie, während wir schlummern, beschütze. —

„Als der Schlaf sich wieder auf Magdalenens mattgeweinte Augen senkte," fuhr Mathilde fort, „schwebte ich über den Schloßhof, da zog es mich nach einem *Thurm, in* welchem eine Wendeltreppe sich aufwärts

schlängelt, aber ich hob mich nicht hinauf. Ich fand eine offene Thüre, dahin zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich trat ein, und — o mein Otto! fühle mein Entzücken, ich stand in einer heiligen Kapelle, die Sünderin durfte in das Haus Gottes eingehen, niederknieen vor dem Altar des Höchsten, um Barmherzigkeit flehen! Und als ich mein Gebet beendet, vernahm ich ein leises Gemurmel über mir, ich schwebte aufwärts und hörte nun deutlich das Gebet eines Engels — „Herr!" sprach er: „Sende deinen Engel aus, die Unglückliche zu schützen, vergib ihr ihre Schuld, lege die Barmherzigkeit auf deine strenge Wage und sei der Sünderin gnädig; denn, Herr, deine Güte reicht so weit, als die Wolken ziehen, und ewig, wie deine Macht, ist auch deine Barmherzigkeit. Die Pforten deines Hauses stehen jedem verlornen Sohne und dem reuigen Sünder offen; deine ewige Liebe verschließt sie nicht für ewig, selbst nicht dem Verdammten. Du bist der Gott der Liebe und des Erbarmens, sei allen Sündern gnädig und barmherzig!"

Der Engel schwieg. Mein Gott, daß er auch uns die Pforten des Vaterhauses nicht verschließen möge, stieg auf zu Gott. Es ist erhört, ich sandt es ja dem Gott der ewigen Liebe.

„Sieh den Himmel, wie sternenklar!" sagte jetzt der Ritter von Rodenstein: „Mich treibt es nicht heimwärts, ich möchte aufwärts schweben, immer höher und höher — Aber horch! Rauscht es nicht hinter uns, und treibt es dich nicht vorwärts? Es ist unser finsteres Verhängniß, noch dürfen wir nicht den Sternen entge-

gen, — hinab zieht es uns in die Gruft. — Mich dünkt, ich höre das Krähen des Hahns, die Luft wird ſchneidend — Auf, auf, Mathilde! — Nur das Grab ſteht uns offen, die Pforten des Vaterhauſes ſind noch verſchloſſen — fort, fort! — der nahende Morgen treibt mich hin!

Auf den Flügeln des Sturmes ſchwebte er fort; ſie folgte ihm.

Es war am frühen Morgen, als es leiſe an die Thüre der Priorin klopfte; eine Laienſchweſter öffnete ſie und Magdalene trat ein. Die Kloſterfrau empfing ſie mit offenen Armen, und drückte ſie, wie es ſchien, mit Inbrunſt an ſich. „Gelobt ſei Gott, daß ich dich hier ſehe!“ ſprach ſie, einen Kuß auf des Mädchens Stirne drückend.

„Heilige Frau!“ ſagte Magdalene, nachdem ſie ſich in etwas erholt hatte, „ich komme, Euch in wichtiger Angelegenheit um Rath zu fragen. Ihr ſchriebet mir, ich allein könne den Vater retten, ſagt mir, ſagt, auf welche Weiſe könnt' ich das? — Rathet mir!“

„Mein Kind!“ begann die Priorin, doch in etwas verlegen: „Mannigfaltig ſind die Wege, auf welchen der Herr die Seinen führt; der Eine gelangt auf ebenem, gebahnten Pfade zum Ziel, der Andere muß über Klippen und Dornen wallfahrten, bis er das Ferne erreicht: *Oft muß der* Leib untergehen, um die Seele zu retten,

oft iſt das, was dem umflorten Aug' als Sünde erſcheint, dem Auge Gottes Tugend. Geprieſen ſeiſt du, Magdalene Hegelin, daß dich der Herr zur Märtyrin erkor!"

„Ja heilige Mutter!" unterbrach ſie Magdalene: „Gelobet ſei Gott, daß ich den Märtyrtod ſterben darf!"

„Den Märtyrtod?" rief die Priorin: „Dafür bewahre dich der Herr, du opferſt deinen Leib für edlen Zweck; retteſt deine Seele, denn die Entweihte findet in den ſtillen Mauern unſres Kloſters Vergebung ihrer Sünde, und mit dem Schleier, der ſie deckt, umſtrahlt ſie eine ſchönere, heiligere Glorie, als die der irdiſchen Tugend! — Geh hin, meine Tochter, rette deinen Vater, rette die Stadt, und gehe dann ein in den Schoos der Alles verſöhnenden Kirche."

Starr, faſt leblos ſah Magdalene auf die Priorin. — „Verſtehe ich Euch recht," ſagte ſie, von unnennbarem Schmerz ergriffen. „Entweiht ſoll ich in Eure Mauern fliehen, entweiht ſoll ich ihm dort begegnen, ſeiner unwerth den Geliebten dort begrüßen? Verſtand ich Euch recht?"

„Mein Kind, nicht das Mittel, der Zweck heiligt die That!" — ſagte die Priorin. „Das Glück Tauſender, das Leben deines Vaters erhältſt du, opferſt nur Irdiſches, und gewinnſt das ewige Heil!"

„Nur Irdiſches?" rief das Mädchen und hohe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz: „Die Tugend iſt des Menſchen himmliſche Mitgift, ſie verlangt Gott nie zum Opfer! — Lebt wohl! Nun glaub ich, Euch ganz zu verſtehen!" Sie verließ die Priorin und eilte

Ziele zu. Der Schleier war vor ihren Augen geſunken, ein reines Licht leuchtete ihr hell, und freundlich ſchwebte das Bild der frommen Fürſtin ihr zur Seite, die für ſie zu Gott gefleht, und deren Gebet Mathilde für das Gebet eines Engels gehalten hatte.

Unruhig ſchritt Melac in dem kleinen Stübchen auf und ab, das er in dem abgelegenen Häuschen auf dem Hofe der Burg jetzt bewohnte. Er hatte die Nacht durchwacht, bald hatte ihn die Unruhe aus dem Bette getrieben, bald der Unmuth ihn wieder hinein gejagt. Er war unzufrieden mit ſich, daß er eines drückenden Gefühls nicht Herr werden, nicht die Erinnerungen jener Nacht verſcheuchen konnte, daß der wilde Muth nicht alles übertäubte, und er immer noch die Worte des wilden Jägers zu hören glaubte; er ſchämte ſich, daß die fratzenhaften Geſtalten ſeinen Unglauben an die Fortdauer nach dem Tode erſchüttern, ſeinen frechen Muth wankend machen konnten. Jetzt beſchloß er, mit keckem Hohn dem Schickſal entgegen zu treten, dann fragte er ſich wider Willen, ob es wohl noch Zeit ſei, umzukehren auf der ſo lang durchirrten Bahn, und rief Conſtant, der ihn jedoch durch ſeine Ermahnungen bald langweilte. Zu ſehr gewöhnt, mit trotzigem Muthe dem Schickſal entgegen zu gehen, den Tod, als das Ende ſeines Seins zu betrachten, waren die reuigen Gedanken, nur vorüberfliegende Fieberſchauer, und ehe der Tag graute, war

Melac, der wilde, Gott verleugnende Mann, wieder der Alte, der trotz Himmel und Hölle, mit frecher Beharrlichkeit den einmal betretenen Weg, wo möglich noch wilder, zu verfolgen beſchloß.

Schon war ſein Morgentrunk hinunter gejagt, ſchon der zweite Becher geleert und der Befehl gegeben, daß, wenn Magdalene bis Mittag nicht erſcheine, Benedikt die erſten Grade der Tortur erleiden und, bis er das Mädchen zur Stelle ſchaffe, damit fortgefahren werden ſollte, als er Conſtant Wein zu bringen befahl, um ſeinen Unmuth hinunter zu ſpülen.

„Auch das Gewiſſen?“ brummte Conſtant vor ſich hin und ging, Wein zu holen. Als er nun über den Burghof dem Keller zuhinkte, ſah er ein Mädchen mit eiligen Schritten die hohen Stufen längs der Mauer, welche die Stadt mit der Burg verbindet, herauf kommen. Wie erſchrack er, als er gewahrte, daß es Magdalene ſei. „Um Gottes und aller Heiligen willen!“ rief er ihr entgegen. „Wie kommt Ihr hierher, wie wagt Ihr Euch unter lauter Kriegsvolk in dies Sodom und Gomorra?“ —

„Führt mich zu dem General, Herr Conſtant!“ bat Magdalene, tief Athem holend.

„Ruht Euch nur einen Augenblick aus,“ erwiederte Conſtant. „Ihr ſeid ja ganz auſſer Athem. Aber bei St. Georg, ſagt mir, was Ihr da oben wollt, Ihr rennt ja in Euer Verderben?“

„Den Vater muß ich retten!“ erwiederte ſie gelaſſen, „führt mich nur zu Melac.“

„Iſt es die wilde Jagd, die zurückkehrt, oder Conſtant? Iſt es ein Nachtgeſpenſt, oder mein treuer Diener? Ja, es iſt mein ſchwarzer Neapolitaner, ein ganz anderer Gaul, als das magere Gerippe, auf dem der klappernde Gerichtsbote dahin jagte. — Gut, daß du kommſt, Conſtant!“ rief er dem Alten zu: „Wird es einem doch erſt wieder wohl, wenn man unter Menſchen iſt. —“

„Ach, Herr, was iſt Euch begegnet?“ fragte der Reiter, ſeinen Herrn ängſtlich betrachtend, der, von der Glut des Feuers beleuchtet, geiſterhaft vor ihm ſtand. „Ihr ſeht ja blaß aus wie der Tod und habt das gezogene Schwert in der Hand, lieber Herr, ſprecht! —“

„Schweig!“ befahl Melac.

„Wollt Ihr nicht aufſitzen?“ fragte er dann ſeinen Herrn: „Dieſer Ort iſt ſo unheimlich; mir iſt, als ſähe ich vor und hinter mir Geiſter. — Kommt!“

Schweigend ſchwang ſich Melac auf ſein Roß und ſprengte den Berg hinunter, Conſtant und Paul folgten.

Aber kaum hatte er eine Viertelſtunde gejagt, als er plötzlich ſein Roß anhielt. „Conſtant!“ rief er. Dieſer ſprengte vor. „Dort oben, wo jetzt die Sterne zu leuchten beginnen, iſt noch eine Welt. Werden wir dort hinauf, oder da hinunter gehen?“ Conſtant bekreuzte ſich.

„Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und ſchlief ruhig auf meinen Pfühl, träumte von Genüſſen des Lebens und ſähe im Traume mit lachendem Muthe Eßlingen brennen. Ich habe an die Pforte der Geiſterwelt gepocht, ſie ward mir aufgethan — Nur zu, wilder Rappe, *nur zu!*“ rief er, dem edlen Thiere die Sporen in die

Weichen drückend. „Jage, als trieb dich der Sturm, oder die Metze mit ihrer Schlangenpeitsche, wir müssen ans Ziel — Heute ist es noch die alte Burg, die dort in der Ferne graut -- morgen vielleicht das Grab — und dann! —“

Er jagte über Stock und Stein dahin, keuchend sprengte der Rappe den Berg hinauf. Das Thor der Burg öffnete sich, Melac ritt ein, sprang vor einem kleinen Häuschen ab, das noch heute nach ihm Melac's Häuschen genannt wird, legte sich ins Bett, aber nicht zur Ruh.

Auch dem Ritter von Rodenstein hatte sein Verhängniß noch nicht die Ruhe gegönnt, er schwebte über die sieben Linden bei Stetten, den Blick nach dem gestirnten Himmelszelt gehoben, das ihm noch nie so strahlend gedünkt, das er noch nie so lange, so sehnsuchtsvoll betrachtet hatte. Ihm war heute wohler, als seit Jahrhunderten, er nahm Theil an den Menschen und an ihrem Glück, und das Bewußtsein war ihm beruhigend, sein wildes Gemüth zum erstenmale bezähmt zu haben, als er den Wunsch, Melac zur Rettung Magdalenens zu vernichten, in sich unterdrückt hatte; dies verbreitete eine stille Heiterkeit über ihn. Von dem Himmelsdome wandte er jetzt den Blick nach dem alten Schlosse, schwebte dann herab, doch ihm nahen durfte er nicht. Das Kreuz am Eingange hielt Wacht, die heilige Kapelle im Innern

duldete den Verſtoßenen nicht, er blieb in der Ferne und wartete auf Mathilde, nach der ſeine Sehnſucht heute ſtärker war als je. Sie ſäumte auch nicht lange, bald ſah er ſie, ſo wie es ihm ſchien, in lichterem Glanze als je, über das Schloß zu ihm herniederſchweben, und Heiterkeit umſtrahlte ihr ſonſt ſo ſchmerzenvolles, bleiches Antlitz.

„Sei mir gegrüßt!“ rief ſie ihm entgegen: „Sei mir gegrüßt in dieſer ſternenhellen Nacht! Haſt du ihm begegnet?“

„Ich habe dem Wilden gegenüber geſtanden!“

„Und ihn zermalmt?“ fragte ſie beſorgt.

„Ich vermochte es nicht! Eine Stimme rief mir zu: Ueberlaß ihn ſeinem Richter! Und obgleich die Stimme mir unbekannt war, folgte ich ihr doch, und ertrug ſeinen Hohn — Zwar iſt nun Magdalene nicht gerettet —“

„Gott wird ſie ſchützen!“ fiel ihm Mathilde beruhigend in die Rede — „Ich habe ihr leiſe zugeflüſtert, den entſcheidenden Augenblick von Allem, was ihr begegnen möchte, bis auf die Stunde der Mitternacht zu verſchieben, wo ich zu ihrem Schutze bereit ſein werde. Morgen geht ſie nach Eßlingen, den Vater zu retten — Gott möge ihr einen Engel ſenden, der ſie, während wir ſchlummern, beſchütze. —

„Als der Schlaf ſich wieder auf Magdalenens mattgeweinte Augen ſenkte,“ fuhr Mathilde fort, „ſchwebte ich über den Schloßhof, da zog es mich nach einem *Thurm, in welchem* eine Wendeltreppe ſich aufwärts

ſchlängelt, aber ich hob mich nicht hinauf. Ich fand eine offene Thüre, dahin zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ich trat ein, und — o mein Otto! fühle mein Entzücken, ich ſtand in einer heiligen Kapelle, die Sünderin durfte in das Haus Gottes eingehen, niederknieen vor dem Altar des Höchſten, um Barmherzigkeit flehen! Und als ich mein Gebet beendet, vernahm ich ein leiſes Gemurmel über mir, ich ſchwebte aufwärts und hörte nun deutlich das Gebet eines Engels — „Herr!“ ſprach er: „Sende deinen Engel aus, die Unglückliche zu ſchützen, vergib ihr ihre Schuld, lege die Barmherzigkeit auf deine ſtrenge Wage und ſei der Sünderin gnädig; denn, Herr, deine Güte reicht ſo weit, als die Wolken ziehen, und ewig, wie deine Macht, iſt auch deine Barmherzigkeit. Die Pforten deines Hauſes ſtehen jedem verlornen Sohne und dem reuigen Sünder offen; deine ewige Liebe verſchließt ſie nicht für ewig, ſelbſt nicht dem Verdammten. Du biſt der Gott der Liebe und des Erbarmens, ſei allen Sündern gnädig und barmherzig!“

Der Engel ſchwieg. Mein Gott, daß er auch uns die Pforten des Vaterhauſes nicht verſchließen möge, ſtieg auf zu Gott. Es iſt erhört, ich ſandt es ja dem Gott der ewigen Liebe.

„Sieh den Himmel, wie ſternenklar!“ ſagte jetzt der Ritter von Rodenſtein: „Mich treibt es nicht heimwärts, ich möchte aufwärts ſchweben, immer höher und höher — Aber horch! Rauſcht es nicht hinter uns, und treibt es dich nicht vorwärts? Es iſt unſer finſteres Verhängniß, noch dürfen wir nicht den Sternen entge-

gen, — hinab zieht es uns in die Gruft. — Mich dünkt, ich höre das Krähen des Hahns, die Luft wird ſchneidend — Auf, auf, Mathilde! — Nur das Grab ſteht uns offen, die Pforten des Vaterhauſes ſind noch verſchloſſen — fort, fort! — der nahende Morgen treibt mich hin!

Auf den Flügeln des Sturmes ſchwebte er fort; ſie folgte ihm.

Es war am frühen Morgen, als es leiſe an die Thüre der Priorin klopfte; eine Laienſchweſter öffnete ſie und Magdalene trat ein. Die Kloſterfrau empfing ſie mit offenen Armen, und drückte ſie, wie es ſchien, mit Inbrunſt an ſich. „Gelobt ſei Gott, daß ich dich hier ſehe!“ ſprach ſie, einen Kuß auf des Mädchens Stirne drückend.

„Heilige Frau!“ ſagte Magdalene, nachdem ſie ſich in etwas erholt hatte, „ich komme, Euch in wichtiger Angelegenheit um Rath zu fragen. Ihr ſchriebet mir, ich allein könne den Vater retten, ſagt mir, ſagt, auf welche Weiſe könnt' ich das? — Rathet mir!“

„Mein Kind!“ begann die Priorin, doch in etwas verlegen: „Mannigfaltig ſind die Wege, auf welchen der Herr die Seinen führt; der Eine gelangt auf ebenem, gebahnten Pfade zum Ziel, der Andere muß über Klippen und Dornen wallfahrten, bis er das Ferne erreicht: *Oft muß der* Leib untergehen, um die Seele zu retten,

oft iſt das, was dem umflorten Aug' als Sünde erſcheint, dem Auge Gottes Tugend. Geprieſen ſeiſt du, Magdalene Hegelin, daß dich der Herr zur Märtyrin erkor!"

„Ja heilige Mutter!" unterbrach ſie Magdalene: „Gelobet ſei Gott, daß ich den Märtyrtod ſterben darf!"

„Den Märtyrtod?" rief die Priorin: „Dafür bewahre dich der Herr, du opferſt deinen Leib für edlen Zweck; retteſt deine Seele, denn die Entweihte findet in den ſtillen Mauern unſres Kloſters Vergebung ihrer Sünde, und mit dem Schleier, der ſie deckt, umſtrahlt ſie eine ſchönere, heiligere Glorie, als die der irdiſchen Tugend! — Geh hin, meine Tochter, rette deinen Vater, rette die Stadt, und gehe dann ein in den Schoos der Alles verſöhnenden Kirche."

Starr, faſt leblos ſah Magdalene auf die Priorin. — „Verſtehe ich Euch recht," ſagte ſie, von unnennbarem Schmerz ergriffen. „Entweiht ſoll ich in Eure Mauern fliehen, entweiht ſoll ich ihm dort begegnen, ſeiner unwerth den Geliebten dort begrüßen? Verſtand ich Euch recht?"

„Mein Kind, nicht das Mittel, der Zweck heiligt die That!" — ſagte die Priorin. „Das Glück Tauſender, das Leben deines Vaters erhältſt du, opferſt nur Irdiſches, und gewinnſt das ewige Heil!"

„Nur Irdiſches?" rief das Mädchen und hohe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz: „Die Tugend iſt des Menſchen himmliſche Mitgift, ſie verlangt Gott nie zum Opfer! — Lebt wohl! Nun glaub ich, Euch ganz zu verſtehen!" Sie verließ die Priorin und eilte ihrem

Ziele zu. Der Schleier war vor ihren Augen gesunken, ein reines Licht leuchtete ihr hell, und freundlich schwebte das Bild der frommen Fürstin ihr zur Seite, die für sie zu Gott gefleht, und deren Gebet Mathilde für das Gebet eines Engels gehalten hatte.

Unruhig schritt Melac in dem kleinen Stübchen auf und ab, das er in dem abgelegenen Häuschen auf dem Hofe der Burg jetzt bewohnte. Er hatte die Nacht durchwacht, bald hatte ihn die Unruhe aus dem Bette getrieben, bald der Unmuth ihn wieder hinein gejagt. Er war unzufrieden mit sich, daß er eines drückenden Gefühls nicht Herr werden, nicht die Erinnerungen jener Nacht verscheuchen konnte, daß der wilde Muth nicht alles übertäubte, und er immer noch die Worte des wilden Jägers zu hören glaubte; er schämte sich, daß die fratzenhaften Gestalten seinen Unglauben an die Fortdauer nach dem Tode erschüttern, seinen frechen Muth wankend machen konnten. Jetzt beschloß er, mit keckem Hohn dem Schicksal entgegen zu treten, dann fragte er sich wider Willen, ob es wohl noch Zeit sei, umzukehren auf der so lang durchirrten Bahn, und rief Constant, der ihn jedoch durch seine Ermahnungen bald langweilte. Zu sehr gewöhnt, mit trotzigem Muthe dem Schicksal entgegen zu gehen, den Tod, als das Ende seines Seins zu betrachten, waren die reuigen Gedanken, nur vorüberfliegende Fieberschauer, und ehe der Tag graute, war

Melac, der wilde, Gott verleugnende Mann, wieder der Alte, der trotz Himmel und Hölle, mit frecher Beharrlichkeit den einmal betretenen Weg, wo möglich noch wilder, zu verfolgen beſchloß.

Schon war ſein Morgentrunk hinunter gejagt, ſchon der zweite Becher geleert und der Befehl gegeben, daß, wenn Magdalene bis Mittag nicht erſcheine, Benedikt die erſten Grade der Tortur erleiden und, bis er das Mädchen zur Stelle ſchaffe, damit fortgefahren werden ſollte, als er Conſtant Wein zu bringen befahl, um ſeinen Unmuth hinunter zu ſpülen.

„Auch das Gewiſſen?“ brummte Conſtant vor ſich hin und ging, Wein zu holen. Als er nun über den Burghof dem Keller zuhinkte, ſah er ein Mädchen mit eiligen Schritten die hohen Stufen längs der Mauer, welche die Stadt mit der Burg verbindet, herauf kommen. Wie erſchrack er, als er gewahrte, daß es Magdalene ſei. „Um Gottes und aller Heiligen willen!“ rief er ihr entgegen. „Wie kommt Ihr hierher, wie wagt Ihr Euch unter lauter Kriegsvolk in dies Sodom und Gomorra?“ —

„Führt mich zu dem General, Herr Conſtant!“ bat Magdalene, tief Athem holend.

„Ruht Euch nur einen Augenblick aus,“ erwiederte Conſtant. „Ihr ſeid ja ganz auſſer Athem. Aber bei St. Georg, ſagt mir, was Ihr da oben wollt, Ihr rennt ja in Euer Verderben?“

„Den Vater muß ich retten!“ erwiederte ſie gelaſſen, „führt mich nur zu Melac.“

„Jungfer!“ ſagte der alte Reiter kopfſchüttelnd. „Kennt Ihr die Euch drohende Gefahr nicht, oder wollt Ihr ſie nicht kennen?“

„Ich kenne ſie, ehrlicher Freund!“ ſagte Magdalene mit heiterer Ruhe. — „Nur geleitet mich zu ihm!“ — Unten in der Stadt vernahm ich, ſie hätten die Marterwerkzeuge ſchon in das Gefängniß gebracht; darum hin zu ihm!“ Sie riß den Alten mit ſich fort.

„Geduldet Euch nur einen Augenblick,“ bat Conſtant, als ſie jetzt vor Melac's Zimmer hielten, „nur einen Augenblick —“

Er ging hinein. „Herr!“ ſagte er, am ganzen Leibe zitternd. „Ich trete vor Euch im Namen des barmherzigen Gottes und flehe um Menſchlichkeit! Drauſſen ſteht Magdalene Hegelin!“

„Magdalene!“ rief Melac. „Laß ſie herein!“

„Erſt verſprecht mir —“

„Scher' dich zum Teufel, alter läſtiger Narr!“ rief er, die Thür aufreißend. „Nur herein, Magdalene!“ Das Mädchen trat ein. — Conſtant wollte bleiben. „Fort!“ befahl ihm der General; er mußte gehorchen.

„Herr!“ ſagte das Mädchen, von Melac mit glühenden Augen betrachtet. „Ich komme, Euch um das Leben meines Vaters zu bitten. — Seid menſchlich! —“

Melac erwiederte nichts, ſein Auge ſchwelgte in Magdalenens Reizen.

„Herr!“ fuhr ſie fort und ſtürzte zu ſeinen Füßen. „Erwartet Ihr einſt Erbarmen von Gott, ſo erbarmt *Euch meines* Vaters! — Stellt einen Preis, was wir

haben, Hab und Gut, alles nehmt, nur laßt mir den Vater. — Seid menſchlich!“

„Nur für einen Preis iſt er zu retten, und der Preis biſt du!“ erwiederte Melac mit teufliſchem Lächeln, bog ſich zu ihr nieder, hob ſie auf und ſchloß ſie ſchonungslos in ſeine Arme.

„Rührt mich nicht an!“ rief ſie, ihn zurückſtoßend. „Noch bin ich Euch nicht verfallen! Rührt mich nicht an!“ wiederholte ſie und ihre Hand faßte nach dem verborgenen Dolch. „Es gibt Augenblicke, wo die Verzweiflung auch dem Schwachen Kraft gibt, und ein ſolcher Augenblick brächte Euch um Eure Beute.“

Melac, von dieſem unerwarteten Muthe des Mädchens überraſcht, trat einen Schritt zurück.

„Noch einmal will ich bitten, General!“ rief ſie verzweiflungsvoll. „Bei dem Schmerzenstode unſers Heilandes, bei der Stunde Eures Todes, bei der Stunde des Weltgerichts flehe ich zu Euch, gebt meinen Vater frei!“ — Melac ſchwieg. „Noch einmal frage ich Euch, General, iſt kein Erbarmen in Eurer Bruſt, muß der Vater ſterben? —“

„Wenn du ihn nicht retteſt, ſchönes Mädchen, noch heute!“ erwiederte er kalt.

„Nun, ſo vergebe mir Gott, ich muß! — Jetzt,“ ſagte ſie ſtolz, „jetzt laßt uns unſern Handel abſchließen, kalt und ruhig. Gebt Ihr meinem Vater die Freiheit, ſchwört Ihr mir bei Allem, was Euch heilig iſt, bei Gott und Eurer Soldaten-Ehre, daß Ihr meine Vaterſtadt ſchonen, ſie nicht plündern, nicht den Flammen preis

geben, sie mild behandeln wollt, so übergebe ich Euch meinen Leib und — meine Seele!" setzte sie zusammenschauernd hinzu.

„Euer Vater sei frei, die Stadt werde verschont, den Schwur leiste ich und werde ihn halten!" rief Melac entzückt. „Und nun Liebchen —"

„Rührt mich nicht an!" sagte sie nochmals ernst, und trat stolz zurück. „Eher würde ich mich selbst vernichten, als jetzt die Eure werden. Was ich thun soll, ist ein finsteres Werk, und gehört nur der Nacht und ihrem Dunkel an. — Ich muß beten und beichten, Abschied nehmen von Vater und Mutter und meinen Gespielen, muß zu meinem Gott flehen, und dies muß ich mit reinem Herzen und kann es nur unentweiht. — Mein Vater hat einen Weinberg nicht weit von hier auf der Höhe, Serach nennt man den Ort — ein kleines Häuschen werdet Ihr dort finden und ein freies Plätzchen davor, wo ich oft gesessen und nach dem Frauenthurm und der Burg geblickt und mich der herrlichen Natur und meiner unschuldsvollen Jugend gefreut habe — dort auf diesem Freudenplatze meiner frühern Tage, dort sollt Ihr mich finden — dort will ich die Eure sein!" —

„Und warum nicht hier, warum dort, fern von der Stadt?"

„Wo die Blume aufblühte, wo sie in Jugendfrische prangte, will sie nicht entblättert welken."

„Hm!" unterbrach sie Melac nachdenkend.

„Oder fürchtet Ihr, mit einem Mädchen dort in

der Einſamkeit allein zu ſein, wo Eure Soldaten Euch nicht ſchützen, Eure Trabanten Euch nicht umgeben können?" — Nehmt ſie mit, ſtellt Wachen aus, laßt mich, von Soldaten begleitet, zu Euch führen, mir gleichviel; aber nur auf Serach — das ſchwöre ich bei dem allmächtigen Gott — opfere ich mich Euch; ſonſt nirgends!"

„Ein ſonderbares Verlangen," ſagte Melac ſpöttiſch lachend. „Biſt ſchon in meiner Gewalt, und willſt mir noch Zeit und Ort beſtimmen? Doch dieſe Sonderbarkeit hat den Reiz der Neuheit für mich. — Und ſo ſei's! — Alſo auf Serach! — Doch warne ich dich, ſpare jede Liſt, du bleibſt von dieſem Augenblick, bis ich dich an dem beſtimmten Orte treffe, von Soldaten umgeben. Dein Vater wird zwar noch in dieſer Stunde das Gefängniß verlaſſen, aber in ſeinem Hauſe ſtreng bewacht werden. Täuſcheſt du mich, ſo laſſe ich zünden und plündern und es iſt um Euch geſchehen — dann werde die Beute eines gemeinen Reiters."

„Sorgt nicht!" ſagte Magdalene mit feierlichem Tone. „Wenn die Glocke des Frauenthurmes Zwölfe ſchlägt, wenn ihr letzter Schlag verhallt iſt, ſteht das Opferlamm bekränzt vor Euch. — Thut dann, was Euch recht dünkt!"

Bei dieſen Worten ſchrack Melac zuſammen, er gedachte des wilden Jägers. — „Warum wählſt du die Stunde der Mitternacht?" ſagte er finſter. „Warum willſt du meine Ungeduld ſo lange zügeln?"

„So war es mir befohlen," erwiederte ſie.

„Und wer gab dieſen Befehl?" fragte Melac geſpannt.

„Nehmt den Fluch zurück," sprach sie vor ihm niederknieend. „Segnet den Tag, daß er uns heilbringend werde."

„Der Herr segne dein Vorhaben und beschütze dich," sprach er feierlich, „denn dir steht Furchtbares bevor! Aber was es auch sei, das dich treffen könnte, so möge es dich in der Tugend stärken, daß du, eine Reine, eingehen mögest in dein Vaterhaus, hier oder dort! Und nun berichte mir, Magdalene, wie sich Alles begeben, und wodurch du meine Bande gelöst."

Sie erzählte ihm nun alles, was seit seiner Verhaftung vorgegangen, verschwieg ihm nichts, selbst das nicht, was zwischen ihr und der Priorin vorgefallen war. Er dankte im Stillen der edlen Herzogin für die mütterliche Liebe und die guten Lehren und Vermahnungen, die sie seinem Kinde gegeben hatte, die Priorin erwähnte er nicht. Und als ihm Magdalene von dem wilden Jäger berichtete, und ihm sagte, daß in vergangener Nacht die Schwester ihr wieder erschienen sei, und mit ihr gar freundlich gesprochen und ihr befohlen habe, die Entscheidung von Allem, was ihr noch heute begegnen könne, bis zur Mitternachtsstunde aufzuschieben, sie wolle ihr dann zur Hilfe wieder erscheinen, erheiterte sich des Alten Gesicht und er sagte mit Zuversicht: „Nun verläßt mich die Hoffnung nicht ganz!" Hierauf winkte er ihr, ihm in die Kammer zu folgen.

„Was aber willst du beginnen?" fragte er hier. „Wenn du bei Melac bist? Wie willst du dem Wüst*ling entgehen?*"

„Noch weiß ich es nicht, Euch zu ſagen, „erwiederte ſie — „Es ſchwebt mir nur dunkel vor —“

„Magdalene!“ ſagte der Vater leiſe: „Es könnte dir der Dolch entwunden werden, ſolche Böſewichter ſind auf alle Fälle gefaßt, hier haſt du noch eine Waffe, die eben ſo ſicher trifft. Es iſt ſchnell tödtendes Gift, nur ein paar Tropfen, und die Lebensflamme verliſcht, gebrauch' es nur in äußerſter Noth, und nun bereite dich zum Tode, er könnte dich, ehe der Morgen graut, ereilen, und er darf dich nicht unvorbereitet treffen. Der Mutter verſchweig Alles, ſie könnte ſich nicht faſſen, verginge vor Angſt und verrieth es vielleicht gar ihrer Schweſter, und dann wäreſt du verloren. Wir beide wollen noch den Tag mit einander verbringen, ernſt und gefaßt, als ſei es der letzte!“

Der Tag verging auch in ernſten Betrachtungen, der Abend kam, ſchon ſchlug die zehnte Stunde, da ließ Benedikt die Tochter allein, daß ſie ihr Herz noch einmal in der Einſamkeit zu Gott erheben, und ſich dann gleich einem Opferlamm ſchmücken könne; denn ſo wollte ſie es. Er ſelbſt ging hinunter in ſeine Stube, wo er den ganzen Tag über nicht geweſen, und während die Soldaten, denen er zur Bewachung übergeben war, zechten und jubelten, ſtand er dort mit beklommenem Herzen, ſchloß den Wandſchrank auf und holte den kleinen Becher heraus, aus welchem er zu trinken pflegte. Da rollte ihm des Pater Ambroſius Pergament entgegen und unwillkürlich ſchauderte er zuſammen, als er es wieder auf ſeinen Platz legte. Er gedachte der nächtlichen Erſchei-

nung Magdalenens, und ſtärker, als je, wurde der Glaube, es ſei Mathilde Hegelin, die ihr erſchienen ſei und die auch heute ſie nicht verlaſſen würde. Er füllte ſich nun den kleinen Becher, aber der Wein wollte ihm nicht munden, er ſchob ihn von ſich und verſank in Gedanken. Da öffnete ſich die Thüre, der Kopf des Stadtſchreibers lugte herein. „Seid Ihr allein, Gevatter?“ fragte er freundlich und trat näher. „Ich komme, Euch Glück zu wünſchen; Euer Name, der Name Eurer herrlichen, heroiſchen Tochter, der Jungfer Magdalene, tönt durch die ganze Stadt — Jedermann weiß, daß ſie ſich für das Wohl der Stadt und für die Erhaltung Eures Lebens opfern wird, oder vielleicht ſchon geopfert hat. Nehmt meinen Glückwunſch!“

Benedikt war ſtarr vor Staunen und Entſetzen, er blickte den Mann unverwandt an, der ſolchen Glückwunſch wagen konnte, ſein Zorn fand nicht Worte. Dies Schweigen ermuthigte den Stadtſchreiber, der ohne die zechende Wache im Nebenzimmer wohl ſchwerlich gewagt haben würde, dieſen Triumph über ſeinen Feind zu feiern. „Ja freilich!“ begann er von neuem, „kann ich es Euch nun nicht verdenken, daß Ihr meinen Sohn als Eidam ausgeſchlagen habt, da Ihr morgen einen ſo vornehmen, allgewaltigen Mann als ſolchen begrüßen könnt. —“

„Elender!“ fuhr Benedikt auf und packte den Stadtſchreiber mit kräftiger Fauſt ſo feſt bei der Gurgel, daß er nicht aufſchreien konnte. „Schändlicher Kuppler, ſieh, ich erwürge dich, wenn meinem Kinde ein Haar ge*krümmt wird*. Aus dieſem Hauſe kommſt du nicht, bis

meine Tochter zurückgekehrt ist; ich schleppe dich in den Keller, und schlage dir dort das Hirn ein, tritt mein Kind entehrt in mein Haus!" Er hob den Erbärmlichen, der nur noch röcheln, nicht schreien konnte, und wollte ihn eben zur Thüre hinaus nach dem Keller schleppen, als ein Offizier hereintrat, der den Stadtschreiber aufsuchte und ihn in diesem jammervollen Zustande fand, aus dem er ihn schnell befreite. „Ich soll Euch sogleich zu dem General führen," sagte der Offizier zu dem Halbtodten, nachdem er Benedikt der Wache zur besondern Aufsicht übergeben hatte. „Folgt mir!" Der Stadtschreiber, froh, aus Benedikts Händen gerettet zu sein, folgte ihm mit freudigem Herzen nach der Burg.

Hier fand er Melac beim Becher allein sitzend. „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth!" rief ihm dieser entgegen: „Deshalb sollt Ihr mich auch nach Serach führen; weiß doch überdies Niemand von meinen Leuten den Weg nach diesem Zauberschlosse. Dort sollt Ihr Zeuge meines Glücks bei Magdalenen sein; und da Ihr so redlich Wort gehalten, will ich auch morgen mit der Stadt wegen der Contribution handeln lassen — Kommt, die Pferde stehen jenseits des Grabens bereit, für Euch steht ein Maulesel gesattelt."

„Schon jetzt?" fragte der Stadtschreiber verwundert.

„Ich habe meine Gründe, warum ich so früh reite — Ihr braucht Euch übrigens nicht zu fürchten, für List oder Ueberfall ist gesorgt."

Zitternd, und dennoch freudig, folgte der Stadtschreiber. Der ganzen Stadt die Gewißheit geben zu können,

daß er selbst Magdalene in nächtlicher Stunde bei Melac gesehen, war ihm, trotz der Lehre, die er so eben von Benedikt erhalten hatte, ein zu großer Triumph.

Von Fackeln geleuchtet machten sie sich auf den Weg. Melac jagte nicht wie sonst den Berg hinauf, sein stolzer Neapolitaner schritt heute langsam, und gab Constant, der den General allein begleitete, sattsam Gelegenheit, seinen Unmuth in heimlichen Verwünschungen, besonders über den Stadtschreiber, auszulassen, den er, und mit Recht, als den Stifter all dieses Unglücks ansah. So kamen sie, Melac mit lüsternen Erwartungen, der Stadtschreiber zwischen Furcht und Schadenfreude, Constant den Tag verwünschend, auf Serach an.

Sie fanden dort Alles zu ihrem Empfange bereit. In den kleinen Zimmern brannten überall Kerzen, auf dem Tische standen Becher und gefüllte Kannen, und man hätte glauben sollen, die Freude wolle hier einkehren, nicht der Gram. „Seht doch, gnädiger Herr!" sagte der Stadtschreiber höhnisch: „Wie Jungfer Magdalene Küch' und Keller zu Euerm Empfange geöffnet und alles so feierlich geordnet hat, daß man meinen sollte, sie erwarte ihren Bräutigam."

„Nun, ist dem nicht so?" erwiederte Melac, einen Becher füllend — „Setzt Euch, Stadtschreiber, wir wollen auf des Bräutchens Gesundheit trinken, bis sie kommt. — Wir werden zwar noch lange warten müssen, denn sie wollte erst um Mitternacht hier sein."

„Und weßhalb, gnädiger Herr, seid Ihr so früh *hierher geritten*?" fragte der Stadtschreiber mit hämischen

Lächeln — Melac antwortete ihm nicht — „Mir kam es sehr gelegen," fuhr jener fort, „denn wenn die eilfte Stunde geschlagen hat, ist hier herum der Teufel immer los und es beginnt die wilde Jagd, und um alles in der Welt möchte ich da nicht im Freien ihr begegnen." Er sah bei diesen Worten scharf auf Melac, der unmuthig den Becher hinsetzte und statt Antwort ihm ein barsches „Trinkt nur!" zurief.

Als die verhängnißvolle eilfte Stunde schlug, sank Magdalene ihrer Mutter um den Hals, welche den Blick gen Himmel richtend, keine Worte fand, ihr ein Lebewohl zu sagen. Immer fester schloß sie ihr Kind an sich, bis endlich Benedikt sagte: „Ende Mutter! Gott wird sie nicht verlassen!" Magdalene riß sich nun aus der Mutter Armen, reichte der Muhme die Hand und sagte zu dieser kalt: „Ich vergebe Euch und der Priorin!" — dann wandte sie sich zum Vater: „Kommt Vater," sprach sie, „Kommt!"

„Ich darf dich nicht begleiten," erwiederte Benedikt. „Für mich ist mein Haus verschlossen, ich bin hier Gefangener, die Magd wird mit dir gehen."

„Das ist hart!" sagte Magdalene. „Nun, wie Gott will! — Ist der Küster benachrichtigt? Wird die Kirche offen sein?" —

Ein schmerzliches „Ja!" entwand sich der Vaterbrust.

„Lebt wohl, Mutter, schließt mich in Euer Gebet!"

rief ſie dann, ergriff des Vaters Hand und zog ihn mit ſich fort. Als ſie draußen waren, ſank ſie vor ihm nieder. „Sollte ich Euch nicht wieder ſehen, Vater," ſagte ſie leiſe, damit es die weinende Mutter nicht hören ſollte, „ſo lebt wohl! verzeiht mir, wenn ich je gefehlt, Euch je betrübt habe, und gebt mir Euern Segen, daß er mich ſtärke und mich noch jenſeits hinüber begleite!"

Benedikt legte ſeine zitternde Hand auf Magdalenens Stirn — Er wollte reden, aber der Schmerz überwältigte ihn. „Der Herr ſei dir gnädig und barmherzig!" rief er endlich, ſchloß ſein Kind in die Arme, „Lebwohl!" ſagte er dann und eilte ſchnell zurück.

Magdalene ging jetzt, von der Magd begleitet, der nahegelegenen Dyoniſius Kirche zu. Der Küſter erwartete ſie ſchon, ließ ſie ein und blieb unter dem gewölbten Eingang ſtehen, während Magdalene, vom Mondenlicht geleuchtet, in ihren Betſtuhl trat. Hier, wo ſie ſich ſo oft zu Gott gewendet, warf ſie ſich in frommer Andacht nieder. Schon hatten die Glocken das erſte Viertel verkündet, ſchon hallte das zweite feierlich durch die hohen Räume der Kirche, und mahnten Magdalene, daß ſie der Entſcheidung ihres Schickſals entgegen gehen müſſe, als ſie aus der Tiefe ihres Herzens ausrief: „Herr, erbarme dich meiner! — Vergib mir, daß ich im Glauben wankte und nicht feſthielt an dem kindlichen Vertrauen, das ſich ohne Fürſprecher zu ſeinem Vater wendet. Gib mir Muth und Kraft zum Vollbringen, und wenn auch mein Thun nicht das rechte ſein ſollte, ſo *vergib mir meine* Schuld, denn ich glaube recht zu thun.

— Stärke mich, Gott!" Sie erhob ſich, ſchritt der Pforte zu, drückte dem alten Küſter dankend die Hand und verließ die Kirche. Als ſie auf dem Marktplatz ſtand, warf ſie noch einen Blick auf das Vaterhaus und begann nun, von Soldaten in einiger Entfernung gefolgt, ihren ernſten Weg.

Als ſie ſich aus dem Hohlwege rechts nach dem kleinen Winzerhäuschen wandte, von wo der Fußweg durch Obſtpflanzungen und Weinberge die Höhe hinauf nach Serach führt, ſah ſie noch Licht in einem kleinen Häuschen. Sie blickte durch das Fenſter und ſah bei dem Schein einer düſtern Lampe eine junge, ihr wohlbekannte Frau, die Spindel in der Hand, arbeiten und den Schlummer ihres Kindes bewachen. „Weß Auge wird jetzt wachen?" ſeufzte ſie auf, wandte ihr Auge weg und ſchritt, eine Verlaſſene, Hilfloſe die Höhe hinauf. Da vernahm ſie die drei Schläge der Frauenglocke und ſchauderte zuſammen. Wenn ſie noch einmal tönten, die Zeit ſie noch einmal mahnte, war es Mitternacht und ſie ſtand am Ziele. — Je höher ſie jetzt ſtieg, deſto langſamer, deſto wankender ward ihr Schritt, ſie fürchtete, vor der beſtimmten Stunde zu kommen, und als ſie das Häuschen mit ſeinen erhellten Fenſtern durch die beſchneiten Bäume ſchimmern ſah, zog ſie den ſchon gehobenen Fuß zurück, kalter Schauer ſchüttelte ſie, aber ihr Muth verließ ſie dennoch nicht. Sie wandte ſich noch einmal, die Vaterſtadt zu ſchauen, und ihr Schmerz ſollte noch einmal Thränen finden; denn als ſie die Burg, die Thürme, die grauen Dächer ihrer Heimath,

vom Mondenlicht erhellt, vor sich liegen sah, streckte sie zum Lebewohl die Arme nach ihr und weinte bitterlich. — Da hallte die Stunde der Mitternacht — „Vater im Himmel!“ rief sie nun, „steh mir bei!“ Ihr Thränenquell versiegte und sie ging mit raschem Schritte dem Hause zu. Auf dem freien Platze hielt Constant mit den Pferden, sie grüßte ihn, er dankte, faßte ihre Hand und drückte sie schweigend an seine Lippen. Jetzt stand sie vor der offenen Thüre, trat ein, ihr Herz klopfte gewaltig, ihre Brust wollte zerspringen, aber muthig schritt sie die schmale Treppe hinauf, wo ihr schon die laute Stimme Melac's entgegen schallte, und als sie die Thüre öffnete, wehte es sie so eisig und todtenhaft an, als träte sie in ein Grabgewölbe.

„Nun packt Euch fort, Stadtschreiber!“ rief Melac, als er das Mädchen erblickte, und schob den Schurken unsanft nach der Thür, der einen teuflisch-lächelnden Blick auf Magdalene werfend, an ihr vorbei schlich — „Willkommen Liebchen!“ rief Melac ihr entgegen tretend, „Willkommen, du ließest lange auf dich warten.“

„Habt Ihr noch kein Erbarmen mit einer Unglücklichen?“ bat sie, den Frechen abwehrend.

„Keines!“ rief er wildauflachend. „Du bist zu schön, zu lockend, um Mitleid für dich fühlen zu können.“ Dies sagend, umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell *lachte er auf* — „Das war verfehlt, Jungfer!“ rief er

höhniſch, und ehe ſie den Dolch in die eigene Bruſt ſtoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden.

„Ziere dich nun nicht länger, Liebchen!“ rief er, ſie feſt umſchlungen haltend. „Was ſoll das Gaukelſpiel, ergib dich in dein Schickſal, denn nun biſt du mein, trotz Himmel und Hölle!“

„Sie iſt nicht dein!“ rief eine furchtbare Stimme, und vor ihm ſtand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberraſcht ließ Melac die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe ſtehende Ruhebett ſank.

„Truggeſtalt der Hölle!“ rief er: „Du wagſt es, mich in meiner Luſt zu ſtören! Fort!“ Er hob den Dolch, den er noch in ſeiner Rechten hielt, aber von der Geiſtergeſtalt berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, ſie hatte die Kraft verloren — „Ha!“ rief Melac von Wuth entbrannt, dem immer noch ernſt vor ihm Stehenden zu: „Du hoffſt, mich mit deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Du irrſt, Ohnmächtiger! Es gibt ja, wie du mir ſelbſt geſagt, einen Stärkern als du, in deſſen Schutz ich ſtehe, nun ſo rufe ich ihn, ruf' den Teufel an, mir zu helfen!“

„Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unſchuld!“ ſprach der Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel ſtreckend. „Es iſt Gericht gehalten über dich! Du biſt verdammt.“

„Verdammt!“ rief Melac, ſein Haar ſträubte ſich empor, ſein Auge erglühte wie Flammen und ſuchte umher, ob ſich keiner zu ſeiner Hülfe nahe. Niemand erſchien, aber ſein Erſtarren war vorüber. „Ha! ich fühle

ja wieder die alte Macht und den alten Willen," jauchzte er auf. „Nun, wenn keiner mir zur Hülfe naht und ich verdammt sein soll, will ich es auch sein! — Rette sie, wenn du es vermagst!" rief er in wilder Verzweiflung, stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht, die Treppe hinunter, riß den Zügel des Rappen aus Constants Händen, schwang sich fluchend auf das Roß und jagte davon.

Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd — Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melac drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde durchsaust, den blutigen Dolch hoch in seiner Rechten, den Rappen spornte, der in hohen Bogensätzen über Stock und Stein dahin flog. Immer noch trieb er den Schnaubenden vorwärts, Schrecken und Furcht jagte ihn, er wollte der wilden Jagd, wollte seinem Geschick entfliehen. Der Sturmwind brauste ihm entgegen, doch achtete er ihn nicht; der Schnee wirbelte sich in Säulen empor und sperrte ihm den Weg, er sprengte hindurch. Immer näher und näher kam die Jagd, schon vernahm er das Schnaufen der Rosse, schon hörte er das Rasseln des Todes dicht hinter sich, schon fühlte er die eisige Hand in seinem Nacken, da drückte er verzweiflungsvoll dem Rosse die Sporen tief in die Weichen, es hob sich noch einmal, setzte über den hohlen Weg, der vor ihnen lag und stürzte zusammen. — Roß und Reiter lagen zu

Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinsend weiter.

Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte sich unter seinem Rosse nicht mehr, der Rappe lag todt auf seinem Herrn, dessen Sand verronnen war. Als aber Hirsch und Eber über sie wegzogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreischende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erscholl, da sprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geister vernähme, mit Blitzesschnelle auf, fest saß der Reiter noch im Bügel. „Hussa! Hussa! mir nach!" rief er gebietend, der Rappe sprühte Flammen aus seinen Nüstern, und den blutigen Dolch schwingend, jagte Melac an der Spitze des hölliſchen Zuges dahin.

Niemand hat weiter von ihm gehört.

Als die wilde Jagd an Serach vorüber gezogen war, erhob sich Conſtant, der sich bei ihrem Heranzug niedergeworfen und gebetet hatte, und sah schaudernd nach der Gegend, wo sein Herr hingejagt war; nirgends sah er eine Spur. — Die Rosse waren verschwunden und alles still wie das Grab um ihn her; nur ein leises Winseln vernahm er in der Nähe, er eilte hin; es war der Stadtschreiber, der, von dem Rosse zertreten, seinen Geist aushauchte. Conſtant ließ ihn ohne Theilnahme liegen, ihn drängte sein Herz nach dem Hause hin. Dort fand er Magdalene auf dem Ruhebett liegen. Ein Kranz

wandten sich nach Osten, von woher die Töne kamen, die mit heiliger Ruhe sie erfüllten. Und hinter den Bergen ergraute die Nacht, der Tag sandte seine bleichen Strahlen, die Wipfel der Bäume traten hervor, und zwischen ihnen erglühte die Morgenröthe im rosigen Schimmer hindurch.

Bei ihrem Anblicke sanken sie anbetend nieder, jeder glühende Strahl ward ihnen zum Boten des Friedens — „Gott hat vergeben!“ rief er aus: Wir sehen sein heiliges Licht!

Flammend hob sich jetzt die goldene Scheibe, und sandte ihre Gluthen über die schlummernde Erde, die Töne verstummten, und ein heiliger Schauer durchbebte die Müden, als die Morgenluft sie anwehte, sie auf ihre Schwingen nahm, und an das offene Grab senkte. — Sie fanden es mit Palmenzweigen geschmückt, und blickten nicht mehr mit Schauder hinunter, nicht grausig erschien es ihnen mehr, es schien ihnen ein sanftes Ruhebette zu sein.

„Zieht es auch dich hinab, mein Geliebter?“ fragte Mathilde.

„Auch mich!“ erwiederte er, das Auge flehend gen Himmel erhoben — Da begannen Harfen zu ertönen, und eine Stimme, sanft, wie der Hauch eines Engels, hallte durch das himmlische Chor, und sie vernahmen die Worte des Trostes: „Die göttliche Liebe hat Erbarmen mit dem reuigen Sünder! Gehet ein zur ewigen Ruhe Ihr müden Leiber, gehet ein in das Vaterhaus ihr reuigen Seelen!“ — Und sie senkten sich Arm

in Arm in das Grab, legten die bleichen, müden Häupter auf die Palmen, und bald schlummerten sie ein. Da drückte der Engel des Friedens den Kuß der Vollendung auf ihre Lippen, und die Gräber schloßen sich über sie, bis zum Tage der Auferstehung.

Fürstenliebe.

Schilderungen aus den Zeiten des Herzog Karl von Württemberg.

Die Moosrose.

Es war noch früh am Tage, als Pauline in das Zimmer ihrer intimen Freundin Aurelie trat.

„Guten Morgen, Paulinchen!“ rief ihr diese freundlich entgegen. „Kömmst du endlich einmal wieder? Sei mir willkommen und setze dich! Ich habe dir viel vorzuplaudern. Ach, ich bin ja so glücklich, so überaus glücklich!“

Pauline warf Hut und Shawl auf das in der Ecke stehende Klavier und fragte fröhlich:

„Und welches Glück ist denn meiner Aurelie zu Theil geworden? Bist du etwa gar mit deiner Liebschaft im Reinen?“

„Du hast's errathen,“ rief freudig die Gefragte,

„Denk dir nur, ich werde schon morgen mit meinem *Wilhelm* Verlobung feiern.“

„Da gratulire ich dir von Herzen!“ ſagte Pauline, die Freundin umarmend. „Aber erzähle mir nur, wie iſt denn das ſo ſchnell gekommen? Deine Eltern haben dir ja immer ſo zugeſetzt, dem langweiligen Steuerdirektor Schmalzigaug oder dem griesgrämigen reichen Graubart Grundler deine Hand zu bieten, weil der Mann deines Herzens, Wilhelm Scheer, arm iſt und bisher wenige Ausſicht auf eine Anſtellung hatte.“

„Das iſt freilich wahr,“ entgegnete Aurelie; „ich und mein Wilhelm ſeufzten oft, wenn wir einen ſo unüberſteiglichen Wall von Hinderniſſen unſerer Verbindung im Wege ſtehen ſahen. Da traf es ſich, daß mein Geliebter vor einigen Tagen bei dem Kirchenrathsdirektor Wittleder ein Geſchäft zu beſorgen hatte. Dieſer fand Wohlgefallen an Wilhelm und hat ihn, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß er noch ohne Stellung ſei, ſogleich einen Platz bei der neugegründeten öffentlichen großen Bibliothek angetragen. Da nun Scheer einmal verſorgt war und er Hoffnung hegen durfte, noch höher zu ſteigen, wollten ſich meine guten Eltern, die mein Glück aufrichtig wünſchen, einer Verbindung mit ihm nicht mehr entgegenſetzen, und ſo bin ich denn jetzt eine glückliche Braut. Freilich hat die Audienz, welche wegen Wilhelms Anſtellung beim Miniſter Montmartin nöthig war, eine erkleckliche Summe gekoſtet.“

„Warum das?“ ſagte Pauline verwundert.

„Nun, du weißt ja,“ war die Antwort, „daß die Stellen jetzt alle verkauft werden. Mein Scheer muß für die ſeine 2500 fl. zahlen. Gott ſei Dank, meine

Eltern sind für diese Summe augenblicklich eingestanden, und so ist denn jetzt Alles im Reinen! Aber wo hast du denn die herrliche Moosrose her, die hier vor deinem Busen steckt?"

„O mit der hat es eine eigene Bewandtniß," sagte Pauline. „Verflossenen Mittwoch machte ich, von dem schönen Tage und der lauen Frühlingsluft angelockt, mit der kleinen Bertha, dem Töchterchen des Registrators Selger, meinen Lieblingsspaziergang in dem herzoglichen Lustgarten hinter dem neuen Schlosse. Während ich das Kind mit den verschiedenen Schönheiten des Gartens unterhalte und ihm die frühen-Blumen und Blüthen zeige, steht auf einmal ein wohlgekleideter Mann vor mir und überreicht mir schweigend eine zierliche, mit einem blauen Band umwundene Rolle von feinstem Rosenpapier. Als ich diese erstaunt und zögernd ergriffen, heftete er mir mit Blitzesschnelligkeit diese Moosrose vor die Brust. Ich war verwirrt und wußte nicht, was ich thun sollte. Ein Feuerstrahl aus seinem Auge, der meine Blicke zu Boden schlug, vermehrte noch meine Verlegenheit. Doch fühlte ich bald die Unschicklichkeit, Rolle und Rose anzunehmen, und wollte solche eben wieder zurückstellen, als der Geber verschwunden war. Zuerst schwebte mir der Gedanke vor, das Geschenk unvermerkt auf eine Ruhebank zu legen oder es heimlich auf den Weg fallen zu lassen, aber die Neugierde, das Erbstück von unserer guten Mutter Eva, besiegte meinen ersten Entschluß. Ich wollte sehen, was die Rolle enthielt. Zum Oeffnen boten mir die Anlagen nicht hinlänglich Sicherheit des Unbe-

merkbleibens, und ich eilte deßhalb, ohne meinen Spaziergang zu vollenden, nach Hause, wo ich die Rose alsbald in frisches Wasser stellte und das Papier öffnete. Denk dir nur, Aurelie, da fand ich ein kleines Gedicht mit feiner wunderzierlicher Schrift geschrieben. Ich las es ein, zwei, drei Mal durch und konnte es dann schon auswendig."

„Wie lauteten denn die Verse?" fragte Pauline lächelnd.

„O die gleichen einer vollständigen Liebeserklärung," antwortete Pauline. „Höre nur!"

Wohl manches Röslein seh' ich blühen,
Aus zartem Moose, lieblich mild;
Doch meiner Liebe selig Glühen
Erwecket nur dein Rosenbild.

Es ist dein reizend Bild, Pauline,
Das mich bei Tag und Nacht umschwebt.
Ob ich dich je für mich gewinne?
So frägt mein sehnend Herz und bebt.

O dürft' ich dich, du süße Rose,
Herzieh'n an meine heiße Brust,
Das schönste lachte mir der Loose,
Ich fühlte Paradiesesluft.

„Das nenn' ich einmal Liebesphantasie!" meinte Aurelie.

„Wie kann der Herr denn aber meinen Namen wissen?" fiel Pauline ein. „Ich hab' ihn nie gesehen. Ich möcht doch auch nur wissen, wer es gewesen ist!"

„Wie sah er denn aus?“ fragte Aurelie.

„O er hat mir gar nicht übel gefallen!“ entgegnete die Freundin. „Seine Gestalt war schlank und hoch, die Gesichtsbildung edel und offen. Seine Wangen deckte die frische blühende Farbe der Gesundheit. In den Bewegungen herrschte ein seltener Anstand; über sein ganzes Wesen war eine gewisse Würde ausgegossen und sein feuriges Auge schien das Befehlen gewohnt zu sein.“

„Du entwirfst ja ein recht interessantes Gemälde von deinem Ritter!“ lachte Aurelie. Aber bei Gott, wenn es am Ende gar der Herzog selber gewesen wäre?“

„Aber was fällt dir ein!“

„Nichts Unwahrscheinliches; der Herzog ist ein grosser Freund weiblicher Schönheit.“

„Dann wird er mit mir nichts zu thun haben wollen; denn ich bin wahrhaftig nicht schön.“

„O liebenswürdige Bescheidenheit! Du weißt recht gut, daß ich mit dir gar keinen Vergleich aushalten kann. Indeß Schönheit bei Seite! Es ist ganz richtig, daß der Herzog öfter ganz allein im Lustgarten promenirt, und sich nicht selten mit Personen, die ihm begegnen, unterhält.

„Bleib mir nur mit dem Herzog vom Leib!“ rief Pauline in komischem Zorne aus. „Was wird sich der mit Versen abgeben? Da ist es viel wahrscheinlicher, daß so irgend ein verliebter Poet seinem unwiderstehlichen Drange, die reimenden Ergießungen seines Herzens an die Person zu bringen, gehuldigt hat. Freilich haben die Dichter in der Regel nicht so viel Geld, um noble

Kleider zu tragen. Doch mag es geweſen ſein, wer will, Herzog, Dichter oder Keſſelflicker, das kümmert mich alles nicht. Mein Herz gehört meinem lieben Dorner. Dem bleibe ich treu, wenn ich auch noch ſo lange auf die Hochzeit warten muß. Du biſt freilich glücklicher, als ich. Dorner iſt eltern- und vermögenslos. Seine Kenntniſſe ſind ſein ganzes Hab und Gut; mein Vater hat auch nichts als ſeine Beſoldung und für viele Kinder zu ſorgen."

„Da iſt leicht abzuhelfen," ſprach Aurelie tröſtend. „Kaufe ihm auch ein Amt!"

„Das iſt leichter geſagt, als gethan," entgegnete Pauline kleinlaut. „Wie kann ich aus Nichts Etwas machen? Ich habe kein Geld!"

„O das iſt das Wenigſte! ſagte Aurelie. „Steht nur erſt eine Anſtellung in Ausſicht, dann wird für Geld ſchon geſorgt. Ich laß dich nicht im Stiche. Halt! Da fällt mir ein Gedanke ein! Ich bin mit Sophien, der Tochter des Kirchenrathsdirektors Wittleder, bekannt. Sie war vor einigen Tagen bei mir und ihr verdanke ich auch mein Glück. Ihr Vater hat gewaltigen Einfluß; was er vorſchlägt, das geſchieht. Nur Muth, es macht ſich ſchon!"

Kaum hatte Aurelie dieſe Worte geſprochen, als durch einen glücklichen Zufall Sophie zu den beiden Freundinnen hereintrat. Die drei Mädchen waren bald im beſten Plaudern begriffen. Sophie fand an Paulinen Gefallen und als Aurelie den Plan wegen der Stelle für Dorner in Anregung brachte, war in wenigen

Minuten ausgemacht, daß Sophie noch heute darüber mit ihrem Vater reden wolle; morgen solle dann Pauline einen Besuch bei Sophien abstatten, um den Erfolg zu vernehmen.

Pauline, die Tochter des Kanzleiraths Herker, spielte sehr fertig auf dem Klavier, war eine gute Sängerin und Tänzerin und würde ohne sonderliche Bemühungen bei ihrem angenehmen Aeußern an einem Theater ihr Glück gemacht haben. Allein obwohl sie schon in ihrer frühesten Jugend zu diesem Fache Neigung gefühlt, so standen die Schauspieler damals doch nicht in jener allgemeinen Achtung, wie gegenwärtig, wo ein über die Mittelmäßigkeit sich nicht erhebender Mime größeres Ansehen genießt und freigebiger bezahlt wird, als irgend ein anderes Genie. Aus diesem Grunde waren Paulinens Eltern dem Hange ihrer Tochter entgegengetreten. Sie hatte anfangs allerdings bei dem genialen Jomelli Musikunterricht genossen, und bei dem berühmten Noverre, dem Lehrer des gefeierten Vestris, in der Tanzkunst nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Als aber Paulinens Vorliebe für die Muse Thalia sich bemerklich machte, mußte sie ihre Lehrmeister meiden und durfte auch nur höchst selten einer theatralischen Vorstellung anwohnen, um nicht ihrer Liebhaberei neue Nahrung zu geben. So hatte sie denn schon seit dem Zeitpunkte, wo sie konfirmirt wurde, von der Kunst Abschied nehmen müssen. Um so theurer war ihr darum ein altes Klavier, welches man ihr gelassen hatte und auf dem sie sich üben durfte.

Als die Verabredung wegen der Versorgung ihres Geliebten getroffen war, eilte sie in der Freude ihres Herzens an den ausgezeichneten Flügel Aureliens und ergoß sich nun in einen Strom der feurigsten Phantasie, flocht Piecen aus Jomelli's Opern ein und sang endlich, von den entzückten Freundinnen aufgemuntert, eine Arie aus Cherubinis „Les deux journées" und ein Lied von Schubart.

„Sie sind ja aber eine ganze Virtuosin," rief Sophie, von dem schönen Vortrage Paulinens hingerissen aus. „Mein Vater ist leidenschaftlicher Freund der Musik; wenn sie morgen zu mir kommen, müssen sie ihm etwas vorspielen, dann wird die Stelle gewiß nicht ausbleiben!" Hierauf trennten sich die drei Mädchen.

Die Gäste im Adler zu Stuttgart.

Die Sonne sank am nämlichen Tage gerade ihrem Untergang entgegen, als ein junger Mann von einem Frühlingsausfluge nach Stuttgart heimkehrte. Er hatte den ganzen Tag allein und in sich abgeschlossen träumerischen Gedanken über seine Zukunft nachgehangen, und auf dem Rückwege von der alten Reichsstadt Eßlingen auf dem höchst gelegenen Punkte, der Neckarhalde, Halt gemacht, um sich noch einmal am Anblick der Frauenkirche daselbst, des herrlichen Thals und der weitgedehnten Alp zu laben. In seinem Herzen drängten sich dabei die wechselndsten Gefühle. Am Morgen hatte ihn die Schwermuth über die Aussichtslosigkeit seiner künftigen

Tage ſtärker als je übermannt und ihn planlos hinausgetrieben, nur um in Gottes freier Natur dem bedrängten Herzen Luft verſchaffen zu können. Mehr als einmal war der Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ob er nicht ſeinem armſeligen Leben durch einen Sprung in die Fluthen des Neckars ein Ende machen ſollte. Aber ſeine moraliſchen Grundſätze und ſeine Liebe zu einem theuern Weſen hielten ihn zurück. Der Reiz der ſchönen Gegend brach ſeinem Trübſinne die ärgſte Spitze ab, und ſeine Stimmung wurde wieder ruhiger.

Dieſer junge Mann war Niemand anders, als der Geliebte Paulinens, der Rechtskandidat Adolph Dorner, der neben einer männlich ſchönen Perſönlichkeit einen eigenthümlichen Charakter beſaß. Meiſtens mied er die Geſellſchaft; mit Frauenzimmern beſonders hatte er ſehr wenig zu thun. Alles Gewöhnliche, Gemeine, Rohe erregte ſeinen Abſcheu. Aus dieſem Grunde hielt man ihn für einen ungeſelligen Patron und langweiligen Hypochonder und ließ ihn in der Regel allein ſitzen. Allein gerade durch dieſe Iſolirung war ihm gedient. Perſonen ſeines Schlages bergen unter ihrer rauhen Schaale einen edeln Kern. Wenn er im kleinen Kreiſe braver Freunde ſaß, dann ſchien ſein kaltes Herz aufzuthauen und die Gemüthlichkeit ihren Einzug zu halten. Auch wenn es galt, bei einem kunſtgerechten Geſange mitzuwirken, ſchlug er gewiß die Einladung nicht aus, ſondern ließ bereitwillig ſeinen ſchönen kräftigen Baß ertönen. Allein bei allen Gelegenheiten ſpielte immer ein ihm angeborner Hahn um ſeine Lippen.

Als Dorner von der Gaisburger Höhe herunterſtieg und die von unzähligen Lichtern flimmernde Stadt zu ſeinen Füßen liegen ſah, da überkam ihn ein weiches, ſüßes, aber dabei wehmuthsvolles Gefühl.

„Da liegt ſie unter dir,“ ſprach er ſinnend für ſich hin, „deine prächtige Vaterſtadt, die du mit keiner andern vertauſchen möchteſt. Ach wie könnte ich dort ſo glücklich leben, aber leider gelten Talent und Kenntniſſe nichts mehr. Alles iſt verkäuflich. Wer ſeines geiſtigen Werthes ſich bewußt mit ſtolzem Nacken aufrecht vor den Reichen und Großen einhergeht, der darf ſicher darauf rechnen, daß er einem jammerwürdigen Märtyrerthum entgegentritt, wo auch die höchſte geiſtige Kraft erlahmt. Unſere Zuſtände ſind herabgeſunken in den Pfuhl der Verwerflichkeit und faul iſt Alles bis auf das innerſte Mark. Die kriechende Mittelmäßigkeit ſteigt höher als das geflügelte Talent. O ich möchte mich ins Grab legen, um Ruhe zu haben vor dieſer erbärmlichen Welt!“

Da fühlte er einen plötzlichen Schlag auf ſeine Schulter. Er ſchaute ſich verdrießlich und durch die Störung ſeines Selbſtgeſprächs unangenehm berührt um. Da lachte ihm das freundliche Geſicht ſeines Freundes Jobſt entgegen.

„Adolphchen,“ rief ihm dieſer mit ziemlich proſaiſcher Stimme zu, „was für ein Teufel plagt dich denn? Willſt du denn ewig Trübſal blaſen und in die blaue Luft hinein melancholiſche Volksreden halten?“

„Ich habe blos etwas aus dem Horaz deklamirt,“ entgegnete Dorner.

„Biſt aber dabei,“ fiel Jobſt lachend ein, „ſo pathetiſch zu Werke gegangen, daß ich hätte glauben mögen, du habeſt lauter „ampullas et sesquipedalia verba“ auf der Zunge gehabt! Doch ich begreife. Du willſt, wie Demoſthenes, Vorſtudien in der parlamentariſchen Kunſt machen, um einmal als Deputirter beim Landtag dein rhetoriſches Talent leuchten zu laſſen.“

„Das fällt mir doch im Schlafe nicht ein,“ verſetzte Dorner. „Jedes Wort, das unſere Landſtände jetzt ſprechen, verhallt im Winde. Die Willkür Montmartins und ſeines Genoſſen Wittleder iſt ſchrankenlos. Haben ſie nicht durch die ungerechte Monatsſteuer allein über anderthalb Millionen vom Lande erpreßt, ohne auch nur die Stände zu fragen? Die ungerechten Gewaltſchritte werden immer auffallender, und die jetzt im Schwunge ſich befindlichen Schurkereien geben denen des Juden Süß Oppenheimer in Nichts nach, ja übertreffen ſie noch.“

„Aber unſer großer Staatsrechtsgelehrter,“ entgegnete Jobſt, „der Conſulent Moſer, dieſer Mann von unerſchütterlicher Rechtlichkeit und treuer Liebe zum Vaterlande, der brave Oberamtmann Huber in Tübingen und andere muthige Patrioten vertheidigen ja doch mit aller Energie die verfaſſungsmäßigen Rechte des Volkes und machen dem Herzog viel zu ſchaffen.“

„Was nützt es?“ verſetzte Dorner; „ſie rennen mit dem Kopfe an die Wand und über kurz oder lang wird man ſie auf dem Asberg oder Hohentwiel unſchädlich machen.“

Unter dieſem Geſpräche erreichten ſie Stuttgart. Jobſt

hatte an dem heißen Junitage ſtarken Durſt gefühlt und der Weinflaſche ein wenig zu tief auf den Boden geſehen: deßwegen war er am Abend hinausgegangen, um die Dämpfe, die ſich in ſeinem Kopfe angeſammelt, verfliegen zu laſſen. Dagegen hatte Dorner den ganzen Tag nur ein wenig Wein mit Waſſer verdünnt über die Lippen gebracht und den feſten Entſchluß gefaßt, heute nüchtern ſich zu Bette zu legen. Die beiden Freunde befanden ſich alſo in einem entgegengeſetzten Falle. Als ſie aber auf dem Marktplatz ankamen, lud Jobſt den Freund ein, mit ihm noch ein wenig in den Adler einzukehren, wo ſie luſtige Geſellſchaft treffen würden. Dorner war zwar hiezu gar nicht aufgelegt und brachte allerlei Einwendungen vor; endlich gab er aber doch dem Drängen des Freundes nach und ging mit ihm in den Adler.

Es iſt den meiſten unſerer Leſer wohl ſchon bekannt, daß der damalige Gaſthof zum Adler ganz anders ausſah, als das Hotel, das gegenwärtig mit dem gleichlautenden Schilde am nämlichen Platze ſteht. Auf dem jetzigen Marktplatz ſtand damals noch das frühere Herrenhaus, auch Maleſizhaus genannt, welches zuvor als Kauf- und Kornhaus dienend unter der Regierung des Herzogs Karl in dem obern Stockwerk für die Bibliothek und römiſche Alterthümer, in dem mittlern für die Kunſtkammer und in dem untern zur Auslegung der Waaren an Märkten und Meſſen beſtimmt, im Jahr 1787 aber, als ſich die öffentliche Bibliothek vermehrte, ganz für dieſe eingerichtet wurde. Dieſes Gebäude verdeckte den

Gasthof zum Adler fast ganz, dessenungeachtet war in jener Zeit der Adler noch der größte und besuchteste Gasthof in Stuttgart, und von allen Personen, denen Jovialität und Genialität nicht fremd war, zum Hauptquartier auserlesen, um dort dem Bachus und einer muntern Laune zu huldigen. Gleich beim Eintritt fand man das große Wirthschaftszimmer, durch eine hölzerne Wand in zwei Abtheilungen getrennt, wovon die eine dem jetzt sogenannten Proletariat, die andere aber den Honoratioren zum Trinkplatz bestimmt war. — Als die beiden Freunde in den Adler traten, fanden sie dessen Räume beinahe gänzlich mit Gästen angefüllt, aber die Elite der Stammgäste und was Anspruch auf Geist und Bildung machen durfte, hatte sich um den Fallstaff Württembergs, den Schieferdecker Baur und den Sänger der Fürstengruft, den Musikdirektor Schubart geschaart. Wohl konnte man in dem Antlitz des letztern die Spuren eines frühern zügellosen Lebens herausfinden, aber sie konnten den Stempel des edleren, des genialen Menschen darin nicht verwüsten. Das Auge hatte sein Feuer nicht verloren und geistige Blitze schoßen aus demselben zündend und durchdringend; aber um die Lippen bewegte sich ein Zug des tiefsten Schmerzes als Zeuge bitterer Erfahrungen der Vergangenheit.

Bauer und Jobst waren durch Zufall in die Nähe des Schieferdeckers zu sitzen gekommen.

Der letztere feierte heute seinen Geburtstag und war ganz in seinem Element. Flasche um Flasche leerten

ihren herrlichen Inhalt in den Schlund des Ueberdurſtigen und als Dorner ſeinen Wein mit etwas Waſſer vermiſchen wollte, warf Baur Waſſer und Rebenſaft zum Fenſter hinaus, ſchimpfte auf Pindar, weil er das Waſſer das Beſte nenne, während es nur ein „Lumpengeſüff“ wäre, und ſetzte dem Rechtskandidaten eine Flaſche Champagner vor.

Nun ging die Unterhaltung in immer beſſern Zug. Der behaarbeutelte Schubart riß Witz auf Witz und improviſirte mit unglaublicher Geläufigkeit auf gegebene Reime Strophen, die allgemeinen Jubel hervorriefen. Bald hatte Baur's und Schubart's Laune die Anweſenden über die gewöhnliche Sphäre hinausgeworfen; auch Dorner wurde von der immer allgemeiner werdenden Fröhlichkeit angeſteckt, und er überſchritt nach Art hypochondriſcher Leute, wenn es ihnen einmal warm ums Herz wird, bald die Grenzen.

Natürlich kam im Verlauf der Unterhaltung auch die Rede bald auf Herzog Karl. Wohl vertheidigten Einige ſeine Perſon und Regierung, ſie prieſen ſeinen Sinn für das Edle, ſeine Charakterſtärke. Allein dieß Urtheil wurde von einer großen Mehrheit überſtimmt, man ſchilderte mit grellen Farben die traurige Lage des Landes, das unter unmäßigen Auflagen verblute; man verdammte die Prachtliebe des Herzogs, wodurch Millionen verſchwendet würden; man tadelte ſeine Bauluſt, die das Mark ſeiner Unterthanen verzehre; aber am heftigſten wurde die Willkür gerügt, womit der Fürſt trotz der verfaſſungsmäßigen Geſetze jede Freiheit des Gedan-

kens und der Rede unterdrücke und die edelsten Männer dem Kerker überliefere.

Am Schärfsten floß es von den Lippen des furchtbar aufgeregten Dorner, der in seiner Extase so weit ging, zu Ehren des Dichters Schubart dessen bestes Gedicht, die vom Herzog streng verbotene „Fürstengruft“ zu declamiren, und zwar mit einem Feuer des Ausdrucks, einer Vollendung der Gesten, daß die ganze anwesende Gesellschaft davon begeistert wurde. Aber kaum war das schöne Gedicht zu Ende gesprochen, da schwand auf einmal der Paroxysmus, manch Gesicht erblaßte, denn an der halboffenen Thüre stand der gefürchtete Kirchenrathsdirektor Wittleder.

Scenen im Haus des Kirchenrathdirektors.

Der getroffenen Verabredung gemäß stattete Pauline der Tochter Wittleders am nächsten Morgen ihren Besuch ab. Das Herz pochte ihr fühlbar, als sie das in der Seegasse, wo die jetzige Friedrichsstraße steht, gelegene Haus betrat. Doch sie faßte sich, war ja doch ihr eigenes Glück und was ihr noch mehr galt, das Wohl ihres Geliebten von dem Erfolg des verhängnißvollen Momentes abhängig. Zwar war Sophie der Liebling ihres Vaters und hatte bedeutenden Einfluß auf seine Entschlüsse, aber es kam auch nicht selten vor, daß der Kirchenrath gegen alle Einflüsterungen, Schmeicheleien und Bitten taub blieb, denn er besaß curiose Eigenthümlichkeiten. Daß Sophie so viel bei ihm galt, führte die

Klatschbasen Stuttgarts zwar auf allerlei Vermuthungen, und besonders munkelte man, daß die gnädigen Blicke, welche Herzog Karl dem Mädchen zuweilen recht sichtbar auffallend zuwarf, wohl der vorzüglichste Grund der Gunst seien, in der sie bei dem Vater stand.

Es wird nothwendig sein, zur bessern Orientirung über die Person des Kirchenrathdirektors Wittleder einige Mittheilungen zu machen.

Dieser Blutsauger Württembergs stammte aus Thüringen und verband ursprünglich mit den pöbelhaftesten Sitten die gemeinste Denkungsweise; dabei besaß er aber eine ungemeine Klugheit und Verschlagenheit. Er hatte sich früher in preußische Kriegsdienste anwerben lassen, avancirte zum Unteroffizier, und wurde zu der Zeit, wo Herzog Karl sein Truppenkorps auf preußischen Fuß stellte, als Exerciermeister nach Württemberg geschickt. Durch seinen Ehrgeiz angespornt, brachte er es daselbst bis zum Adjutanten. Allein auf ein weiteres Vorrücken durfte er bei seiner niedrigen Abkunft nach dem damals bestehenden Dienstreglement nicht hoffen. Deßwegen quittirte er den Säbel und ergriff die Feder. Er hatte sich durch sein listiges, kriechendes Wesen bereits Bahn gebrochen und wurde zum kirchenräthlichen Pfleger in Gültstein ernannt.

Die Rechnungen gaben ihm nicht hinlänglich Beschäftigung, deßwegen kam ihm Anders in den Sinn. Er wagte den romantischen Streich, ein Fräulein aus der Nachbarschaft zu entführen, deren Eltern später in ihre Verehelichung willigten. Allein das Herz des braven

Geſchöpfes brach bald unter den rohen Mißhandlungen ihres Mannes, der durch ihren Tod in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens kam.

Er wurde darauf als geiſtlicher Verwalter in Göppingen angeſtellt, wo er von den häufigen Geldverlegenheiten des Herzogs hörte. Sein richtiger Blick ſah darin für ſich ſogleich den Weg zu einer höhern Stellung. Er arbeitete allerlei Finanzvorſchläge aus, wobei freilich nur die herzogliche Kaſſe berückſichtigt, das Wohl der Beſteuerten aber nicht im Geringſten beachtet wurde. Der Herzog wurde dadurch zuerſt auf den Abenteurer aufmerkſam gemacht, und da ihm deſſen Finanzkünſte zuſagten, ſo wandte er ihm bald ſeine Gunſt zu und ernannte ihn zum wirklichen Expeditionsrath und Kirchenkaſtenverwalter. Wittleder wurde nun bald der niederträchtige Helfershelfer des ſaubern Montmartins und ſah ſich dafür bald darauf mit der Stelle eines Direktors des Kirchenraths belohnt.

Der Emporkömmling brüſtete ſich nun in ungemeſſenem Stolze. Das Kirchengut, welches ſeiner Aufſicht anvertraut war, mußte bald die ungerechten Eingriffe ſeiner und der herzoglichen Geldgier erfahren. Unter dem Vorwande, für die Kaſſe des Herzogs ein Anlehen zu erheben, raubte der Direktor auf einmal aus den Stiftungen viermalhunderttauſend Gulden, und ſteckte als Honorar für dieſe Schandthat ein Achttheil in ſeinen Sack. Nur einer von den Kirchengutsvorſtehern, der Expeditionsrath Moſer, ein Sohn des vaterlandsliebenden Landſchaftskonſulenten Moſer, hatte den Muth gehabt,

öffentlich gegen dieſen ungeheuern Gewaltſtreich zu proteſtiren. Allein ſeine Stimme verhallte vergebens, er ſelbſt büßte mit ſeiner Abſetzung, und erſt ſpäter verſchaffte ihm eine Reſolution des Reichshofraths Genugthuung für die erlittene Schmach. Die Beraubung des Kirchenguts wurde aber in immer geſteigertem Maßſtabe betrieben und ſo kam es, daß binnen wenigen Monaten die Summen, welche Wittleder dem Herzog aus den geiſtlichen Fonds lieferte, den enormen Betrag von circa ſechs Tonnen Goldes erreichten.

Aber dieſe frechen Räubereien bildeten nur einen kleinen Theil der neueröffneten Einkommensquellen. Die Hauptquelle war der ſchmähliche Dienſthandel, den er von nun an auf eine in der bureaukratiſchen Geſchichte unerhörte Weiſe organiſirte. Wie ein förmlicher Krämer hatte er in Ludwigsburg eine Bude aufgerichtet, wo Staats- und Kirchenämter aller Art um ſchweres Geld verſchachert wurden. Das Traurigſte dabei war, daß die Männer, welche irgend eine Stelle wollten, genöthigt waren, ſo ſehr ſich auch ihre Geſinnungsart dagegen ſträubte, auf dieſen jüdiſchen Handel einzugehen, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollten, auf dem geſetzlichen Wege zeitlebens ſich vergebens zu bewerben. Der Verkäufer hatte bei dem Geſchäft außerdem blos den Kaufſchilling im Auge, die Individualität des Käufers bekümmerte ihn nicht im Geringſten. Wenn ſie nur tüchtig zahlten, ſo erhielten unbärtige Knaben Oberamteien, reiche Dummköpfe Kaſſenverwaltungen, und abgefeimte Spitzbuben Rathsſtellen.

Die Stimme der Rechtlichkeit und des Genies, wenn sie nicht durch den Klang des gelben Metalls unterstützt wurde, durfte auf kein Gehör hoffen.

Bei alledem verstand sich der Kirchenrathsdirektor noch meisterhaft auf das Steigern seiner Kunden. Mit der vertraulichsten Miene von der Welt und unter dem Vorwand freundschaftlichen Wohlwollens eröffnete er ihnen insgeheim, dieser oder jener habe mehr geschlagen. Wollten sie nun das angestrebte Amt nicht fahren lassen, so mußten sie sich nothgedrungen zu einem größeren Angebot verstehen.

Wenn man nun endlich Handels einig war, so mußte der Käufer einen Schein ausstellen, worin er sich zur alsbaldigen Baarzahlung der stipulirten Summe verpflichtete, wenn ihm der Herzog die gewünschte Bedienung übergeben würde. Das Geld wurde nun erlegt und der Bewerber erhielt den Dienst. Von dem Kaufschilling sollte nach den Bedingungen dem Kirchenrath in der Regel ein Zehnttheil für seine Bemühung verbleiben, aber daraus wurde gewöhnlich ein Fünftheil und noch mehr. Mehr als einmal hatte er die Frechheit, einen Bewerber schriftlich aufzufordern, für Ertheilung des Bestallungsdekrets ihm tausend Gulden, dem Herzog aber fünfhundert Gulden zu geben. Wenn er in Erfahrung brachte, daß sich Jemand auf dem ordentlichen und gesetzlichen Wege um ein Amt bewarb, ließ er ihn ohne Verzug vor sich kommen, unter dem Vorgeben, es bedürfe keiner Supplik an Seine Durchlaucht; er könne die Angelegenheit selbst sogleich ausmachen.

Natürlich reichten zu dieſen Gelderpreſſungen die bisherigen Stellen und Staatsämter in dem kleinen Lande nicht hin, deßwegen creirte Wittleder eine Menge neuer Dienſte und überſetzte die Behörden mit überflüſſigen Mitgliedern, ſo daß die Anzahl der Räthe, Aſſeſſoren, Sekretäre bei der Hofkanzlei ſo anſchwoll, daß dieſem Kollegium wegen Lokalmangels auch noch der anſtoßende Prinzenbau eingeräumt werden mußte.

Neben dieſem Dienſthandel befaßte ſich aber Wittleder auch noch mit einer Unzahl anderer Schurkereien, die Geld eintrugen. Aber alle dieſe reichlichen Quellen genügten für die Bedürfniſſe des Herzogs nicht, deſſen Aufwand alle Grenzen überſtieg, und der daher beinahe tägliche Konferenzen mit dem Direktor hatte, um neue Erpreſſungsarten ausfindig zu machen. Wittleder hatte ſich dem herzoglichen Herrn ganz unentbehrlich gemacht, und fuhr damals beinahe alle Tage von Ludwigsburg nach Stuttgart, wo er ein prachtvolles Gebäude beſaß, welches ſeine Frau mit ihren zwei Töchtern bewohnte. Er hatte nämlich nach dem Ableben ſeiner erſten mißhandelten Frau eine reiche Wittwe mit zwei Kindern geheirathet.

Auch an dem Tage, wo Pauline ihren Beſuch bei ſeiner ältern Stieftochter Sophie abſtattete, war er wieder mit dem Herzog nach Stuttgart gekommen.

Pauline war im erſten Augenblicke, als ſie bei Sophien erſchien, etwas in Verlegenheit und von einer mädchenhaften Aengſtlichkeit befallen; denn die ganze Reihe der prachtvoll meublirten Zimmer erfüllte eine Anzahl

„Brauchen nicht zu erſchrecken," erwiederte Jomelli beruhigend, „Sie dürfen ſich vielmehr glücklich preiſen. Seine Durchlaucht hat Sie mit vieler Güte betrachtet."

Das Räthſel war jetzt gelöst. Pauline wußte ſich vom Herzog angebetet. Bei dieſem Gedanken kam es ihr wie ein Schwindel an, ſie verlor beinahe die Faſſung. Eben ſaß ſie noch wie träumend an dem Klavier und ſtarrte gleich einer Nachtwandlerin auf die Taſten hin, als ſich ihr der Herzog nochmals näherte, für ihre Gefälligkeit dankte und ihr die Hand ſanft drückte. „Auf baldiges Wiederſehen!" flüſterte er ihr beim Fortgehen noch zu. Die lächelnde Geſellſchaft winkte ſich bedeutungsvoll mit den Blicken.

Es lief ſchon damals das Gerücht im Lande herum, der Herzog ſei entſchloſſen, nach der Scheidung von ſeiner im Auslande lebenden Gemahlin ein eingebornes Mädchen zu heirathen, ein Gerücht, das ſpäter in Franziska von Hohenheim ſich verwirklichte.

Es konnte daher nicht fehlen, daß die Damenwelt mit gar ſchwindelnden Gedanken ſich befaßte, gleich einem Lotterieſetzer, der fortwährend vom großen Looſe träumt. Dadurch wurde es dem Herzog auch ſehr leicht, die Gunſt der Schönen zu gewinnen. Jede von ihm durch einen freundlichen Blick ausgezeichnete Dame ſetzte ſich gleich Hoffnungen in den Kopf, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht in Erfüllung gehen konnten.

Auch Pauline ſtellte jetzt in ihren Herzen Vergleichungen zwiſchen dem Herzog und ihrem Geliebten an. Dorner war nicht ſchön; nebenbei gaben ihm ſeine dürftige Lage

und ſein gänzlicher Mangel an Heiterkeit ein etwas düſteres Anſehen; er galt allgemein für einen Melancholiker erſter Klaſſe. Dabei konnte er einem Mädchen keine Ausſicht auf Verſorgung bieten. In welch ganz anderer Geſtalt ſtand vor Pauline das Bild des lebensfrohen, geiſtreichen Herzogs; wie heiter, wie liebenswürdig, wie majeſtätiſch kam ihr ſeine Erſcheinung vor! Sie war jetzt ſchon aus dem Geleiſe ihrer ruhigen Liebe getreten, und ſah vor ſich einen Doppelpfad, wovon der eine mit Blumen, Blüthen, Pracht und Herrlichkeit geſchmückt war, während auf dem andern nur Dornen und Stein emporragten. Sie ſollte in kurzer Zeit zu wählen haben!

Herzog Karl hatte mit ſeiner Suite nur einen flüchtigen Morgenbeſuch bei dem Kirchenrath gemacht und brach jetzt nach der Solitude auf, wo ein Waldconcert aufgeführt werden ſollte. Wittleder blieb in Folge eines geheimen Befehls in Stuttgart zurück.

Pauline befand ſich jetzt mit Sophien und ihrem Vater allein, und begann in der Erinnerung an Dorner ihr Anliegen, von dem Wittleder durch ſeine Tochter bereits in Kenntniß geſetzt worden war, vorzubringen. Als ſie zu Ende war, ſagte der Kirchenrath kopfſchüttelnd:

„Es iſt jetzt eben keine Stelle offen; ich müßte daher für Dorner eine neue ſchaffen. Allein das geſchieht nimmermehr!“ Pauline und Sophie ſahen den Redner mit flehenden Blicken an.

„Ich habe brühwarm,“ fuhr dieſer fort, „in Erfahrung gebracht, wie es geſtern im Gaſthof zum Adler zugegangen iſt und wie über die höchſte Perſon des Her-

Pauline, die Zerſtreuung bedurfte, fügte ſich dieſer Einladung um ſo leichter, als er ihren Eltern melden ließ, daß ſie mit ſeiner Tochter Sophie einen kleinen Ausflug gemacht hätte und die Eltern ihrethalben ohne Sorge ſein dürften. Bald darauf fuhr der Wagen vor. Zwei raſche Schimmel jagten wie der Blitz nach Eßlingen und von da auf Wittlebers Landgut. Dieſer hatte die beiden Mädchen begleitet und führte ſie nun in ſeinen ſchönen Gartenanlagen umher.

Hier glaubte nun Pauline die beſte Gelegenheit zu haben, wiederholt ihre Fürbitte für Dorner vorzubringen. Allein der Kirchenrath blieb feſt bei ſeiner Weigerung; er rieth ihr vielmehr mit dem unbedeutenden Menſchen ganz zu brechen; ein Mädchen, welches ſolche innerliche und äußerliche Gaben beſitze, ſei beſtimmt, nach etwas Höherem zu ſtreben.

Beim Anbruch der Dämmerung wurde die Rückreiſe nach Stuttgart angetreten. Pauline war in fröhlichem Geſpräche mit ihrer neuen Freundin Sophie begriffen und achtete weder des Weges, den ſie fuhren, noch der Orte, welche ſie paſſirten. Erſt nach Verlauf einer Stunde fiel es ihr auf, daß die Fahrt ſo lange durch einen Wald fortging. Sie äußerte darüber ihr Befremden und meinte, daß ſich der Kutſcher vielleicht verirrt haben könne. Wittleber verneinte dies aber lächelnd und gab die Erklärung, daß ſie zur Abwechslung durch den Hohenheimer Wald nach Hauſe führen.

Pauline beruhigte ſich dabei und unter muntern Geſprächen ging die Fahrt weiter.

Wittleder lenkte die Unterhaltung auf den Geburtstag des Herzogs, der jährlich in größter Pracht gefeiert wurde. Da folgte allemal Feſt auf Feſt. Beinahe zwei Wochen ununterbrochen währte der Taumel des Vergnügens fort und aus allen Regionen ſtrömten Fremde in der württembergiſchen Hauptſtadt zuſammen. Der Adel lebte auf herzogliche Koſten, hatte herzogliche Diener zur Verfügung und Pferde und Wagen aus des Herzogs Marſtall zum beliebigen Gebrauche. Schauſpiele wechſelten mit Balleten, Opern, und Concerten. Das Stuttgarter Theater war das erſte in Europa; ſelbſt Paris mußte ſich bequemen, nach Stuttgart zu wallfahrten, um das Höchſte, was die Kunſt zu damaliger Zeit leiſtete, dort in prächtigerer Entfaltung zu ſehen, als es in der großen Weltſtadt der Franzoſen geboten wurde. Die Aufführung einer einzigen Oper in Stuttgart oder Ludwigsburg koſtete oft eine Tonne Goldes. Auch die Jagd und andere Vergnügungen boten den Freunden nobler Paſſionen täglich neuen genußreichen Wechſel.

Aber die Seele dieſes herrlichen Ganzen war immer der zwar vielfach mißgeleitete, aber doch im Weſentlichen ſeinem eigenen Genius folgende Herzog Karl. Das Landvolk und überhaupt alle Individuen, die das Maaß ſeiner geiſtigen Größe nicht begreifen konnten, und ihn für einen verkehrten Fürſten anſahen, nannten ihn deßhalb auch, den Titel umkehrend, ſtatt „Herzog Karl“ nur „Karl Herzog“ oder dialectweiſe: „Karl Herzig.“

Allerdings hatte Herzog Karl ſeinen natürlichen Freund, den alten Fritz von Preußen, im Auge, und

während der Unterhaltung über alle dieſe Gegenſtände abermals eine geraume Zeit verfloſſen und ſie ſchon längſt in Stuttgart ſein könnten; ſie beſorgte von Neuem, vom rechten Wege abgekommen zu ſein, ja ſie begann ſogar den leiſen Argwohn einer Abſichtlichkeit zu hegen.

Wittleder aber ſuchte ihre Bedenken wegzuſcherzen und erklärte ihr, daß ſie ſicherlich an den rechten Ort kommen werde. Wohl gab ſie ſich eine Zeitlang wieder ruhig, aber ſie ward ſchweigſam und betrachtete aufmerkſam die Gegend, durch welche ſie kamen. Eben ging die Silberſcheibe des Vollmondes über den Trümmern einer alten Burg auf, welche ſich auf dem Scheitel eines einſamen, kegelförmigen Berges erhob. Pauline betrachtete die Erſcheinung mit forſchenden Blicken und rief endlich in höchſter Beſtürzung aus:

„Mein Gott! Wo bin ich? Das iſt ja die Achalm! Und dort liegt ja Reutlingen, nicht Stuttgart.“

„Seien Sie ganz ohne Sorge!“ erwiederte der Kirchenrath mit der Salbung eines Tröſters. „Die Abendreiſe hat etwas Romantiſches und der Umweg über Reutlingen erhöht unſer ländliches Vergnügen. Wir fahren ſogar noch über dieſe Reichsſtadt hinaus.“

Pauline ſchwieg, aber in ihrer Seele ſtiegen immer trübere Ahnungen empor.

In Reutlingen wurde Halt gemacht. Pauline war ſchon in der Angſt der Verzweiflung und wollte nach dem Ausſteigen entſpringen, indem ſie in Reutlingen eine brave Tante hatte, bei der ſie bleiben konnte. Aber *der Verſuch* mißlang; Wittleder hatte ein ſcharfes Auge

auf sie und schon nach einem Viertelstündchen gings wieder fort. Der Kutscher trieb die Pferde zum gestreckten Galopp über Berg und Thal, und Stock und Stein, daß man glaubte, der Wagen müsse zertrümmern. Pauline wollte in der grenzenlosen Angst ihres Herzens entfliehen, aber die Reise ging zu schnell, sie konnte nicht aus dem Wagen springen. Ihr Zustand wurde immer verzweifelter.

Vergebens waren die Zusprüche Wittleders und Sophiens, daß sie nichts fürchten solle, indem man es gut mit ihr meine.

Es war schon Mitternacht und der Mond stand hoch am Himmel, als sie an eine Brücke kamen. Schnell riß sich das Mädchen empor und wollte sich durch einen Sprung aus dem Wagen in das Wasser stürzen; aber ihre Begleiter faßten sie fest an den Armen und hielten sie zurück. Schon zeigten sich am östlichen Himmel die ersten Spuren der Morgenröthe, als der Wagen an einem einsamen Waldschloß anhielt.

„Himmel! Wo sind wir denn?“ fragte Pauline.

„Auf Schloß Grafeneck!“ war die einsylbige Antwort.

Die Liebesbewerbung.

Nach Grafeneck ließ der Herzog nur von wenigen ganz vertrauten Günstlingen und den ausgezeichnetsten Tonkünstlern, Tänzern und Schauspielern sich begleiten. Eine Elite von Köchen, Jägern und andern Hofdienern hatte für die verschiedenartigsten Vergnügungen des Her-

zogs und seiner Gefährten Sorge zu tragen. Herrliche Musikchöre weckten am Morgen mit reizenden Melodien die Schläfer aus ihren Träumen. Der Vormittag brachte Ausflüge in die großartigen Alpparthien oder ländliche Tänze, oftmals auch die Freuden einer Pürsche, worauf die Genüsse einer ausgesuchten Tafel folgten, die tief in den Nachmittag hineindauerten und worauf heitere Spiele arrangirt wurden. Aber auf den lustigen Tag folgte ein noch lustigerer Abend, indem gewöhnlich ein herrlicher Ball, wobei Karl selbst als Festordner fungirte, den Kranz der genossenen Freuden schloß.

Als Wittleder mit den beiden Mädchen in Grafeneck angekommen war, veränderte er auf einmal gegen Pauline sein Benehmen und bewies ihr eine an Ehrfurcht gränzende Aufmerksamkeit. Allein sie dachte nur an Befreiung aus den Händen ihres Entführers und wollte während eines ausgesuchten Gabelfrühstücks einen abermaligen Versuch zur Flucht machen.

„Fort in den Wald! In den Wald! rief sie aus.

Aber Wittleder erwiederte, sein ironisches Lächeln durch einen Bückling maskirend:

„Mein Fräulein, schlagen sie sich diese Grillen jetzt aus dem Kopf! Es ist keine Flucht möglich, und sie werden daher wohl den Entschluß fassen müssen, ein Paar Tage in diesem schönen Aufenthaltsort zu verweilen. Glauben sie mir auf mein Wort, ich meine es wirklich gut mit ihnen, ich bezwecke nur ihr Wohl."

„Ihren Betheuerungen", sagte Pauline kopfschüttelnd, „kann ich kein Vertrauen schenken; sie haben schlecht an

mir gehandelt und einen großen Strich durch das Glück meines Lebens gemacht. Wie ich das verſchuldet und wie ſie ſich dazu berechtigt fühlen konnten, weiß ich nicht."

„Sie befinden ſich, liebe Pauline, in einer argen Täuſchung," erwiederte der Kirchenrath. „Der Stern ihres Glückes geht jetzt erſt recht auf und es erwartet ſie die angenehmſte Ueberraſchung. Was gilt's, ſie danken mir in kurzer Zeit für dieſe Reiſe aus dem Stegreif!"

„Himmel!" ſeufzte das Mädchen ängſtlich vor ſich hin ſtarrend, „wohin wird das noch führen."

„Zu Luſt und Freude!" warf Wittleder lächelnd hin. —

Sophie war in der letzten Zeit die Begünſtigte des Herzogs geweſen, deßwegen war ſie als untergehende Sonne der aufgehenden gegenüber während der ganzen Reiſe von Eßlingen nach Grafeneck ſehr einſylbig geweſen. Auch ſie hatte ſich gleich vielen Andern, in den ſüßen Traum gewiegt, vielleicht einmal die Hand des Herzogs zu erhalten. Sie haßte nun insgeheim Paulinen von dem Moment an, wo dieſe von dem Herzog einer ſichtlichen Auszeichnung gewürdigt wurde. Sie fühlte, daß ihr Pauline an Schönheit weit überlegen war, und ahnte deßhalb mit einem dem Mädchen angebornen Inſtinkte, wie die Sache ſich wahrſcheinlich in Kurzem geſtalten werde. In ihrem Innern kochte Gift und Galle; aber aus Politik mußte ſie, ſo ſchwer es ihr auch ankam, eine gewiſſe Freundlichkeit gegen Pauline äußern, obgleich ihr faſt jedes Wort, das ſie ſich mit ihr zu ſprechen zwang, in der Kehle ſtecken blieb. Pauline

klagte über Hinterliſt und Gewalt und rief hundertmal den Namen Dorner aus. Der Kirchenrath und ſeine Tochter lächelten nur dazu. So gern ſie beide Paulinen lieber todt als lebendig geſehen hätten, ſo gebot Wittlebern ein ſchon geahntes gegen ihn heranziehendes Ungewitter doppelte Klugheit.

Der Miniſter Montmartin und der Oberſt Rieger hatten bereits klaftertiefe Minen gegen ihn gegraben und Wittleber konnte keine wirkſamere Contremine anlegen, als wenn er dem gegenwärtigen Lieblingstraum des Herzogs raſche Wirklichkeit zu geben ſuchte. Seine Stieftochter Sophie hatte keine Macht mehr über den Herzog und ſein eigener Einfluß war ins Schwanken gekommen. Wenn er aber Paulinen glücklich in die fürſtliche Hand überlieferte, ſo war wieder alles gewonnen.

Aber trotz ſeiner Schlauheit griff er die Sache doch nicht richtig an. Er verſtimmte Paulinen nur mehr und mehr, bis ſie endlich aufſprang und hinaus in den Garten eilte.

Glücklicherweiſe war dieſer mit einer hohen Mauer umgeben. Tauſend Stimmen riefen in Paulinen: „Fort! Fort!“ Sie rannte hinaus in den Park, doch auch dort hemmte ſie eine Mauer.

Wittleber wußte, daß Pauline über die Mauer nicht entfliehen konnte. Die beiden einzigen Thüren waren bewacht. Erſchöpft ſank das Mädchen auf eine Moosbank nieder. Ermüdet von der andauernden nächtlichen Reiſe, ſank ſie in einen leichten Schlummer.

Auf einmal fühlte ſie einen Kuß auf ihren Lippen.

Erſchrocken ſprang ſie auf und ſah vor ſich im hellen Strahl der freundlichen Morgenſonne den wunderſchönen Mann, der ihr im Stuttgarter Luſtgarten die Moosroſe und das Gedicht überreicht hatte.

Ihre Ueberraſchung war unbeſchreiblich. Ein unterdrückter Schrei entfloh ihrem Munde, darauf ſchwieg ſie. Zwar hatte ihr Jomelli bei Wittleder geſagt, daß es der Herzog ſei; ſie hielt es jedoch für einen Scherz. Aber der Gedanke ſchon an die Möglichkeit hielt ſie in gewiſſen Schranken.

Der Blick des jungen Mannes ruhte eine halbe Minute lang voll liebevoller Zärtlichkeit auf ihr.

„Ich habe ihnen ſehr weh gethan, Pauline!“ begann er endlich. „Welche Entſchuldigung ſoll ich bei ihnen vorbringen? Aber gewiß, es geſchah aus wohlbedachter Abſicht. Hier an dieſem Orte, in dieſer Einſamkeit iſt mir die Möglichkeit gegeben zu erforſchen, ob ſie mir je Liebe geben können; im Geräuſch der Hauptſtadt, bei den vielen Perſonen, die ſie dort umgeben, war daran nicht zu denken. Um das Höchſte zu erringen, bedarf es außerordentlicher Mittel, und dieß war mein Fall, zu dem ich mich um ſo lieber bequemte, als ich ein Freund des Außerordentlichen, ſei es nun in Kunſt, ſei es in Tugend, bin.

Das waren nur Worte, die gedruckt dem Leſer kalt und todt entgegentreten; aber wenn er den hohen, herrlichen, von Jugend und Schönheit ſtrahlenden Fürſten vor ſich ſehen und dieſe Worte mit tiefſter Empfindung von ihm ſprechen hören würde, ſo würde er gewiß be-

greifen, daß dieſelben bei Paulinen, vor welcher der Herzog, einer der bedeutendſten Fürſten ſeiner Zeit, die Fülle ſeines Herzens ausſchüttete, trotz der unangenehmen Lage, in der ſie ſich befand, ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Zudem hatte Pauline ihren Dorner zwar ſtets geachtet und war im Wahne geſtanden, daß ſie ihn liebe. Aber ſie hatte das Ideal eines Mannes geſucht; dieſes fand ſie in Dorner nicht. Es hing ihm zu viel irdiſche Noth an, und dieſe vergiftet alles. War es darum jetzt ein Wunder, wenn Pauline einer andern Stimmung Raum gab. Der Herzog zeigte ſich ihr ja ſo zärtlich, ſo innig, ſo liebevoll, ſo glühend; er ſchien unglücklich und doch in ihrer Nähe ſo glücklich, daß ſie ihn faſt aus Mitleid geliebt hätte, wenn ſie ihn nicht ohnedieß als ihr endlich aufgefundenes Ideal eines Mannes hätte lieben müſſen.

In ihrer Bruſt glänzte ein Himmel voll goldener Sterne.

Da ſchwur ihr der Herzog in der Ueberwallung ſeiner Gefühle, ſie zur Herzogin zu erheben, wenn er ſie nur einigermaßen geprüft haben würde.

Paulinens Bruſt wogte im Sturm der ſeligſten Empfindungen. Sie ſaß auf der Moosbank in das Anſchauen des ſchönen und geiſtvollen Fürſten verloren, der ſie jetzt ſanft umſchlang und ſein Haupt mit ſtiller Wonne an die Schulter der in Träumen verſunkenen Jungfrau ruhen ließ.

Paulinen war es, als weilte ſie im Paradieſe, als *auf einmal* ein Schuß knallte, und eine Kugel an dem

Ohr der Träumenden vorüberrauſchte. Voll Entſetzen ſprang ſie von ihrem Sitze auf.

Die Rache.

Dorner war durch ein Billet von Paulinen in Kenntniß geſetzt worden, daß ſie Wittlebers Sophie beſuchen und bei dem Vater zu Gunſten ſeiner Anſtellung ſich verwenden wollte. Als das Billet ankam, lag er ganz gegen ſeine Gewohnheit, von dem Uebermaß des geſtrigen Abendvergnügens etwas angegriffen, noch im Bette. Er hatte die ganze Nacht hindurch fieberartig geträumt und phantaſirt. Sein Freund Jobſt war zwar der harmloſeſte Menſch von der Welt, aber jetzt kam es Dorner vor, als ob die hölliſche Majeſtät in höchſt eigener Perſon geſtern Abend einen anſcheinend unſchuldigen Engel von Freund abgeſchickt hätte, um ihn ins Verderben zu ſtürzen. Er hatte ſich geſtern vergeſſen, das Schlimmſte, was einem Menſchen paſſiren kann. Er hatte ſich es doch nun ein für allemal aus guten Gründen zum feſten Vorſatze gemacht, in einem Wirthshauſe oder Reiſewagen der Göttin des Schweigens zu huldigen und am allerwenigſten über Religion oder Politik ſich zu ergehen, und doch, doch hatte er geſtern mehr gethan, als bloß politiſche Raiſonnements gehalten, er hatte, von einem plötzlichen böſen Geiſt ergriffen, unaufgefordert die ſchwerverpönte „Fürſtengruft“ von Schubart, und zwar mit welchem Pathos deklamirt!

Siedendheiß fiel es ihm ein, daß man ihm geſtern

zugeflüstert, er möge sich in Acht nehmen, es seien öfters im Adler herzogliche Aufpasser zugegen; ja man hatte ihm sogar anvertraut, daß Wittleder und Rieger, die beiden Günstlinge des Herzogs, nicht selten die heimlichen Lauscher an der Thüre spielten; aber er hatte alle diese freundlichen Warnungen zum einen Ohre hinein, zum andern hinausgelassen, und fortgerissen von dem begeisternden Gedicht mit einem solch steigenden Feuer gesprochen, daß seine Worte wie die Posaunen des Weltgerichts klangen.

Die Nüchternheit des Morgens hatte ihn zur Besinnung gebracht. Er fühlte, was er gethan, und sah, welche Folgen für ihn daraus entspringen könnten, ja beinahe müßten. Paulinens Gang zu Wittleder konnte jetzt nichts mehr nützen. Zudem besann er sich noch auf Etwas, das er am gestrigen Tage in seiner Aufgeregtheit gar nicht beachtet hatte und wozu er nur gelacht. Ein guter Freund hatte ihm nämlich erzählt, daß er Paulinen vor einigen Tagen, ein Kind in der Hand führend, in dem Lustgarten habe spazieren gehen sehen. Da sei ein nobler Herr auf sie zugegangen und habe ihr eine Rose mit einem Blättchen Papier übergeben. Der Freund äußerte bei dieser Mittheilung einen Verdacht auf den Herzog. Dieß däuchte gestern dem exaltirten Dorner allerdings nur eine Fabel, beim Weinglas ausgedacht, nur um gegen ihn eine Mystifikation zu spielen. Heute aber erschien ihm die Sache in einem ernsthaften, schärfern Lichte. „In der Welt ist alles mög*lich!*“ murmelte er vor sich hin. Er brachte den Gedan-

ken nicht mehr aus dem Kopfe und es befiel ihn eine marternde Unruhe.

Rasch entschlüpfte er dem Lager, kleidete sich an, nahm seine ganze Baarschaft mit sich und eilte in die Seegasse. Er hielt es für ein dringliches Gebot, Paulinen von dem Gang zu Wittleder abzuhalten. Lange harrte er. Es rollte eine Karosse nach der andern in die Seegasse der Wittleder'schen Behausung zu. Endlich erschien auch die herzogliche Equipage. Während Dorner, müde von dem langen Warten und Spähen, eben an einem nahe stehenden Bilderladen weilte, ging Pauline, ohne daß sie sich gegenseitig bemerkten, an ihm vorüber. Als er sich gleich darauf umwandte, war sie schon in Wittleders Haus verschwunden. Er wartete noch Stundenlange, er wartete sogar, in der Voraussetzung des Falls, daß sein Mädchen vielleicht schon vor seinem Ausgang in aller Frühe, um Wittleder desto sicherer allein sprechen zu können, ihren Besuch gemacht hätte, Essen und Trinken vergessend, bis tief in den Nachmittag hinein. Endlich sah er Paulinen mit Wittleder und dessen Tochter mit Schlag 4 Uhr in den vor dem Hause stehenden Wagen steigen, und mit demselben eilig davonrollen. Nur auf einen Augenblick hörte er von dem Kutscher das Stichwort: Eßlingen.

Ein furchtbarer Argwohn bemeisterte sich seiner, aber sein Entschluß war schnell gefaßt.

Sogleich nahm er einen zufällig leer vorüber fahrenden Hauderer und eilte Wittleders Wagen nach, den er um jeden Preis einholen wollte. Ein dem Kutscher

auf Abschlag in die Hände gedrücktes Goldstück that seine Wirkung. Die Voraneilenden waren bald erreicht, und nun hatte der Hauderer nur mehr die Aufgabe, in einer gewissen keine Absichtlichkeit verrathenden Entfernung zu folgen, eine Aufgabe, die auch trefflich gelöst wurde.

In Reutlingen, wo Wittlebers Wagen hielt, kehrte Dorner in einem gegenüber liegenden Gasthause ein. Es juckte ihn, hinüber zu gehen, um Paulinen kurzweg am Arme zu ergreifen; aber gerade in dem Augenblicke, als er dieß zu thun im Begriffe war, flog Wittlebers Kutsche weiter fort. Schnell riß Dorner dem Gastwirth einen Schinken, einen Laib Brod und ein Paar Flaschen Wein aus der Hand, bezahlte die Zeche und kommandirte: „Vorwärts!" Nach der Ankunft beim Schloß Grafeneck war freilich weiter nichts anzufangen. Der Kutscher ging nach Empfang eines zweiten Dukaten mit Vergnügen auf den Vorschlag ein, in der Nähe des Schlosses in einem Gebüsch zu übernachten. Für die Pferde war von Reutlingen aus auf einen ganzen Tag hinlänglich gesorgt.

Wir haben Pauline in dem Moment verlassen, wo sie von einem Schuß erschreckt aus der Umarmung des Herzogs auffuhr.

Da erblickte sie ihren Geliebten, mit angelegtem Gewehr an einem Baume stehend.

Es erfolgte ein zweiter Schuß.

„Fahr hin, ungetreue Schlange!" rief Dorner.

Weiter sah und hörte Pauline nichts mehr. Sie wurde ohnmächtig in das Schloß getragen.

Der Herzog war verwundet.

Das Triumvirat.

Zu der Zeit, wo dieſe Erzählung ſpielt, ging es im Lande Württemberg ganz wunderlich her. Es ereigneten ſich da ſo manche Dinge, welche man jetzt, weil ſie heut zu Tage nicht mehr in dem Umfange vorkommen, in das Reich der Mährchen verſetzen möchte.

Wenn jetzt der gegenſeitige Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk in einer dem Ideal vergleichungsweiſe möglichſt entſprechenden Weiſe beſteht, ſo führten damals die Willkür, die Laune den Scepter.

Wäre der geiſtvolle und von Natur edle Herzog nach einem etwas längern Verweilen bei ſeinem Lehrmeiſter Friedrich dem Großen, in etwas gereifterm Alter zur Regierung gelangt, ſo wäre wahrſcheinlich das jugendlich phantaſtiſche Element gar nicht mehr zu ſolchen ausſchweifenden Durchbrüchen gekommen, wie ſie bei ihm leider nur zu oft vorkamen. Und hätte Karl Alles ſelbſt lenken und ordnen können, auch dann würde Manches unterblieben ſein, was nicht gutgeheißen werden konnte.

Karl war Menſch, wie wir alle. Er war aber ein feurigerer, ein genialerer Menſch, als tauſend andere, er war, gleich den Dichtern und Künſtlern, ein Menſch der jeweiligen Gemüthsſtimmung. Man ſetze einen Raphael, Mozart, Göthe, Byron, ja ſelbſt den von ihm eingekerkerten Schubart an ſeine Stelle, ſie alle würden vielleicht in ganz ähnlichem Syſtem regiert haben.

Das Schlimmſte für dergleichen Genies iſt, daß ſie ihre ſchwachen Seiten haben. Dann finden ſich immer

ſpekulative Köpfe, die ihren Leidenſchaften ſchmeicheln, Günſtlinge, die ſich dem Fürſten unentbehrlich machen und ſo das Verderben des Landes werden.

Solche Leute waren damals in Württemberg drei am Ruder.

Den einen, den Kirchenrathsdirektor Wittleder haben wir bereits kennen gelernt.

Die beiden andern waren der Miniſter Montmartin und der Oberſt Rieger.

Mit Montmartins Ankunft begann der traurigſte Zeitraum in der Regierungsgeſchichte Herzogs Karl. Montmartin, früher Geheimerath bei des Herzogs Schwiegervater, dem Markgrafen von Baireuth, hatte dem Herzog Karl dazu verholfen, daß er ſchon im ſechszehnten Lebensjahr mündig geſprochen wurde. Welche Welt von Folgen knüpfte ſich daran! Wie ſollte ein Mittelding von Knabe und Jüngling ein Land regieren? —

Montmartin wurde für ſeinen Dienſt von Herzog Karl zuerſt mit einem Jahresgehalte belohnt, und darauf nach Württemberg berufen, wo er bald zu der Würde eines erſten Miniſters und Präſidenten des Geheimenraths emporſtieg.

Montmartin war groß und gut gewachſen, ſein Blick lebhaft und feurig, ſein Aeußeres ehrfurchtgebietend. Anſtand, Geberde und Bewegung zeigten den vollendeten Hofmann, den auch ſeine Reden und Thaten verkündigten. Er liebte die Pracht, und fröhnte, um dieſe Neigung befriedigen zu können, der ſchändlichſten Habſucht. Die Kunſt, mehr zu ſcheinen, als er wirklich war, beſaß

er in hohem Grade und wußte dadurch mit vieler Klugheit manche andere ihm fehlende Eigenſchaften zu erſetzen.

Zum Dienſte der willkürlichen Gewalt war dieſer Mann recht eigentlich geſchaffen, denn er huldigte völlig dieſem Syſteme. Kein Geſchäft war ihm zu entehrend, kein Auftrag zu geſetzwidrig, wenn er ſich dadurch in ſeines Herrn Gnade zu befeſtigen hoffte. Keine Unternehmung war ihm zu verwegen, aber auch kein Mittel zu ſchlecht, um ſeinen Zweck zu erreichen. Liſt und Ränke wandte er ſtets am liebſten an, aber er ſcheute auch nicht offene Gewalt. Dieſes und mancherlei Staatskunſtgriffe erſetzten bei ihm den Geiſt und tiefere Einſichten. Wort und That ſtimmten nur dann bei ihm zuſammen, wenn ſein Vortheil es erheiſchte. Freigebig über Maſſen in Verſprechungen, war er deſto karger in deren Erfüllung.

Ehe Montmartin kam, war freilich zu der Gewaltregierung ſchon der Anfang gemacht worden; denn es ſtand bereits ſchon ein anderer Günſtling Karls an der Spitze.

Dieſes war der Oberſt Rieger, der Sohn eines angeſehenen Geiſtlichen in Stuttgart, der preußiſche Kriegsdienſte genommen hatte und im Jahr 1756 als Auditor von dort in ſein Vaterland Württemberg zurückkehrte. Er war ein guter Kopf, welcher viele Kenntniſſe beſaß, von einnehmendem Aeuſſern, mit lebhaftem Blicke und ſtolzer Haltung. Sein Witz und ſeine Unterhaltungsgabe machten ihn zum angenehmen Geſellſchafter, ſeine Gewandtheit in den Künſten der Schmeichelei zu einem geſchickten Werkzeuge der Willkür. Durch dieſe Eigenſchaften ſetzte

er sich in des Herzogs Gunst immer fester, und stieg bis zum geheimen Kriegsrath und Oberst, aber zu einer weit höheren Gewalt, als eigentlich mit diesen Würden verbunden war. Denn nicht nur alle Militärangelegenheiten wurden durch ihn besorgt, auch in andere Staatsgeschäfte mischte er sich, schmiedete allerlei camarillistische Entwürfe, und vollstreckte die Befehle, welche sonst Niemand vollziehen mochte. Alles um sich her behandelte er mit verachtendem Uebermuthe. Alles fürchtete ihn; besonders flohen Geistliche und Landbeamte ihn wie die Pest, weil so manche von ihnen die verderblichen Wirkungen seines Zornes fühlen mußten.

Rieger kam nach Württemberg, als sich der Herzog gerade in großer Verlegenheit befand. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen und Karl sollte seinem mit Frankreich geschlossenen Vertrag zufolge sechstausend Mann Infanterie zur Verfügung dieser Krone stellen. Mittel zur Werbung und Ausrüstung waren keine vorhanden. Die Aufforderung zu freiwilliger Stellung fruchtete um so weniger, als Herzog Karl katholisch war und Friedrich der Große, erzürnt darüber, seinen Schüler sich feindlich gegenüber treten zu sehen, dem Kampfe gegen ihn das Ansehen eines Glaubenskrieges zu geben wußte. Diese politische Wendung war dem großen König in Württemberg vortrefflich gelungen und hatte die strenglutherische Bevölkerung dieses Landes mit Unwillen gegen die Rüstungen des Herzogs erfüllt, die dem Beschützer des evangelischen Glaubens und dem angebeteten Helden der Zeit galten.

Trotz dieser Hindernisse war es dem Oberst Rieger gelungen, ein Heer zusammen zu bringen. Doch hatte sich der preußische König durch seinen Sieg bei Leuthen bald an seinem undankbaren Zöglinge gerächt, dessen Truppen hier in schneller Flucht ihr Heil suchen mußten und nach Ende des Feldzugs übel zugerichtet und auf die Hälfte herabgeschmolzen wieder nach Hause kamen.

Der nächste Feldzug war nach Hessen gegangen, aber dort hatte der Erbprinz von Braunschweig das dießmals beinahe doppelt so starke württembergische Armeekorps total geschlagen und zerstreut. Nur mit Mühe war der Herzog selbst entkommen, der aber trotz des Verlustes von ein Paar tausend Mann noch guten Humor genug hatte, davon als von einer glänzenden Kriegsthat an den Minister Montmartin zu schreiben: „Ich habe 900 Grenadiere geopfert, um 8000 Mann zu retten und der Streich ist mir gelungen!“

Nach den Stürmen des Krieges folgten nun die kostspieligen Feste und Vergnügungen eines längern Friedens. Schloß und Gegend um Grafeneck hatten dem Herzog bald gefallen. Er ließ es prächtig herstellen und residirte, wie schon erwähnt, einige Wochen daselbst. Dießmal dauerte sein Aufenthalt mehrere Monate lang. Doch wir kehren jetzt zur Ueberfallsscene zurück.

Der Liebesrausch.

Der Herzog wollte an jenem Tage gerne mit Pauline allein zubringen. Natürlich hatte er an einen sol-

chen Ueberfall nicht im Traume gedacht und deßwegen die Dienerſchaft entfernt.

In liebender Sorgloſigkeit war er mit Paulinen bis ans Ende des Parks gewandelt, in ſüßes Geplauder und in ihren Anblick verloren. Aber daſelbſt lag bereits Dorner mit ſcharfgeladener Doppelbüchſe auf der Lauer. Mit Hülfe einer Strickleiter hatte er die hemmende Mauer überſtiegen. Als er den Herzog mit dem Mädchen ſeines Herzens ſo koſen und ihn an deren Seite voll Entzücken ruhen ſah, da überkam ihn die Macht der Eiferſucht und trug den gräßlichen Sieg über ſein beſſeres Selbſt und ruhiges Nachdenken davon. Beſinnungslos legte er auf den Herzog an, den er als den Verführer ſeiner Geliebten betrachtete, und als er die Erfolgloſigkeit ſeines Schuſſes ſah, ſpannte er nochmals den Hahn und zielte mit dem Auge des Wahnſinns. Aber die Reue folgte auf dem Fuße.

Er ſah ſowohl Paulinen als den Herzog ſinken. Da ergriff ihn unſägliche Angſt. Mit Blitzesſchnelligkeit war er wieder über die Mauer geklettert, und ſein Fuß wandte ſich zu eiliger Flucht in den Wald, wo der Kutſcher ſeiner wartete und ihn ſchnell über die württembergiſche Grenze entfernte. Im Hohenzollern'ſchen traf er auf preußiſche Werber. Die einzige Hoffnungsblüthe ſeines Lebens war zertreten. Die Zukunft hatte für ihn keinen Reiz mehr. Noch einen ſchmerzlichen Blick warf er nach der Gegend, wo ſeine Wiege ſtand, dann kehrte er der Heimath auf ewig den Rücken. Er ließ ſich in preußiſche Dienſte anwerben und trat in die Armee Friedrichs

des Einzigen. Sein gebrochenes Herz ſuchte den Tod, den er auch in der Würgeſchlacht bei Zorndorf, von einer Koſakenlanze durchbohrt, fand.

Die Verwundung des Herzogs war nur eine ganz unbedeutende geweſen und der Vorfall war bald in Vergeſſenheit getreten. Anfangs ſcheiterten alle Verſuche Karls, Paulinen für ſich zu gewinnen. Doch mit der Zeit wurde ſie allmälig nachgiebiger. War ja doch ihr Dorner jetzt für ſie in Ewigkeit verloren und war ja nach ſeiner wahnſinnigen That nicht die geringſte Hoffnung mehr offen, ihn jemals wieder zu ſehen. Auch fühlte ſie, daß ſie mit Ausnahme des Eindrucks, den der Herzog auf ſie gemacht, keinerlei Schuld gegen Dorner ſich aufrechnen dürfe, und daß dieſer jedenfalls ihre Liebe und Achtung durch ſeinen Mordanfall verwirkt hätte. Sein Bild trat nach und nach immer mehr in den Hintergrund. Die andere Männerwelt ließ ſie theils kalt, theils war ſie ihr ſogar widerwärtig. Ihr Herz gehörte eigentlich wie durch einen Blitzesſchlag ſogleich dem herrlichen Manne an, der ihr im Stuttgarter Luſtgarten Roſe und Gedicht übergeben hatte. Sie wußte damals noch nicht, wer er war, aber wenn es auch ein Bettler geweſen wäre, die Allmacht der Neigung hätte doch den Sieg über ſie davongetragen. Allerdings hatte ſie einmal in einem Momente der Aufwallung, die ein Kind des Mitleids war und durch die Eigenthümlichkeiten Dorners verſtärkt wurde, dieſem ewige Treue zugeſchworen, und damals ſtand ſie auch wirklich in der Meinung, daß ſie Dorner liebe. Jetzt aber ſah ſie zu ihrem Er-

stannen ein, daß sie in einer auffallenden Selbsttäuschung befangen gewesen war. Geht es doch Millionen Mädchen nicht anders; sie greifen zuerst ohne nähere Prüfung ihres Herzens zu; aber dann, wenn sie sich gebunden haben, sehen sie ihren Fehlgriff ein.

Pauline hatte eigentlich den Herzog schon geliebt, ehe sie ihn nur gesehen hatte. Das klingt freilich sonderbar und doch war es so.

Sie trug in Geist und Herzen das Ideal eines Mannes, das sie nirgends verwirklicht fand. Da war es ihr nach Jahren plötzlich in der Person des Herzogs entgegen getreten. Dieß war der Grund, warum sie sich gegen ihn vom ersten Augenblick an nicht abstoßend benahm; liebte sie ihn doch im Stillen von ganzer Seele. Indeß gestattete sie ihm dabei Nichts, was nicht innerhalb der Grenzen der strengsten Sittlichkeit lag. Die größte Aufmerksamkeit so wenig wie die glühendste Zärtlichkeit führten den Herzog weiter.

Eines Abends saß der Herzog wieder ganz allein mit ihr im Garten. Es war eine wunderschöne Sommernacht. Mit goldenem Gefunkel leuchteten am Himmel die ewigen Sterne; melodisch rauschten die Wasserfälle und murmelten die Springbrunnen; mit seinem silberblassen Antlitz sah der Mond in ruhiger Klarheit hernieder.

Zärtlicher als je begann der Herzog:

„Pauline, ich ertrage deine Gleichgiltigkeit nicht länger; du siehst, wie ich keinen Tag, keine Stunde von *dir weiche*, wie ich über dir die Sorgen um ein ganzes

Land vergeſſe. Du legſt ſogar das Geſtändniß ab, daß du mich liebſt, und dennoch bringſt du mir nicht das kleinſte Opfer."

„Mein Opfer iſt kein kleines," erwiederte Pauline, die heute wunderſchön war und dem Herzog leiſe die Hand drückte. „Uebrigens wäre es an euch, Durchlaucht, mir vorher ein anderes Opfer zu bringen."

„Welches? Fordere Alles, Pauline!" rief der Herzog.

„Ich brauche es euch nicht zu nennen, Durchlauchtigſter Herr!" flüſterte Pauline.

„Ach was Herr! Was Durchlauchtigſter!" ſagte der Herzog. „Nenne mich doch endlich einmal du ohne alle Titel. Ich kenne das Opfer und werde es dir auch bringen. Du willſt Herzogin ſein, bevor ich dich im ganzen Umfange des Wortes mein nennen darf. Wohlan denn, du ſollſt Herzogin werden!"

Mit hohem Ernſt fuhr er fort:

„Ich fühle, daß in meinem Lande nicht alles ſo beſtellt iſt, wie ich es wünſchte; ich weiß es ſelbſt am Beſten, daß einige meiner Vertrauten das Volk tyranniſiren und daß ich am Ende allein für den Urheber alles Böſen, für den Tyrannen gelte, der ich wahrlich nicht bin. O wie ſehne ich mich darnach, einen rettenden Engel zu finden, der mir den wohlthätigen Faden zur Flucht aus dieſem furchtbaren Labyrinthe bietet! Allen dieſen Männern gegenüber verirre ich mich in unzähligen Kämpfen nur immer wieder aufs Neue. Nur einem Weibe, dem Ideal eines Weibes iſt es vorbehalten, mir das leuchtende Ziel der Wahrheit zu weiſen und mich mit liebender

ſeine Leidenſchaft mit etwas zu lebhaften Ausdrücken und von Stund' an war ſie bei dem Herzog in Ungnade gefallen. Schon am nächſten Morgen verließ er in groſſer Verſtimmung das Schloß Grafeneck.

Pauline war untröſtlich. Es litt ſie nicht mehr auf Grafeneck, ſie wollte fort. Doch zu ihrem großen Befremden ſah ſie ſich gefangen gehalten. Nach acht, ihr eben ſo viele Monate ſcheinenden Tagen kehrte der Herzog zwar zurück und ſuchte ſie zu beruhigen, was ihm auch einigermaßen gelang. Aber der Zauber ſeines Ideals war verſchwunden. Er ſah in Paulinen nur mehr das gewöhnliche Weib. Nur wenige Stunden verweilte er auf Grafeneck, das für ihn jetzt ſeinen höchſten Reiz verloren. Wohl erſchien er nachmals noch drei bis vier Mal, aber auf noch kürzere Zeit.

Es war an einem nebeligen Oktobertage, wo Karl zum letzten Mal in Grafeneck einkehrte. Gram und Kummer hatten Paulinen auffallend verändert. Sie hatte mit dem Wagniß eines Spielers ihr höchſtes Gut eingeſetzt, um dadurch die Erfüllung ihrer höchſten Wünſche zu gewinnen. Der Einſatz war verloren. Ihr blieb nichts als traurige Einſamkeit und folternde Reue. Darum war auch der Anflug von Fülle, der ihrem ſchlanken Wuchſe ſo viele Reize verlieh, die lebensfriſche Roſenröthe ihrer Wangen, das ſtrahlende Feuer ihres Auges, ihr tändelnder Frohſinn, ihr heiterer Humor, Alles, Alles war dahin. Sie hatte in ein Paar Wochen um ein Decennium gealtert.

Der Herzog entſetzte ſich im Stillen bei ihrem An-

blick; er fühlte ſich nicht wohl in ihrer Nähe, daher verweilte er kaum einige Minuten und kehrte hierauf dem Schloſſe, ſo lange Pauline noch dort anweſend war, für immer den Rücken. Sein leichtbewegter Sinn fühlte das Bedürfniß der Zerſtreuung. Raſtlos eilte er von Vergnügen zu Vergnügen, denn ſein Wahlſpruch lautete nicht wie der Wahlſpruch Friedrichs des Großen: „Als Fürſt leben, handeln und ſterben!“ ſondern er hieß: „Glänzen und genießen!“

Den ganzen Winter hindurch ſaß Pauline allein in Grafeneck gefangen. Sie entſchuldigte des Herzogs Ausbleiben mit ſeinen vielfachen Regierungsgeſchäften und hoffte immer noch auf ſein Wiedererſcheinen.

Wohl hundert Mal ſchrieb ſie ihm, aber kein Brief, kein Gruß von ihm legte ihr mehr Zeugniß ab von dem, was ſie vor kurzer Zeit ihm noch geweſen. Selbſt an ihrem Geburtsfeſte, am Neujahrstage — kein Zeichen eines Andenkens. Ihr Zuſtand war ſchrecklich. Millionen Thränen floßen aus ihrem Auge auf die Ruinen ihrer Hoffnungen, auf die Grabſtätte ihres gemordeten Lebensglückes.

So war der Februar herangekommen; auf den eilften dieſes Monats fiel des Herzogs Geburtstag. Da ergriff ſie noch einmal die Feder und ſchilderte ihm in den rührendſten Ausdrücken ihre grenzenloſe Lage. Doch Herzogs Karl Geburtsfeſt war gerade der am wenigſten geeignete Moment, ſich mit einem Anliegen, und zwar mit einem ſolchen, wie Pauline auf dem Herzen hatte, an ihn zu wenden. Für derlei Sachen hatte er in dem

garter Bürger und Heslacher Einwohner war Herzogs Karl bevorſtehender Feldzug und die Rede kam natürlich bald auf Oberſt Rieger, der mit despotiſcher Strenge im Lande waltete. Mit bitterem Ingrimm bemerkten die Männer, daß man Alles zum Militär nach Stuttgart ſchleppe, um gegen den Beſchützer des evangeliſchen Glaubens zu Felde zu ziehen. Man erging ſich eben in lauten Verwünſchungen über den jammervollen Zuſtand der Dinge, als auf einmal draußen ein ſchreckliches Wehgeſchrei erſcholl.

Es war die alte Käther, eine Wittwe von 65 Jahren, die mit aufgelöstem Haar daherrannte und um Hilfe ſchrie.

Der ganze Ort kam in Allarm.

„Was iſt's? Was gibt's?“ fragten die aus dem Hirſch herauseilenden Gäſte.

„Ach, die arme alte Frau!“ hieß es. „Man hat ihr ſo eben ihren einzigen Sohn aus dem Bette geriſſen.“

„Den Hannesle?“

„Ja, den Hannesle! Seht, dort ſchleifen ſie ihn fort!“

Hannes ſträubte ſich und rang mit Leibeskräften, um ſich loszumachen; aber es half ihn alles nichts. Er mußte folgen.

Die Mutter, ein altes gebrechliches Weib, die Nichts mehr verdienen konnte, fiel den ihren Sohn escortirenden Soldaten zu Füßen, aber lachend zeigten ſie ihr Riegers Inſtruktion und riethen ihr, ſich an den Herzog *ſelbſt zu wenden.*

„Ich muß verhungern und verderben," heulte ſie, „wenn ihr mir meine einzige Stütze nehmt!"

„Schweig, alte Hexe!" donnerte ſie der berauſchte Obermann an.

„Laßt ihn los! Ach mein Hannesle! mein Hannesle!" fuhr ſie fort, ihn am Arme faſſend. Aber die Soldaten antworteten ihr mit neuen Scheltworten und ſtießen ſie mit ihren Flintenkolben auf die Seite.

Da richtete ſich Käther groß auf wie das Weib von Endor und ſtieß einen gräßlichen Fluch auf den Oberſt Rieger aus, worauf ſie ohnmächtig auf die Straße niederſank.

Dieſer Fluch ſollte bald furchtbar in Erfüllung gehen.

Den Oberſt Rieger hatte die Ergänzung und Ausrüſtung der Truppen in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Dieß benützte der Miniſter Montmartin und nun brach die Feindſeligkeit dieſer beiden Nebenbuhler in offene Flammen aus. Eine Zeit lang ſchwankte der Sieg. Aber Rieger war ſeinem ſchlauen Gegner nicht gewachſen.

Durch ſchnelle Herbeiſchaffung des nöthigen Geldes, wobei er noch weniger verlegen in der Wahl der Mittel und noch erfinderiſcher in ihrer Auffindung war, gewann Montmartin die Gunſt des Herzogs immer mehr. Riegers Sturz wurde beſchleunigt.

Montmartin war einem Briefwechſel Riegers mit Karls Brüdern auf die Spur gekommen. Seinen unermüdlichen Beſtrebungen gelang es endlich, einen derartigen Brief von Rieger aufzufangen, der dieſem nothwendig den Hals brechen mußte.

einen Korb ertheilte, während sie eine ordentliche Versorgung hätte erhalten können. Allein er liebte Karolinen wie seinen Augapfel, und hatte sich darum immer wieder bei ihren abschlägigen Bescheiden beruhigt.

In der letzten Zeit drängten ihn aber die Nahrungssorgen immer mehr. Bei der Ebbe, die häufig in der Staatskasse eintrat, konnten oft die Gehalte der Bediensteten nicht ausbezahlt werden. Auch Hellmann hatte dießmals schon ein ganzes halbes Jahr keinen Kreuzer empfangen. Zuerst half er sich mit kleinen Anlehen bei Freunden, allein endlich war auch diese Quelle versiegt. Die Noth in seinem Hause war mit aller Furchtbarkeit eingekehrt.

Da hatte der sechzigjährige Herr von Neubronn, dem das benachbarte Dorf sammt Schloß gehörte, und welcher einen bedeutenden Reichthum besaß, sich in die Schönheit Karolinens vergafft und in seiner Lüsternheit nach ihrem Besitze dem Vater Anträge um ihre Hand gemacht, wobei er dem Bedrängten Aussichten auf reichliche Geldunterstützungen eröffnete.

Dem Förster ging ein goldener Stern auf. Voller Freude über den ehrenwerthen Antrag, gab er ohne Bedenken sein Jawort und bekräftigte solches mit einem Schwur, den der alte Freier ihm abforderte.

Aber der Vater hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als er Karolinen die Bewerbung des Herrn von Neubronn und die ihr von seiner Seite gewordene Zustimmung mittheilte, sagte diese entschieden: Nein! *Da flammte* der Zorn des Försters auf.

„Ungerathenes Kind!“ rief er mit unverholener Wuth aus, „du willſt alſo, daß ich an den Bettelſtab komme, daß ich mit deinen Geſchwiſtern an die Thüre gutherziger Menſchen um Brod anklopfen muß! Das iſt der Lohn für die Liebe, die ich für dich gehegt, für die ſorgſame Pflege, die ich dir ſeit achtzehn Jahren angedeihen ließ. Worauf haſt du denn ſo ſtolz zu ſein, daß du die achtbarſten Freier zurückweiſeſt? Mit dem Bischen Larve iſt es in ein Paar Jahren vorbei. Herr von Neubronn bietet dir eine Verſorgung, wie du keine beſſer wünſchen kannſt, alle Mittel werden dir durch dieſe Verbindung, um das Leben ſelbſt genießen zu können und deinem alten Vater für die Opfer, die er dir ſeit deiner Geburt gebracht, eine billige Entſchädigung zu geben. Und das Alles gilt dir nichts, weil der Freier nimmer im Mai des Lebens ſteht und es mit den flaumbärtigen Jünglingen nicht mehr aufnehmen kann. Ich habe bis jetzt Geduld gehabt, aber jetzt iſt es damit alle. Und ſomit befehle ich dir, dem Herrn von Neubronn deine Hand zu geben. Sollte deine alberne Wähligkeit auch dießmal ungehorſam ſein, ſo haſt du das elterliche Haus auf der Stelle für immer zu verlaſſen und den vollen Fluch deines Vaters mit auf den Weg zu nehmen. Dieß iſt mein letztes Wort.“ Er verließ nach dieſen Worten, die Thüre heftig zuſchleudernd, das Zimmer.

Karoline ſtand erſtarrt. Der angedrohte Fluch hatte ihren ſtarken Geiſt tief erſchüttert; ihr Herz blutete in unſäglicher Qual. Alle ihre Träume von Lebens- und Liebesglück ſollte ſie zu Grabe tragen, und einem abge-

lebten Greiſe die jugendliche Hand reichen. Das war zu viel!

Aber des Vaters Fluch! Nein, den konnte die fromme Jungfrau nicht auf ſich laden. Lieber ſterben, als dies.

Endlich war ihr Entſchluß gefaßt. Sie wollte dem Vater gehorchen und das große Opfer bringen.

Als ſie dieß dem Vater mittheilte, wollte ſie dieſer in der Aufwallung ſeiner Freude umarmen; doch ſie trat kalt zurück und ſagte:

„Freuen ſie ſich nicht, Vater! Der moraliſche Mord, den ich an mir begehe, wird ſpäter nicht ungerächt bleiben. Ich gehorche ihnen, aber entheben ſie mich aller weiteren Forderungen!“

Morgen ſollte die Verlobung ſein. Dieß war der Grund der Traurigkeit Karolinens. Das Gebet verſchaffte ihr keine Ruhe. Stürmiſcher immer pochte ihr Herz. Sie verſenkte ſich in trübmelancholiſche Gedanken. Gerade ſchlug die Mitternachtsſtunde — da ſank ſie wieder auf die Kniee und flehte noch einmal inbrünſtig zum Himmel um Rettung von dem ſie drohenden Schickſale. Aber Gott blieb taub für ihr Flehen.

Ach ſie hatte ihn ja geſehen, den Einzigen, den ſie Tag und Nacht in der Seele trug, aber wie ein Blitz war er ihr verſchwunden.

Sie war vor einigen Tagen bei Verwandten in Leonberg auf Beſuch geweſen, und hatte bei dieſer Gelegenheit mit einer Freundin einen Spaziergang in den *Wald* gemacht. Dort war ihr ein Jäger erſchienen, der

ſie ins Auge gefaßt hatte, wie ein ihm verfallenes Wild. Sie war vor ihm erſchrocken, aber er trat freundlich heran und unterhielt ſich mit den beiden Mädchen, aus denen er leicht herauslockte, was er zu wiſſen brauchte. Darauf erſchienen einige Jäger, mit denen er verſchwand.

Karolinens Herz gehörte von Stund an dem unbekannten ſtattlichen Jäger. Es war ihr immer, als ob er ihr Retter werden müßte. Er hatte ihr gar zu tief ins Auge geſchaut und ihr ſogar etwas zugeflüſtert von recht baldigem Wiederſehen.

Das Wort „Wiederſehen" klang ihr in tauſendfachem Echo nach. Täglich ſpähte ihr Auge nach dem geliebten Unbekannten. Sie hatte ihm ſogar geſagt, woher ſie wäre; er könnte kommen, wenn er nur wollte, aber, ach! er kam nicht.

Tag auf Tag verging ihr in immer hoffnungsloſerer Sehnſucht. Eine Ahnung ſagte ihr, daß er kommen müſſe. Sie ſchaute eine ganze Stunde lang durchs Fenſter in die milde Nacht hinaus. Er kam nicht.

Voll Seelenqual legte ſie ſich endlich nieder, aber an einen ruhigen Schlaf war nicht zu denken. Zerrüttet von den drohenden, grauſigen Bildern der Zukunft ſank ſie zwar manchmal in leichten Schlummer, aber immer trat ihr bald als Skelett, bald als Eisbär, bald als irgend ein anderes ſchaudererregendes Ungethüm das Bild ihres ſechzigjährigen nur in Haut und Knochen ſteckenden künftigen Gemahls entgegen und ſein Anblick ſchüttelte ſie mit kaltem Fieberfroſt.

Mehrmals ſprang ſie in der Nacht aus dem Bette

auf, von gräulichen Viſionen verfolgt. Es that ihr dann wenigſtens wohl, ſich zu überzeugen, daß ſie nur geträumt habe. Der helle klare Mond ſtand ſo ſchön am Himmel. Sie beneidete alle Weſen, die auf dieſer ſilbernen Scheibe und den herrlichen goldenen Sternen wohnten. Aber ſie war hier unten — ihr ſtand die Kreuzigung ihres Lebensglückes bevor.

Mehrmals rief ſie aus dem Fenſter nach dem Wald in die Nacht hinaus:

„O Jäger, geliebter Jäger, erſcheine und rette mich!“

Doch es erſchien kein Jäger.

Sie rief es jetzt zum dritten Mal. Da antwortete ihr ein Ton, der dem einer Eule glich, mit menſchlicher Stimme: „Er erſcheint nicht!“ worauf ein gellendes weibliches Hohnlachen erklang, welches das Echo in dem Thale ſchauerlich wiederhallte.

Es war Pauline.

Von Grafeneck entſprungen hatte ſie ſich aus Verzweiflung unter die Zigeuner begeben und war jetzt dicht unter Karolinens Fenſter herangeſchlichen.

Karoline zog ſich an und eilte, um auch die friſche Morgenluft mehr genießen zu können, in den Garten. Sie traf dort die Zigeunerin, die ihr als Unglücksperſon keck entgegentrat.

„Was haſt du hier zu ſchaffen, du altes Weib?“ fragte Karoline.

„O nichts, gar nichts!“ erwiederte Pauline. „Es hat hier herum ſo viele Eulen und die höre ich für mein

Leben gern ſingen. Es gibt nichts Herzigeres, als ſo eine rechte Nachteule."

Karoline fühlte ſich von unheimlichen Empfindungen ergriffen. Sie glaubte, eine Wahnſinnige vor ſich zu erblicken und wollte fliehen.

„O bleibt, o weilt noch ein wenig, mein ſchönes Kind!" ſagte die Zigeunerin. „Ich möchte euch gerne warnen. Heirathet keinen alten, keinen reichen, keinen vornehmen Mann! Denkt nicht an Könige und Herzoge."

Wer denkt denn an einen König oder Herzog?" fragte Karoline verwundert.

„Ein Herzog kommt, um euch zu entführen!" antwortete Pauline, ſie mit großen Augen anglotzend. „Hütet euch vor ihm!"

Gern hätte Karoline mehr gefragt, aber ehe ſie aus ihrem Nachdenken erwachte, war die Zigeunerin verſchwunden.

Als ſie wieder aus tiefem Sinnen ſich emporraffte, ſtand der unbekannte Jäger vor ihr, den ſie im Leonberger Walde geſehen hatte.

„Komm! Komm!" flüſterte er ihr zu. Ein Wagen ſteht bereit. Laß uns fliehen! Uns winkt das ſchönſte Glück!"

Ehe ſie von der Beſtürzung zur Beſinnung kam, fühlte ſie ſich von dem kräftigen Arm des Jägers fortgeriſſen. Da trat ihnen aus dem Waldesdunkel die bekannte Zigeunerin in den Weg und erhob ein lautes Geſchrei.

Karoline drohte, von Schrecken und Schwäche über-

wältigt, zu ſinken. Da nahm ſie der Jäger in den Arm und trug ſie weiter. Eine Welt hätte ſie ihm in dieſem Augenblicke nicht abgerungen, außer mit ſeinem Leben.

Ihr Haupt ruhte an ſeiner Bruſt, ihre Augen, in deren feuchtem Glanz Scham und Bewunderung über die Keckheit ihres Entführers ſtritten, waren gegen die ſeinigen gerichtet, und der ſüße Hauch ihres Mundes, als er ihn mit Küſſen zu ſchließen verſuchte, berauſchte ihn ganz.

Im Wald, dicht an der Straße, harrte ihrer eine von mehreren Berittenen umgebene Chaiſe. Der Unbekannte hob Karolinen ſanft hinein, ſchwang ſich an ihre Seite, und wie der Blitz jagte der Wagen mit den Reitern von dannen.

Die Solitude.

Kurz nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges ließ Herzog Karl an einem Orte, den man von fünf, aus einer Wurzel gewachſenen, Eichen „Fünfeichen“ nannte, den Wald ausroden und ein Schloß auf die Stelle bauen, dem er von ſeiner Lage den Namen „Solitude“ gab. Karl zog ſich ganz hieher in die Einſamkeit zurück. Allein es entſtanden nach und nach Feſtgebäude, Theater, Marſtälle, Kaſernen und Alles, was man nur an dem glänzendſten Hofe finden mochte. Die neue Schöpfung wurde mit allen Punkten in der Gegend durch Alleen in Verbindung geſetzt und ein über 900 Morgen großer Garten ward mit Allem, was Kunſt *und* Natur vermochte, ausgeſtattet.

Das Jagdſchloß iſt eines der ſchönſten Werke der Baukunſt, nicht groß an Umfang, aber groß an Geſchmack. Ein italieniſcher Baumeiſter ſoll darüber das Urtheil gefällt haben, daß es nicht für Menſchen, ſondern für Götter gemacht ſei. —

In dieſem Schloß war in der Nacht ein Wagen eingetroffen, über den allerlei Gemunkel umherging; denn er war nicht den gewöhnlichen Weg hereingefahren, ſondern auf einer einſamen nur ſelten betretenen Straße von hinten in den unbewohnten Flügelanbau gelangt.

Nur das Geräuſch, das der Hufſchlag der Pferde, und das Knarren des dortigen Thors verurſachte, hatte ſeine Ankunft einigen erwachenden Schloßbewohnern verrathen.

Am folgenden Tage beſchäftigte das räthſelhafte Ereigniß alle Gemüther. Man vermuthete dies und jenes, ohne die Wahrheit zu erfahren, denn Niemand durfte dieſen Flügel betreten; zwei Leibjäger mit ſcharfer Ladung hielten an der Treppe Wache. —

Unſere Leſer errathen, daß in dem Wagen Niemand anders als Karoline mit ihrem Entführer angekommen war. Sie war bisher wenig über ihre Heimath hinausgekommen. Die Pracht, die ſich in den Gemächern des Gebäudes, in dem ſie ſich jetzt befand, entfaltete, überraſchte ſie. Mit Wohlgefallen ſchritt ſie durch die hohen und geräumigen Zimmer und muſterte die ihr dort entgegentretenden Herrlichkeiten.

Der unbekannte Jäger hatte ſie unten am Eingang verlaſſen, um, wie er ſagte, ſpäter zu ihr zurückzukehren.

Hatte ſie ſchon vorher ein gewiſſes Vertrauen in die Ritterlichkeit ihres Entführers geſetzt, ſo zweifelte ſie jetzt um ſo weniger, daß ſie ſich in Cavaliershänden befinde. Mit ſüßer Sehnſucht hoffte ſie auf die Rückkehr deſſen, der ſie koſend ſeine Geliebte nannte.

Gewitterwolken hatten den Tag über den Himmel bedeckt und die Sonne verhüllt. Doch das Wetter war vorübergezogen. Die ganze Natur hatte bei einem ſanften Regen ihre Poren geöffnet, ein linder Abendwind wehte und erfüllte die Luft mit ſüßen Düften.

Karoline trat auf den Altan heraus und athmete die erquickliche Friſche der Natur in vollen Zügen ein. Es überkam ſie ein wohlthuendes Gefühl. Sie fand ſich nicht fremd in dieſer Gegend, die ſie von allen Seiten mit einer Art von heimlicher Waldtraulichkeit anlächelte.

Die Thränen traten ihr in die Augen, als ſie die Sonne in ſterbender Glorie ſinken ſah und ein wunderbarer roſiger Glanz alle Gegenſtände verklärend überſtrahlte.

Sie fühlte in dieſem poetiſchen Momente, wie viel eine große Kraft auszurichten vermöge, und ſie konnte den Gedanken nicht unterdrücken, der ſie ſo oft lebhaft ergriffen, auch einmal eine Sonne in einer weitern Sphäre ſein zu können, ſegensvoll durch Licht, Glanz und Wärme.

Leider war es ihr nicht beſtimmt, dieß je zu werden.

Als ſie nach einer ziemlich langen träumeriſchen Verſunkenheit wieder ihr Zimmer betrat, bemerkte ſie eine lebhafte Bewegung im Schloſſe. Reiter ſprengten *in den Hof*, Diener rannten hin und her. Sie ahnte,

daß der Herr des Schloſſes entweder ſchon angekommen oder doch in der Nähe ſein müſſe.

Während ſie ſich zuſammenraffte, um ſich zu einer Unterredung vorzubereiten, von welcher ihr Lebensglück abhing, hörte ſie leiſe Tritte eines nahenden Weſens.

Es war ein geiſterhaft ausſehendes weiß gekleidetes Frauenzimmer.

„Grüß Gott, ſchönes Fräulein!“ hob die Erſcheinung an.

Karoline faßte ſie ins Auge und erkannte in ihr ſchnell das Zigeunerweib. Ihre ſchwarzen Haare fielen aufgelöst herab. Sie mußte einmal ſehr ſchön geweſen ſein. Ihr Geſicht war lilienweiß, ein ſterbendes Feuer glühte in ihrem Auge.

Jetzt ergriff die bleiche Geſtalt Karolinens Hand, ſah ihr wehmüthig lächelnd in's Geſicht und flüſterte ihr zu: „Trau' ihm nicht! Er will dich machen, wie ich bin!“ Bei dieſen Worten ſtrich ſie ihre Hand über die Stirne, wie wenn ſie eine Erſcheinung brenne, und bedeckte dann beide Augen, wie vor Scham. Helle Thränen perlten unter der weißen Hand hervor. Eine momentane Röthe flog über den Schnee ihres todten Angeſichts.

Dann ſagte ſie, ſich groß aufrichtend, mit flehendem Tone: „Laß dich warnen, ich mein' es gut mit dir!“

Sie bot ihr nach dieſen Worten die Hand. Karoline dachte dabei an den Aberglauben, daß Einen die Geiſter feſthalten, wenn man ihnen die Hand gegeben. Aber die Erſcheinung ſchien doch mehr ein menſchliches Weſen als ein Geiſt. Deßhalb reichte ſie ihr die Rechte.

Karoline wollte Vieles ſagen. Aber die Geſtalt wiederholte ihre wenigen Worte: „Trau' ihm nicht! Er will dich machen, wie ich bin!“ und fügte noch langſam und nachdrücklich betonend die Worte hinzu:

„Ade! Ade! Gedenke mein!“

Sie verſchwand hierauf, ohne daß Karoline Näheres von ihr hätte erfahren können.

Auf einmal trat, in einen Mantel gehüllt, der Herzog ein. Auf ſeinem Gange war er einem weiblichen Weſen begegnet, vor deſſen Anblick er zuſammenſchauderte. Es war die Erſcheinung, die Karolinen räthſelhaft geblieben, die aber der Herzog wohl erkannte. Auf dem vom Wege aus erhellten Corridor, der den Schloßflügel mit dem Nebengebäude verband, trat ſie ihm wie ein Geſpenſt, für das ſie auch die untenſtehende Wache angeſehen, entgegen, die Rechte erhebend und dreimal: Wehe! Wehe! Wehe! ausrufend, worauf ſie, weder von dem Herzog noch von der in ihr „die weiße Frau“ zu ſehen glaubenden Wache angefochten, weiter ſchritt.

Der Herzog ſtieß nur den Namen „Pauline“ aus. Die Wache wollte Halt rufen, aber wie durch einen Zauber war ihre Zunge gelähmt vor der mit feierlich langſamen und geiſterhaftem Tritt aus dem Schloſſe wandelnden Dame.

Als der Herzog vor Karolinen ſtand, erſchrack er. Sie glich an Geſtalt ſo ganz Paulinen, daß er ſie in einem Moment geiſtiger Ueberraſchung für letztere hielt. Doch bald gewahrte er ſeinen Irrthum, eilte mit ausgebreiteten Armen ihr zu und drückte ſie an ſein Herz.

Das liebende Mädchen fühlte ſich wie aus der Hölle in das Paradies gerettet. Sie widerſtrebte dem Manne nicht, der ſie, wie es ſchien, glücklich machen wollte. Unwillkürlich fand ſich Mund zum Munde und zärtliche Küſſe brannten auf Karolinens Lippen.

„Es gibt doch nichts Höheres, als die Liebe!“ rief der Herzog aus. „Jetzt biſt du mein, und bis zum Tode ſelbſt ſollſt du die Meine bleiben! Ich bin zwar arm —“

„Aber dieſes Schloß, dieſe Dienerſchaft, dieſe prachtvollen Zimmer?“ fragte Karoline.

„Das alles gehört nicht mein,“ antwortete er, „ſondern dem Herzog von Württemberg, unter deſſen geringſte Unterthanen ich mich zähle. Ich bin nichts, als ein armer Jäger, der jedoch einige Ausſicht auf baldige Beförderung hat, und nur blinde, wahnſinnige Liebe zu dir verleitete mich, einen kühnen Schritt zu wagen. Ich kann von dir nicht laſſen und ſollte es meinen Kopf koſten. Der Herzog iſt ſtreng, das weiß ich; doch weil ich in ſeiner Gunſt ſtehe, wird er vielleicht meiner Kühnheit verzeihen. — Ich ſollte im Frankenlande ganz andere Aufträge vollziehen, doch dein Anblick ließ mich des Herzogs Befehle vergeſſen. Ich erfuhr, daß man dich an einen alten Mann verkuppeln wollte. Du glaubteſt dich eines Tages nicht bemerkt, wo du unter einer breitwipfeligen Linde ſo herzig mit den armen Kindern deines Ortes ſpielteſt. Du küßteſt mehrere dieſer Kinder. Wie ſehr beneidete ich ſie! Ich bin ein großes Kind, dem jede Spur von Kindlichkeit verloren ging; aber du könnteſt mir die ſüße Kindlichkeit wieder geben. Ich bin —

ach ich weiß gar nicht, was ich bin oder bisher geweſen bin, doch ſo viel weiß ich, daß ich dich über alles liebe."

Er ſchaute ihr dabei ſo treuherzig ins Geſicht, daß ſie ihm unwillkürlich in die Arme ſtürzte, und aufs Neue die ſüßeſten Küſſe gewechſelt wurden.

„Ich bin aber nur eine Art von Bauer," begann der Herzog wieder.

„Magſt du ſein," erwiederte Karoline, „wer du willſt, und wenn du ein Bettler wäreſt, ſo möchte ich keinen andern Mann auf der ganzen weiten Welt und wenn er auch Millionen beſäße!"

„Aber ich brauche eigentlich eine reiche Frau," ſagte der Herzog, „denn ich bin ſo arm, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß."

„Geld habe ich auch keins," verſetzte das Mädchen, „aber ein treues Herz und geſunde Hände. Du ſcheinſt auch nicht müſſig gehen zu wollen, ſo bringen wir uns ſchon fort. Aber ich habe nur Angſt, daß der Herzog dich hier entdeckt und dich recht tüchtig beſtraft. Was dann?"

„Was dann?" wiederholte der Herzog, „was dann?"

„Ich will von dir Antwort," meinte Karoline. „Wer biſt du denn eigentlich? Ich möchte gern wiſſen, wem ich mein Schickſal in die Hand gelegt habe. Alſo ſage jetzt, wer biſt du?"

„Wer ich bin?" Nun ſo wiſſe denn, verſetzte Karl und ſchlug den Mantel auseinander, unter dem Stern und Orden prangten, „— ich bin der Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Karoline ſtürzte in der heftigſten Verwirrung vor ihm auf die Knie; die Ueberraſchung hatte ihr die Sprache genommen, ſie war einer Ohnmacht nahe.

Damit hatte ſie aber auch den Wendepunkt ihres Glückes herbeigeführt. Der Herzog liebte keine Schwachheit. — Er ſah ſich wirklich nach einem edlen, kräftigen weiblichen Weſen um, das ihn aus dem Labyrinthe ſeiner Verirrungen als ein rettender Engel herausführen ſollte. Er glaubte, dies Weſen in Karolinen gefunden zu haben. In ſeiner Neigung für ſie hatte ſich bis jetzt keine Sinnlichkeit eingeſchlichen; er trug ſich mit der feſten Abſicht herum, ſie zur Herzogin zu erheben. Hätte ſie in dem entſcheidenden Augenblicke, wo er ſich als Herrſcher entdeckte, eine imponirende Stellung, hätte ſie Geiſtesgegenwart und eine ruhige Haltung bewahrt, ſo wäre ihr die Hand des Herzogs geworden. Ihre Beſtürzung, ihre Ohnmacht verdarb alles. Dieſes ſchwache Weib konnte dem Herzog kein ſchützender Leiter werden. Sein Plan war in dem nämlichen Momente aufgegeben. Er ſah in ihr nur mehr das ſinnlich reizende Weib, das ihn durch ihre Gunſt beglücken ſollte.

Er hob ſie deßwegen ſanft auf und drückte ſie an ſeine Bruſt.

„Warum erſchrickſt du?“ ſagte er. „Die Herrſcherhoheit ſchwindet vor dem Banner der Liebe. Erhole dich!“

„Ich will dich glücklich machen,“ fuhr er nach einer Pauſe, während welcher er des Mädchens Reiz mit lüſternen Blicken betrachtete, mit ſchmeichelnder Ueberredung fort. „Sieh, als ich dich ſah, bedrohte dich ein unwür-

diges Loos; ich wollte dir ein beſſeres Loos bereiten. Wer eine ſeltene Blume auf dem Boden, wo ſie ſteht, ſchnell verwelken ſieht, der iſt ein Thor, wenn er ſie nicht in ein beſſeres Land verſetzt und wer ein goldenes Vöglein im ungeſunden Käfig bemerkt, wo es verderben muß, der würde grauſam handeln, wenn er es nicht daraus erlöste. Ich habe dich befreit, willſt du ganz mein gehören?

„Auf ewig!“ lispelte ſie.

Des Herzogs Augen funkelten, als er dieß neue Opfer ſich gewiß wußte.

Er pflückte die Blume, aber ſie verwelkte bald in ſeiner glühenden Hand. Als reizlos und des jugendlichen Duftes beraubt, warf er ſie bald wieder weg. Nach drei Monaten ſchon gab er Karolinen den Laufpaß. Thränenlos in dem ungeheuren Seelenleiden der tiefſten Demüthigung ſuchte ſie das Vaterhaus auf, um dort ihr müdes Haupt zur Ruhe zu legen. Der Vater nahm ſie noch gut auf und ſuchte ſie zu tröſten, weil ſie ihm eine reichliche Abfindungsſumme des Herzogs in die Hand legte. Aber von allen ihren Bekannten wurde ſie verachtet und geflohen.

Bekehrung und Fluch.

Eine Reihe von Jahren war nach dieſen Ereigniſſen bereits vorübergeſchwunden. Der Herzog Karl war während dieſes Ereigniſſes älter geworden, aber ſein Aeußeres ſchien wenig verändert, weßhalb er den Namen des

Unverwüſtlichen mit Recht verdiente. Da fand er endlich Franziska von Hohenheim, das Ideal eines Weibes, wie er es ſich gedacht. Die Geſchichte ihrer Liebe kennen unſere Leſer ſchon aus einer andern Erzählung. Die Anſichten des Herzogs, welche im Frühling ſeines Lebens nirgends feſten Fuß gefaßt hatten, und wie der Schmetterling von einer Blume zur andern herumſchwärmten, waren endlich beſtimmter und geläuterter, ſein Charakter gereift worden. Die Verirrungen ſeiner Vergangenheit laſteten ſchwer auf ihm.

Als er im Schloß zu Ludwigsburg um die Liebe der geraubten Franziska flehte, ſah ſeine erregte Phantaſie bei dem matten Lichterglanz plötzlich eine Reihe von bleichen Schattenbildern an den Wänden des Zimmers vorüberſchweben. Bald war es ihm, als ob der ganze Saal von geſpenſtigen Erſcheinungen wimmle. Er ſah einige winken, warnend und drohend die Hand erheben und andere knieen und beten; wieder andere hörte er von vergangenen Zeiten flüſtern und jammern und fluchen. Es erſchienen ihm bleiche, abgezehrte Patrioten, die auf den Feſtungen ſchmachteten, dann erblickte er Montmartin, Rieger und Wittleder mit ſcheußlich verzerrten Zügen; er ſah endlich ſein ganzes Land als einen rieſigen Leichnam vor ſich, dem Mark und Gebein ausgeſogen worden. Da ſtürzte er von Entſetzen ergriffen vor Franziska auf die Kniee und flehte ſie an, ihn zu retten, ihm ein guter Engel zu ſein, die grauenvolle Nacht um ihn her zu erhellen.

Da ward der große Bund zweier Seelen beſchworen,

diges Loos; ich wollte dir ein beſſeres Loos bereiten. Wer eine ſeltene Blume auf dem Boden, wo ſie ſteht, ſchnell verwelken ſieht, der iſt ein Thor, wenn er ſie nicht in ein beſſeres Land verſetzt und wer ein goldenes Vöglein im ungeſunden Käfig bemerkt, wo es verderben muß, der würde grauſam handeln, wenn er es nicht daraus erlöste. Ich habe dich befreit, willſt du ganz mein gehören?

„Auf ewig!“ lispelte ſie.

Des Herzogs Augen funkelten, als er dieß neue Opfer ſich gewiß wußte.

Er pflückte die Blume, aber ſie verwelkte bald in ſeiner glühenden Hand. Als reizlos und des jugendlichen Duftes beraubt, warf er ſie bald wieder weg. Nach drei Monaten ſchon gab er Karolinen den Laufpaß. Thränenlos in dem ungeheuren Seelenleiden der tiefſten Demüthigung ſuchte ſie das Vaterhaus auf, um dort ihr müdes Haupt zur Ruhe zu legen. Der Vater nahm ſie noch gut auf und ſuchte ſie zu tröſten, weil ſie ihm eine reichliche Abfindungsſumme des Herzogs in die Hand legte. Aber von allen ihren Bekannten wurde ſie verachtet und geflohen.

Bekehrung und Fluch.

Eine Reihe von Jahren war nach dieſen Ereigniſſen bereits vorübergeſchwunden. Der Herzog Karl war während dieſes Ereigniſſes älter geworden, aber ſein Aeußeres ſchien wenig verändert, weßhalb er den Namen des

Unverwüſtlichen mit Recht verdiente. Da fand er endlich Franziska von Hohenheim, das Ideal eines Weibes, wie er es ſich gedacht. Die Geſchichte ihrer Liebe kennen unſere Leſer ſchon aus einer andern Erzählung. Die Anſichten des Herzogs, welche im Frühling ſeines Lebens nirgends feſten Fuß gefaßt hatten, und wie der Schmetterling von einer Blume zur andern herumſchwärmten, waren endlich beſtimmter und geläuterter, ſein Charakter gereift worden. Die Verirrungen ſeiner Vergangenheit laſteten ſchwer auf ihm.

Als er im Schloß zu Ludwigsburg um die Liebe der geraubten Franziska flehte, ſah ſeine erregte Phantaſie bei dem matten Lichterglanz plötzlich eine Reihe von bleichen Schattenbildern an den Wänden des Zimmers vorüberſchweben. Bald war es ihm, als ob der ganze Saal von geſpenſtigen Erſcheinungen wimmle. Er ſah einige winken, warnend und drohend die Hand erheben und andere knieen und beten; wieder andere hörte er von vergangenen Zeiten flüſtern und jammern und fluchen. Es erſchienen ihm bleiche, abgezehrte Patrioten, die auf den Feſtungen ſchmachteten, dann erblickte er Montmartin, Rieger und Wittleder mit ſcheußlich verzerrten Zügen; er ſah endlich ſein ganzes Land als einen rieſigen Leichnam vor ſich, dem Mark und Gebein ausgeſogen worden. Da ſtürzte er von Entſetzen ergriffen vor Franziska auf die Kniee und flehte ſie an, ihn zu retten, ihm ein guter Engel zu ſein, die grauenvolle Nacht um ihn her zu erhellen.

Da ward der große Bund zweier Seelen beſchworen,

aus dem das herrliche Licht des Glückes und Friedens für Württemberg glänzend emporſtieg.

War bisher des Herzogs Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht eine glühende Mittagsſonne in den Sandwüſten Afrikas geweſen, die keine ſeiner edlern Leidenſchaften recht gedeihen ließ, ſo ſtieg ſeine Liebe zu Franziska als ein ſtiller, klarer Mond an ſeinem innern Himmel auf, welcher große, hochherzige Gedanken in ihm ſchuf und alle Keime und Knospen ſeines Lebens mit himmliſchem Thaue tränkte.

Die Bekehrung des Herzogs wirkte Wunder. Das erbitterte Volk war auf einmal wie umgewandelt; es verzieh ihm alle ſeine Jugendfehler, und hatte auch mit ſeinen noch nachfolgenden kleinen menſchlichen Verirrungen eine Nachſicht, deren er ſich ohne den Akt des Inſichgehens ſchwerlich zu erfreuen gehabt haben würde.

Ohne unmittelbar in den Gang der Regierung einzugreifen, übte Franziska den größten Einfluß durch die geiſtige Macht, die ſie über des Herzogs Neigungen und Entſchließungen gewonnen hatte, und durch die zarte Weiſe, auf welche ſie ihm ihre Anſichten und Wünſche zu erkennen gab. Der Traum ihrer Jugend, nicht ſowohl eine Sonne der Schönheit, als vielmehr eine Sonne des Geiſtes, der Herzensgüte zu ſein und mit einer gleichen männlichen Sonne im Verein die Welt zu erleuchten, zu beleben, zu erwärmen — dieſer ſchöne hohe Traum verwirklichte ſich durch ein gemeinſchaftliches Streben mit dem Geliebten ihrer Seele, mit ihrem hohen Gatten, ſo *weit es* die Möglichkeit zuließ.

Die nach Rieger noch übrigen beiden Günſtlinge Montmartin und Wittleder wurden geſtürzt und kein anderes ähnliches Subjekt kam an ihre Stelle.

Der hinterliſtig von dem Oberamtmann von Blaubeuren in die Falle gelockte Dichter Schubart wurde nach beinahe zehnjähriger Haft von der Feſtung Hohenasberg entlaſſen, um freilich jetzt mit ſehr gebrochener Kraft und entblättertem Geiſte als Muſikdirektor noch ein Jahrlang zu figuriren. Er war ein Betbruder geworden, vor deſſen Frömmigkeit der Schieferdecker Baur, der während der ganzen Zeit jovial fortgelebt hatte, ſich entſetzte. Eine Menge anderer Perſonen, darunter der Landſchaftskonſulent Moſer, welche damals auf den drei zur Beherbergung politiſcher Verbrecher nicht ausreichenden Landesfeſtungen Hohenasberg, Hohentwiel und Hohenneuffen ſaßen, wurden in Freiheit geſetzt.

Das Volk durfte wieder fühlen, denken und reden. —

Es war an einem wunderſchönen, ſommerlichen Herbſtnachmittage, wo in einem an der Straße gelegenen Wirthſchaftsgarten zu Gaisburg an verſchiedenen Tiſchen mehrere einzelne Geſellſchaften weilten.

Fern von allen andern, im Hintergrunde des eine herrliche Ausſicht bietenden Gartens, ſaß eine bereits ziemlich gealterte Dame in einer Laube ganz allein. Sie hatte ein Buch vor ſich liegen, in dem ſie bald las, bald blos blätterte. Daſſelbe war betitelt: „Youngs Nachtgedanken.“ Sie las es in der Ebert'ſchen Ueberſetzung, die noch heute die beſte iſt.

Die Dame befand ſich gerade bei der Stelle, in

Youngs siebenter Nacht: „Die Hoffnung, die Meuchelmörderin unserer Freude, tritt alle gegenwärtigen Glückseligkeiten zu Füßen und ist kaum ein gelinderer Tyrann, als die Verzweiflung. Mit keinem Vergangenen zufrieden, entwirft die Hoffnung immer neue Arbeiten und weist uns an den Tod allein, wenn wir Ruhe verlangen. Warum ist der Besitz unschmackhafter, als das Bestreben nach einem Gute? Warum ist uns ein Wunsch viel werther, als eine Krone? Warum ist die Erfüllung dieses Wunsches das Grab der Glückseligkeit? Weil in der großen Zukunft weit hinter unsern Entwürfen von Gewalt und Ehre alles das tief vergraben liegt, was der Mensch mit Eifer suchen sollte."

Als sie eben bei diesen Worten nachdenkend verweilte, fühlte sie sich plötzlich auf die Schulter geklopft.

Sie schaute um und erblickte eine seit vielen Jahren nicht gesehene Jugendfreundin, die sie trotz der veränderten und verstörten Züge schnell wieder erkannte. Die lesende Dame war Niemand anders als Aurelie, welche die meiste Zeit im Ausland zugebracht hatte, denn ihr Scheer war schnell höher gestiegen und endlich Gesandter am N'schen Hofe geworden. Sie waren erst seit kurzer Zeit wieder nach Stuttgart zurückgekehrt.

Die Jugendfreundin hinter ihr war Pauline. Herzlich und mit Rührung umarmten sich die Damen, auf welche die Macht der Zeit verschiedenartig gewirkt hatte. Aurelie war immer noch schön zu nennen, aber weh! Paulinens Schönheit war längst verblüht. Der Schmerz *um ein verlornes* Leben hatte lesbare Furchen in ihr

Antlitz gedrückt. Es war ein ganz eigenes Gefühl für ſie, ihre Freundin ſo glücklich zu ſehen, beſonders als vier liebliche friſche Kinder zu Aurelien heranhüpften und ihr Gatte Scheer, ein noch immer ſchöner Mann in die Laube trat.

Lange wandelte Pauline mit der glücklichen Aurelie durch die Gänge des Gartens und erzählte ihre erlebten Schickſale. Da erblickten ſie in einer Ecke des Gartens eine abgezehrte Geſtalt, in Lumpen gehüllt. Der Wahnſinn ſchien aus ihren Zügen zu ſprechen. Pauline war beim Anblick dieſes armſeligen weiblichen Weſens betroffen. Sie ſuchte in den Falten ihrer Erinnerung nach dem Namen dieſes ihr nicht unbekannten Geſchöpfs.

In dem Augenblicke rollte eine einſpännige Equipage auf dem damals neuangelegten Gaisburger Steinweg vorüber, in welcher man den Herzog neben der ſchönen Franziska erblickte.

Pauline bebte zuſammen; die Thränen brachen ihr aus den Augen; an der Stelle, wo ihr Herz pochte, fühlte ſie einen ſchmerzlichen Stich. Sie legte ihre Hand auf die blutende Wunde und ſtarrte ſchweigend in die untergehende Sonne.

Aber das arme Weib in der Ecke hob ſich hoch empor; ihre Augen funkelten in unheimlichem Glanz; ſie breitete die Arme gegen die herzogliche Equipage aus und rief mit kreiſchender Stimme:

„Proſit Karle, haſt ein weites Herz und ein fein Liebchen! Iſt deine Hand noch nicht verdorrt wegen deines Eidbruchs. Komm doch her und hole dein Weibchen,

ritterlicher Herr! Die Fackeln glühen und der Altar iſt geſchmückt. Heiſa, der Hochzeitsmorgen graut!"

Das ſkelettartige Weſen ſank erſchöpft zuſammen. Pauline hatte ſie ſchaudernd erkannt.

Es war Karoline.

Als Herzog Karl endlich nach einer langen Regierung in dem Herrn entſchlafen war, ſollte ſeine ſterbliche Hülle von der Hohenheimer Meierei nach Ludwigsburg gebracht werden, um daſelbſt an der Seite ſeines Vaters, des Herzogs Karl Alexander, beigeſetzt zu werden. Der Leichenzug mußte ſomit von Hohenheim aus ſeinen Weg, die jetzige alte Weinſteige herabnehmen, denn einen andern Weg gab es damals nicht.

Aber ſiehe da! hunderte von Stuttgartern ſahen von ihren Wohnungen aus oder auf den Straßen, die einen Blick auf die Weinſteige gar nicht geſtatteten, zuerſt einzelne Lichter auf der Höhe von der Solitude herauftauchen. Dann wurden es immer mehrere, bis es ſich zuletzt zu einem impoſanten Zuge geſtaltete, wie von hundert Fackeln, die zuletzt den ganzen Berg einnahmen und durch das herbſtliche Laub der Bäume hinflackerten. Unten an der Biegung des Berges angelangt, verſchwanden Zug, Fackeln und der glänzende weithin verbreitete Schein nach und nach; aber vergebens erwartete man, ihn auf der ebenen Straße wieder auftauchen zu ſehen.

Und ſonderbar! dieſelben Leute, welche den Zug von der Solitude, den Haſenberg herab, hätten deutlich *und unzweifelhaft* herabkommen ſehen, dieſelben Leute,

welche die Lichter und Fackeln hatten zählen und jede Einzelnheit des Zuges hatten beschreiben können, dieselben Leute erfuhren andern Tags, daß andere Leute ganz denselben Zug um ein und dieselbe Stunde von Hohenheim her die Weinsteige herab wandeln sahen, nur mit dem Unterschied, daß dieser letztere Zug nicht unten am Berge verschwand, daß es der wirkliche wahrhaftige Leichenzug des verstorbenen Herzogs war, der von Hohenheim herab mit Fackeln sich nach Ludwigsburg fortbewegte, bis die Leiche des merkwürdigen Verstorbenen an ihrer letzten Ruhestätte angelangt war.

Was war aber die andere Erscheinung vom Hasenberg herab? Manche wollten sie einer Luftspiegelung zuschreiben, was jedoch wieder Andere als in dieser Weise und bei der gegenseitigen Lage der Weinsteige und des Hasenberges als durchaus unmöglich bestreiten. Verbürgt ist es aber und wird noch heute erzählt, daß viele Menschen in Stuttgart, aus gleichgelegenen Standpunkten, den Leichenzug des Herzogs in jener Nacht die Straße von der Solitude herunterkommen gesehen haben.

Auch sahen sie ein altes gespenstiges Weib, das einer lebendigen Mumie glich, dem Zuge in der Höhe des Hasenbergs entgegentreten.

Ihre Haare flatterten aufgelöst im Winde, ihr stierer Blick war mit unheimlicher Schadenfreude auf den Sarg gerichtet.

„Hu, Hu, Karlchen!“ rief sie mit grellen Tönen und unter grausigen Geberden in die Luft gestikulirend,

„eile nicht ſo ſehr in dein Hochzeitsbett; warte noch bis dein Liebchen, von der Solitude nachfolgt. O dort iſt es kühl und dunkel. Dort werde ich deine Herzogin ſein!“ —

Bei dieſen Worten ſank ſie entſeelt zuſammen.

Männertreue.

Schwermüthig ſummten an einem kalten, klaren
)vemberabende die Vesperglocken durch das Stuttgarter
)al. Schon traten die Nachtſchatten in die Straßen
d löſten den geräuſchvollen Tag in das leiſe Flüſtern
: Dämmerung auf. Auch in dem Hauſe des Hof-
reiners K. zündete man die Lichter an und legte einen
ichtigen Holzklotz in das verglimmende Feuer. Ludwig
er, der Geſelle, wandelte einſam im Hausgarten auf
d ab. Er ſchien auf Jemanden zu warten; denn von
it zu Zeit richtete er horchend den Kopf nach der Gar-
ithüre. Aber es kam Niemand, als der Mond, der
hig durch die Bäume des Nachbargartens herüberſah,
d ſonderbare Schlagſchatten warf. Ludwig betrachtete
i, kehrte ſich wieder ab, dem Hauſe zu, rieb ſich die
erenden Hände, und ſetzte dann ſeinen Spaziergang
t. Eine bittere halbe Stunde mochte verfloſſen ſein:
öffnete ſich leiſe die Gartenthüre, eine dunkle Geſtalt
ſchlüpfte hervor, die ſich vorſorglich umſah, und dann

auf Ludwig zueilte. Es war Karoline, die Tochter des Meisters, die Geliebte Ludwigs.

„Sie kommt spät, Jungfer Karoline," meinte dieser, indem er ihre beiden Hänt faßte, und dann ihr selber einen Kuß aufdrückte.

„Pst!" entgegnete die Kleine, „sprich leiser; der Vater ist drinnen, und heute ist er obendrein ganz schlecht gelaunt."

„So? Und wie steht es mit deinem Freier, dem Tischlermeister in Ludwigsburg?"

„Ach Gott, sei still davon. Heute war er im Wohnzimmer oben und hatte eine lange Unterredung mit dem Vater: ich fürchte, ich fürchte, sie führen etwas Böses im Schild."

„Mag sein, es kümmert mich nicht. Sieh', liebes Mädchen, in vier Monaten ist meine Zeit um: dann werd' ich Meister, etablire mich irgendwo, und dann, nun Karoline, und dann?"

„Still doch," unterbrach ihn Karoline, ihm die niedlichen Finger auf die Lippen legend; „du träumst von der Zukunft, während die Gegenwart so sehr uns bedroht."

„Halt mich für keinen Träumer, Liebe! Heute Abend noch werd' ich zu deinem Vater gehen, und um dich anhalten."

„Herr Jesus! Was fällt dir ein! Bist du bei Sinnen? Er jagt dich aus dem Hause!"

„Meinst du?" sprach Ludwig, und richtete sich auf. „Wird dich dein Vater an einen Beutel voll blanker Batzen und einen einfältigen Mann verkaufen? Wer[illegible]

ich uns nicht ernähren, so lange ich diese beiden Arme regen k n? Ich sage dir, der Mann ist stark, wenn er will, ich werde dich nicht verlassen. Wirst du mir treu bleiben, mir, deinem Ludwig, der nicht leben kann ohne dich — sprich Karoline, wirst du?"

„Ich will," flüsterte das Mädchen, indem sie ihr Haupt sanft an seine Schulter lehnte.

„So wird uns nichts trennen, das schwö' ich dir, weder Himmel noch Hölle. Vertrau' auf mich und meine Liebe."

Lange hielten sie sich umschlungen, wie in der Ahnung eines traurigen Scheidens.

Jetzt scholl eine keifende Stimme: „Karoline!" und flüchtig entwand sich diese den Armen des begeisterten Jünglings.

„Hier," sagte sie, indem sie eine Locke ihm reichte, „eine Erinnerung an diese Stunde!" mit diesen Worten enteilte sie und verschwand in der Gartenthüre. Langsam, aber entschlossen, folgte ihr Ludwig, ging die Treppe hinan zu dem Zimmer des Meisters: freilich pochte das Herz dem armen Jungen, aber er nahm sich zusammen, zog die Halsbinde fester und trat ein.

Hell schien die Morgensonne in die Arbeitsstätte des Meister K. Der Hobel klang und die Säge; die Gesellen stimmten ein fröhliches Lied an, und draußen vor dem gefrornen Fenster regte sich geschäftig der Morgen. Ludwig aber saß vernichtet in der Ecke. Alles war aus. Gestern noch war er beim Vater gewesen, und hatte offen und redlich um Karolinens Hand ange-

halten. Aber ſtatt freundlicher Rede fuhr der Meiſter ihn an, wie er ſich erfrechen könne, Liebeleien in ſeinem Hauſe anzuſpinnen, und die Augen auf des Meiſters Tochter, ſtatt auf das Linial zu haben? er wolle ihm für dießmal noch verzeihen, weil er ſonſt ſich wacker zeige; aber die Kapricen ſolle er fahren laſſen; ſeine Tochter ſei bereits verlobt. Da lagen ſie nun zertrümmert die freundlichen Luftſchlöſſer, die er früh und ſpät, an der Hobelbank und in einſamer Mitternacht, ſich gebaut, ſtatt einer roſigen Zukunft war die Verzweiflung über ihn gekommen. Anfangs hatte er im Sinn, das Haus ſogleich zu verlaſſen, und in dem Strudel der Welt ſeinen Schmerz zu begraben; aber Karolinen hatte die Schreckensnachricht krank auf's Lager geworfen, und ſie mußte er noch einmal ſehen. Darum fuhr er fleißig fort, an dem Riſſe zu zeichnen, den Herzog Karl verlangt hatte. Ludwig führte eine ſaubere Hand, und war ebenſo in der Geometrie gut bewandert, darum hatte ihm ſein Meiſter jenes Geſchäft übertragen. Unverwandt ſtarrte er auf das Papier, und ſeine Hand machte mechaniſch ihre Bewegungen. Da ging die Thüre auf, und herein trat Herzog Karl von Württemberg, gefolgt von einigen Offizieren. Ein Schrecken bannte die ganze Werkſtatt, und es koſtete einige Zeit, bis der Meiſter mit einem tiefen Kratzfuß fragen konnte, wie er zu der unverdienten Ehre komme?

„Nichts, Meiſter K.," hob der Herzog in ſeiner haſtigen Manier an, „hab' da ſehen wollen, wie's g*Hat er den Riß fertig?"*

„Ew. Durchlaucht verzeihen," ſtotterte der Ueber-
ſchte; „aber Höchſtdero haben mir noch acht Tage
willigt."

„Er iſt ein Faullenzer, weiß er das! geb' er den
iß her."

Ludwig erhob ſich ehrerbietig, und überreichte das
pier. Der Herzog ſah ihn an, dann fiel ſein Auge
f den Riß. Er betrachtete ihn lange, und ſein Geſicht
iterte ſich auf.

„Brave Arbeit, hat er das gemacht?" wandte er
ch gegen Ludwig; und als dieſer es bejahte, zeigte der
rſt auch dem General d'Auge und der übrigen Suite
n wirklich gut ausgeführten Riß.

„Wie heißt er?" fuhr der Herzog fort.

„Ludwig S—ws, Ew. Durchlaucht zu dienen."

„So, er iſt hiemit Zeichenlehrer bei der Akademie."

„Aber Ew. Durchlaucht."

„Schweig' er, und morgen früh um zehn Uhr präcis
ll' er ſich ein. Morgen bezieht er auch ſein Logis im
ademie-Gebäude. Hat er verſtanden?"

Nach dieſer ſonderbaren Unterhaltung verließ der
rſt lekcht grüßend das Zimmer, und wie im Traum
ckten ihm die Hausgenoſſen nach.

Aber Ludwig dachte kaum an ſein Glück: denn die
rge um Karoline erfüllte ſeinen Sinn, und er bemerkte
ht einmal, wie zuvorkommend ihn Alle im Hauſe, den
eiſter an der Spitze, behandelten.

Es war im Jahr 1795, als der Reichstag gegen die
nzöſiſche Republik auch das württembergiſche Armee-

korps in das Feld rief. In der Legionskaserne zu Stuttgart sammelte sich die Artillerie und der Train, um von dort den andern Waffengattungen zu folgen. Auf dem sogenannten Graben, der jetzt in die Königsstraße verwandelt ist, hatte sich eine ungeheure Menschenmasse vereinigt, um den Scheidenden ein vielleicht letztes Lebewohl zuzurufen; denn die französischen Bajonette waren mit Recht gefürchtet. An den Württemberger aber waren Kriegslärm und Schlachtengefahr schon seit langer Zeit nicht mehr gekommen; um so heftiger war das Interesse und der Eifer. Auch in Stuttgart hatte sich ein Korps von freiwilliger Reiterei, ebenso eines von Artillerie gebildet, und allenthalben sprach man nur von Waffen und Schlachten.

An der Ecke des Palais der Gräfin Franziska von Hohenheim (jetzt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) standen zwei junge Mädchen, dem Anschein nach Bürgerskinder, die sich ihre Betrachtungen mittheilten.

„Ach," sagte die Eine, „ich fürchte mich nur daran zu denken, wie wenige mehr zurückkommen werden. Es ist doch schrecklich, wozu braucht man eigentlich den Krieg? Die Männer dürften ja nur alle zu Hause bleiben — doch freilich, dann hätten wir auch die Paraden nicht und die Offiziere."

„Geh', Sophie," erwiederte die Andere, „sei nicht so leichtsinnig. Es ist eine große Sünde, das kann ich dir sagen, Menschen für sich um's Leben bringen lassen, die oft selbst nicht wissen wofür."

„O ja, für ihre fünf Kreuzer des Tags.“

„Schwatz' ſie kein dummes Zeug, Jungfer,“ nahm ein danebenſtehender Krämer das Wort: „für die Ehre ficht und ſtirbt man.“

„Oh, er ſieht mir auch darnach aus,“ verſetzte die gereizte Kleine. „Ja, wenn er das Ehre nennt, was er in ſeine Düten packt, dann, glaub' ich, lebt und ſtirbt er für Ehre.“

Ihre Gefährtin ſtieß ſie an und bat ſie mit den Augen, ruhig zu ſein. Der Käſekrämer aber war gar nicht gefährlich; denn er nahm eine Priſe und rief: „dummes Weibsvolk!“

Indeſſen war es immer unruhiger in den Straßen, die Straßenjungen tumultuirten entſetzlich, trotz Polizeidienern und Stadtreitern und gebrauchten mehrmals die Liſt: ſie kommen, ſie kommen!“ zu rufen, um bei dem entſtehenden Gedränge ſich weiter vor zu drücken.

Das eine der beiden Mädchen war ſichtbar ſehr betheiligt, denn jeden Augenblick beugte ſie ſich vor, um die Straße hinaufzuſehen. Endlich wogte es heran; die Trompeten ſchmetterten durch das Getümmel, und die Artillerie raſſelte ſtolz und prächtig durch die Straßen. Alle Häuſer zitterten und alle Herzen vor Luſt und Furcht; denn es war ein ſchönes Korps — ein theures Futter für Pulver. Zierlich ließen die Offiziere ihre Pferde courbettiren; blickten keck und freudig hinauf an dies und jenes Fenſter, vielleicht zum Letztenmal.

Als die Artillerie und der Train vorüber war, wurde das eine Mädchen immer ängſtlicher, und ſuchte

mit ihren ſchwermüthigen, feurigen Augen immer heftiger in der Menge. Das Geniekorps machte den Beſchluß des Zugs. Des Mädchens Herz pochte ſo hörbar, daß ihre Freundin ſie beſorgt um den Leib faßte und ſanft an ſich anlehnte. In dieſem Augenblick klopfte Jemand der Harrenden auf die Schulter, und als ſie ſich umſah, war es der Souslieutenant beim Genie, Ludwig S—ws, der die Gymnaſiumsſtraße heruntergeritten war, Karolinen ein Lebewohl zu ſagen; denn ihm war ja das Haus verboten worden. Niemand ſah den Scheidegruß im Gedränge, auch Karoline nicht, denn ſie war in Ohnmacht gefallen. S—ws ritt ſchnell den Andern nach, in den Krieg.

Oft, wenn die Gattin des Tiſchlers L. in ihrem Hausgarten arbeitete, meinte ſie, hinter den Jalouſien im zweiten Stock den alten Herrn zu bemerken, der ſeit Kurzem dort eingezogen war. Herr von Berg, ſo hieß der Fremde, lebte äußerſt ſtill und friedlich, ſah faſt Niemand bei ſich, und ging noch ſeltener aus. Sonſt wußte man nichts von ihm, denn ſein Bedienter war ein ſolcher Brummbär, daß man faſt fürchtete, ihn zu begrüßen.

Dieſes ſonderbare Verhältniß löste ſich, als eines Morgens die Poſt einen Brief aus Verſehen in den erſten Stock brachte. Karoline, denn ſie war die Frau des Hauſes, las die Aufſchrift, und wer beſchreibt ihre Erſchütterung, als es ſich fand, daß Herr von Berg Niemand anders war, als Ludwig S—ws. Ein Paar Stunden ſchloß ſie ſich ein, und kämpfte einen Kampf, wie *ihn nur* edle und reine Seelen wagen mögen; dann

aber trat ſie ruhig, wenn auch mit rothgeweinten Augen, heraus zu ihren Kindern, liebkoste ſie, und fuhr den übrigen Theil des Tages fort, ihre häuslichen Geſchäfte zu verſehen.

An ſchönen Abenden pflegte der Alte im Garten ſich zu ergehen und dann auf der Steinbank im Hintergrunde des Gartens auszuruhen. Auch heute war er dort. Wieder wie damals ging rein und freundlich der Mond auf, und ſpielte in irren Lichtern durch die Rebenlaube. Der Alte ſaß ruhig auf ſeinen Stock geſtützt und blickte hinauf zu den erleuchteten Fenſtern der erſten Etage. Da kam Karoline den Gang herab. Das Herz wallte ihr heftig, es begehrte ſein Recht: die ganz alte Zeit ward auf einmal wach in ihr und zur Gegenwart, während ihr das wirkliche Leben nur wie ein öder Traum erſchien. So trat ſie vor den Alten.

„Gott mit ihnen, Ludwig!“

„Himmel! Du biſt es, Karoline!“ fuhr der Betroffene auf; „wie kommſt du hierher?“

„Laſſen wir das, lieber Herr, und verſtändigen wir uns.“ —

S—ws, — er war General, — hatte ſein heißes Blut auf manchem Schlachtfeld verſpritzt, und war alt geworden, Karoline auch; aber doch konnten ſich beide eines leiſen Zitterns nicht erwehren, als ihre Hände ſich berührten, und Karoline neben ihrem alten Geliebten ſaß.

„Ich bin ihnen,“ begann dieſe, „eine Rechtfertigung ſchuldig. Ich habe ihnen das Wort gebrochen.“

S—ws Hand zuckte wehmüthig in der ihrigen. Karoline verſtand es und fuhr bewegt fort:

„Ich geſtehe meine Schwachheit. Aber hören ſie weiter. Nachdem ihnen der Zutritt zu mir verboten war, ſetzte mir der Vater Tag und Nacht zu, mich mit meinem gegenwärtigen Gatten zu verloben; er bat, er drohte, aber ich blieb feſt. So verging ein Jahr; mein Vater quälte mich unaufhörlich, und gerieth einmal in ſolche Aufregung, daß er ſchwer krank wurde. Als ich den langſam Geneſenden nach einigen Monaten einmal im Sonnenſchein durch den Garten ſpazieren führte, ſtand er plötzlich ſtill, ſah mich traurig an, und faltete beide Hände: „Karoline," ſagte er, „läſſeſt du mich ohne Troſt in's Grab ſteigen? Sieh, der junge Mann, der dir im Sinn liegt, heirathet dich nie, er macht ſein Glück bei der Armee und bei irgend einer reichen Baroneſſe, und ich muß dich allein laſſen; Karoline, handelſt du ſo an deinem Vater? dabei brachen ihm die Thränen aus den alten Augen, und vor Schluchzen konnte er nicht mehr reden. Das ſchnitt mir in das Herz, und vor lauter Angſt und Beklemmung, faſt bewußtlos, ſagte ich ihm zu, wenn du während Jahr und Tag ſchwiegeſt, ſo wolle ich in ſeinen Willen mich ergeben. Du ließeſt nichts hören — und ich war ſchwach."

Karoline ſank weinend an S—ws Schulter.

„Weib," ſagte dieſer, „ich habe nicht geheirathet. Du haſt die Liebe, ich die Treue bewahrt. Sieh hier dieſe Locke; in den Redouten von Philippsburg, wo ich mir die Hauptmannsepauletten holte, riß eine Streifkugel

mir auf der Bruſt das Band entzwei, das ich um die Locke gewunden, ich ahnte Schlimmes, und ſchrieb dir auf drittem Wege; du haſt den Brief alſo nicht erhalten. Als ich aus dem Feld kam, warſt du verheirathet. So blieb mir nichts als deine Nähe, darum zog ich in dein Haus, aber unter fremdem Namen, um deine Ruhe nicht zu ſtören. Gott behüte mich, dir Vorwürfe zu machen. Die Verhältniſſe unterjochten dich, aber dein Herz blieb daſſelbe, wie ich hoffe. Seien wir uns Freunde. Ich habe dir verziehen, Karoline.

Der General drückte einen Kuß auf die Stirne der unglücklichen Frau, und Hand in Hand gingen ſie in's Haus, um vor Karolinen's Gatten zu treten.

Württembergs letzte Herzoge.

Herzog Karl war in die Gruft gesunken, als die französische Revolution ihre beleuchtenden und versengenden Fackeln in die Welt schleuderte. In diesem gefährlichen Zeitpunkte der Aufregung aller Gemüther, des Kampfes zwischen den altherkömmlichen und den von dem Schimmer einer neuen Philosophie umstrahlten Ideen trat Ludwig Eugen, Karls Bruder, an die Spitze der württembergischen Herrschaft.

Ihn kennen zu lernen, wollen wir unsere Leser an zwei Orte führen, in die Kirche und in die Küche. In der katholischen Hofkapelle zu Ludwigsburg kniet der herzogliche Greis andächtig im Gebete versunken, und ihn umgeben fromme, aber auch glaubenseifrige Geistliche, die der protestantische Württemberger nur mit scheelen Blicken betrachten kann. Die Mercy, Werkmeister und andere Prediger Herzog Karls waren entfernt worden und die religiösen Ansichten, welche unter diesen „nur noch eine leichte Färbung von christlichem Glauben an sich trugen," hatten sich bei Hof gewaltig geändert.

Der Württemberger ſieht die ihm verhaßten Kutten, die ihm freilich gar oft aus dem ſein Land rings umgebenden Klöſtern zu Geſicht gekommen, um wieder mitten in denſelben heimiſch zu werden: Franziskaner und Kapuziner gehen bei Hof aus und ein; fürſtliche Perſonen halten wieder Wallfahrten. Dort in jenen Seitenaltären ſind Prieſter zu immerwährenden Gebeten für das herzogliche Haus verpflichtet, und während in den Mauern der Kirche noch die Wallfahrt dauert, ſind die Diener im Schloſſe oft beſchäftigt, die Betſchemel herzurichten, da am Abend die Andacht wieder erneuert werden ſoll.

In einem Lande, wo die katholiſche Lehre ſo viele und heftige Gegner hatte, zu einer Zeit, wo man über religiöſe Dinge mehr als frei zu denken begann, und nach einer Regierung, welche die Freigläubigkeit ſo ſehr begünſtigte, mußte eine ſo plötzliche Reaktion Unzufriedenheit und Spott erregen. Schon glaubte man eine intolerante Kälte gegen die Bekenner der kezeriſchen Landesreligion zu gewahren, und wie ſich ein Zeitgenoſſe ausdrückt, „das Benehmen des Herzogs betrübte die Schwachen, reizte den Spott der Starken, und empörte die Patrioten, denen die Ehre des Landesherrn heilig war.“

Wer aber unter dieſer religiöſen Hülle Heuchelei oder Schmeichelei ſuchen wollte, würde weit irren.

Ludwig Eugen war ein vortrefflicher Privatmann und ein Herz ſchlug in ſeiner Bruſt, das wahrhaft für die Tugend glühte. Wenn man auf ſeine Vergangenheit zurückblickt, ſo tritt uns ein durchaus tadelfreier Wandel entgegen.

Auch er hatte, wie ſein jüngerer Bruder Friedrich, frühe ſchon die Waffen zu tragen gelernt. Merkwürdiger Weiſe war es gerade bei dem Volke, gegen welches er ſpäter, alle übrigen Rückſichten hintanſetzend, ſo energiſch rüſtete, bei den Franzoſen, wo er ſeine erſten Feldzüge machte.

Als achtzehnjähriger Prinz trat er aus beſonderer Vorliebe für Frankreich in die Dienſte Ludwigs XV., in deſſen Nähe er mehrere Jahre zubrachte und 1756 den Zug nach Minorka mitmachte. Im ſiebenjährigen Kriege finden wir, während der dritte Bruder unter den Fahnen des Preußenkönigs kämpfte, Ludwig als General im öſterreichiſchen Heere.

Noch war der Friede nicht geſchloſſen, als ſchon der Fürſt das Leben im Kriegslager mit dem häuslichen vertauſchte. Die Liebe zum Fräulein Sophie Albertine, Reichsgräfin von Beichlingen, hatte ihn nicht nur vermocht, den Ruhmeskränzen zu entſagen, die ihm noch winkten, ſondern ihr zu Gefallen gab er auch alle Hoffnungen auf, je in ſeinen Nachkommen über das württembergiſche Land zu herrſchen. Er reſignirte für ſeine Kinder auf die Nachfolge, ſich ganz den Freuden der Häuslichkeit, des Landlebens und der Wiſſenſchaft hingebend. Auf ſeinem Gute bei Lauſanne, an den entzückenden Ufern des Genferſee's, fanden alle Gelehrte freundliche Aufnahme, und bei dem Zuſammenfluſſe geiſtreicher Köpfe, welche durch Voltaire's Aufenthalt zu Ferney, damals in der franzöſiſchen Schweiz, veranlaßt wurde, mochte es an *den verſchiedenſten* geiſtigen Anregungen durchaus nicht

fehlen. Die Richtung, der von den ſchönen Geiſtern damals gehuldigt wurde, und jene, welche die Herrſchaft des Herzogs bezeichnete, ſind jedoch ſo divergirend, daß es auffallend iſt, wie Ludwig Eugen gerade in dieſen Cirkeln Vergnügungen finden konnte.

Als Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft und in Begleitung ſeiner beiden Töchter — eine dritte war ihm früher geſtorben — verließ er 1768 die Schweiz und bezog ein anderes Gut, Waſſerlos bei Hanau.

Während der Regierung ſeines Bruders Karl war er einer der eifrigſten Vertheidiger der ſtändiſchen Rechte, ein Feind des Dienſthandels, der Verſchwendung und ſo ſehr Gegner aller ſeiner Maßregeln, daß die fortwährenden Zerwürfniſſe zwiſchen Beiden erſt in dem letzten Lebensjahr Karls gehoben wurden.

Man kann ſich denken, mit welcher Freude Ludwig Eugen von dem Volke begrüßt wurde, als er am 3. November 1793 feierlich eingeholt in Stuttgart einzog. Beim Beziehen der Reſidenz Ludwigsburg wurde er von einem berittenen Bürgerkorps empfangen. Selbſt die Knaben der Stadt hatten ſich zu einem wohl uniformirten und bewaffneten Korps gebildet, deren Anführer Juſtinus Kerner war.

Der bekannte Special Zilling wollte den Herzog mit einer langen Rede empfangen, blieb aber ſchon am Eingange ſtecken und brachte nichts heraus.

Da hatte ſich ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren aus der Zuſchauerreihe herauszuſchleichen gewußt und kam auf ein Brett zu ſtehen, das man dem hoch-

würdigen Herrn der Feuchtigkeit wegen unter die Füße gelegt hatte, worauf dieſe ſich, um die Verlegenheit ſeines Stockens zu verbergen, ſich zu ihr wandte und ſagte: „Mädle gang weg von dem Tritt! Der Tritt iſch net vor di do!“

Wahrhaft merkwürdig und dem feinen Geiſt entſprechend waren die Inſchriften der dem Schloß gegenüber errichteten Ehrenſäule:

„Willkommen in unſern Mauern Württembergs größrer Chriſtoph; auf Gerechtigkeit, Milde, Volksliebe wirſt du als auf ehernen Säulen gründen das Wohl des Staats,“ hieß es unter anderm. Die vier Altäre, welche die Säule umſtanden, trugen die Worte: Verehrung der Gottheit, Liebe den Fürſten, Eintracht den Bürgern, Gehorſam den Geſetzen.“

Doch auch dieſer Jubel ſollte nicht nachhaltig ſein und zufriedene Mienen ſah man bald nur mehr in den Mauern des Schloſſes, wo freilich von Ludwig Eugen das aufkeimende Mißbehagen des Landes nicht an den behaglichen Geſichtern und feiſten Bäuchen der Hofherren und Hofdiener bemerkt werden konnte.

Der Herzog hielt in Ludwigsburg, ſeinem Sommeraufenthalt, offene Tafel; offene Tafel, weil den glücklichen Unterthanen geſtattet war, ihren Fürſten an Leckerbiſſen aller Art ſich ergötzen zu ſehen, offene Tafel, weil jeder, der nur immer mit dem Hofe zu thun hatte, irgend etwas von den Delikateſſen wegſtipitzen konnte. Eben fährt ein Faß mit Auſtern in den herzoglichen Schloß*hof und* wird von dem halbangetrunkenen Küchenperſonal

in Empfang genommen. Gleich nach dem Faſſe kommt in einer altmodiſchen, von vier erbärmlichen Pferden gezogenen Kutſche irgend ein Duodezfürſtlein der Nachbarſchaft angefahren. Die Paar in abgeſchoſſene Livree gehüllten Haiducken, das geſammte Dienſtperſonal des reichsfreien Gebieters ſpringen, vom Hintertritt eilig herunter, den Schlag zu öffnen, und eine lange hagere Figur mit ausgehungerten Zügen, wird halb freundlich, halb ſpöttiſch von dem Hofmarſchall bewillkommt. Der Gaſt findet, ſobald er nur in den Speiſeſaal tritt, eine Menge Bekannte, denn Ludwig Eugens Hof war der Sammelplatz für alle Adeligen und Aebte des ſchönen Schwabenlandes geworden, die trefflich ſpeiſen, weidlich trinken und dabei ihre Börſe ſchonen wollten. Da ſitzen ſie, in dem angenehmen Geſchäft begriffen, die Prachtwerke der Konditorei, die Seltenheiten des herzoglichen Kellers verſchwinden zu machen.

Ludwig Eugen gibt ſeinen Gäſten ein gutes Beiſpiel, und bedenklich ſchüttelt der Hofmedicus, der übrigens es ſeinerſeits auch nicht fehlen läßt, den Kopf, denn mehr als einmal hatten ſolche Tafelfreuden für den alten Herrn mißliche Folgen.

Nicht ſo vergnügt waren die Landeskinder, denen es vergönnt war, dieſe vergnügten Geſichter zu ſehen. Die große Menge rechnet im Stillen, wie viel da aus der Kaſſe des Landes zu den materiellſten Genüſſen verwendet wird, und der Gevatter Maurer und Steinhauer denken an die ſchönen Zeiten Karls zurück, w doch wenigſtens das Geld unter die Leute kam und etwas

Ordentliches dafür ausgeführt wurde. Die ständischen Mitglieder vergleichen diesen Aufwand mit der Behauptung Ludwig Eugens, daß er alle Kassen leer gefunden und überlegen, wie in dieser schweren Zeit die Tausende, welche man hier weithinaus über den Kammerplan vergeudet, besser angewendet werden könnten. Die Beamten ärgert die Menge der Adeligen, welche nun wieder in alle Rechte und Ansprüche eingesetzt worden sind, und überdieß sind es wieder meistens Fremdlinge, die die besten Stellen im Lande erhaschen.

Traurig und bekümmert in einem verschossenen Hofkleide lehnt dort ein solcher Beamter in der Fensternische; er erwartet nur den Schluß der Tafel, um dem Herzog noch einmal seine unglückliche Lage vorzustellen.

„Nun wie geht's?" fragte ihn eben ein Freund und Kollege.

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Ich werde wohl meinen Stab einen Schritt weiter setzen müssen," meinte er; „heute will ich's noch einmal probiren. Ist denn gar keine Hoffnung vorhanden?"

„Für die Karlsschule gar keine. Für ihre Beamten allerdings, wenn man sich fügt und Lust hat, nach Tübingen zu gehen. Im Angesicht dieser Vergeudung behauptet man, die Akademie habe zu schwer auf dem Lande gelegen. Würde der Herzog nur einen Monat im Jahr so leben, wie der Verstorbene Jahre lang in der letzten Zeit, so würde man gut ausreichen. Aber wie immer in der Geschichte gefällt sich eben auch hier der Nachfolger darin, mit dem Schlimmen das Gute seines Vor-

gängers niederzureißen. O wenn der Selige wüßte, wie in den Zimmern ſeiner Lieblingsſchöpfung die niedrigſte Klaſſe des Hofgeſindels ſich herumtreibt, daß man in der Kirche Wälſchkorn dörrt, die Bibliothek und Schulſäle zu Remiſen und Materialkammern benützt, ich glaube, er würde dareinſchlagen, wie er es in der kräftigſten Zeit ſeiner Herrſchaft gethan!"

„Was wollen Sie? **Olim musis, nunc mulis!** Der Spaßvogel hatte Recht, als er die biſſige Inſchrift an das verlaſſene Schulgebäude anſchrieb."

„Und hätte er ſie nicht angeſchrieben, es wären wirklich Pferdeſtälle daraus gemacht worden. Wahr iſt es, Karl hat Hunderttauſende hinausgeworfen, aber es war doch Genialität darin, er vergeudete doch mit Geiſt; aber dieſer ſanfte, fromme Herzog ſchafft aus lauter Menſchenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe Unglückliche in Hülle und Fülle."

„Die Gerechtigkeitsliebe muß jedoch gar oft der Menſchenfreundlichkeit weichen. Ich kann ihnen ein artiges Pröbchen davon mittheilen. Der Schlingel von Kammerhuſar, der dort hinter dem Abt von Zwiefalten poſtirt iſt, hat vor einigen Tagen, wie mir der Hofkoch erzählte, einen großen ſeltenen Fiſch unter ſeinem Mantel fortpraktiziren wollen. Der Herzog liegt, im Verdauungsgeſchäfte begriffen, im Fenſter, ſieht wie der Burſche über den Hof ſchleicht, unten am Mantel aber auch den Kopf des Fiſches hervorſehen läßt. Wollte er ſich nach Tiſch nicht ärgern, oder war es ſeine angeborene Gutmüthigkeit, ſtatt den kecken Dieb augenblicklich fortzujagen, ruft

er ihm zu: „Hör' er, Musjeh, wenn er wieder einen Fiſch ſtehlen will, ſo nehme er einen kleinern, oder ziehe er einen längern Mantel an.“

„Von dieſer Gutmüthigkeit ſeh' ich aber in der neuen Maßregel gegen den Dienſthandel keine Spur. Es iſt ſchon recht, daß man einmal dieſem verderblichen Aemterverkauf ein Ende macht, aber alle Jene ſchonungslos abſetzen wollen, die auf dieſe Weiſe ihre Stellen erhalten, iſt nicht allein widerſinnig, es iſt grauſam. Wir alle wiſſen, daß es unter Herzog Karl eben nicht möglich war, auf andere Weiſe unterzukommen.“

Darüber laſſen ſie ſich kein graues Haar wachſen. Es liegt ganz in der Natur ſolcher Charaktere, wenn einmal der erſte Anlauf vorüber iſt, ſolch weitausgreifendes Verfahren ruhen zu laſſen. Iſt er doch, wie man ſagt, ſogar zu bequem, ſeinen Namen zu unterſchreiben und hat dafür einen Stempel machen laſſen; woher ſoll er Thätigkeit und Energie für eine ſo ungeheure Umänderung nehmen, die zudem ſeinem wirklich guten Herzen ſehr wehe thun müßte. Wären wir nur mit unſerer Karlsſchule nicht ſchlimmer daran. Uebrigens damals hat man ſeine Stellen gekauft und jetzt bekommt man ſie durch Geburt und Protektion; am Ende iſt nicht viel Unterſchied.“

„Was folgt daraus?“

„Daß ein gutmüthiger, aber ſchwacher Fürſt oft ebenſo ſchlimm für ein Land iſt, als ein energiſcher, der zuweilen ſeine Tyrannenlaunen hat. — Doch die Tafel iſt beendet; ich will gehen, zu bitten vor dem Betenden,

und wünſchen ſie mir Glück; ich glaube nicht mehr daran.“ —

In der Behauſung dieſes Beamten, der ſeine Stelle unter Herzog Karl mit ſchwerem Gelde erkauft hatte, ſaß deſſen Tochter Wilhelmine traurig in ihrem Lehnſeſſel. Es war ein liebreizendes Mädchen, mit dunkeln brennenden Augen und ſeidenen ſchwarzen Locken. Sie war es, welche der Special Zilling bei dem Einzuge des Herzogs von ſeinem Schutzbrette vertrieben hatte.

Ihr Blick war heute von Weinen getrübt; hatte ja der Vater noch einmal, nach mehrmaligen abgeſchlagenen Geſuchen, den Schritt zum Herzog gewagt, um von demſelben die Belaſſung auf der Stelle zu erflehen, die ihm Brod für ſich und ſeine Familie gab. Ach, die geringen Hoffnungen preßten ihr die bitterſten Thränen aus den Augen. Und das war es nicht allein, was ihr Herz bedrückte. Der Kriegsſekretär Lanz, ein ſchöner, braver junger Mann, hatte um ihre Liebe geworben; ſie war dem wackern Jüngling, der oft in ihres Vaters Haus kam, von Anbeginn hold geweſen, und gewährte ihm gerne das Geſtändniß der Gegenliebe. Wilhelminens Vater ſegnete den Bund beider jungen Leute. Lanz hatte ſich ſeine Stelle mit Aufopferung des väterlichen Erbguts erworben. Die Hochzeit war auf ein halbes Jahr hinausgeſchoben worden, um die nöthigen häuslichen Einrichtungen vorzubereiten. Der Tod Herzog Karls und die Neuerungen ſeines Nachfolgers goſſen aber Waſſer in die glühenden Hoffnungen des liebenden Paares. Auch Lanz ſtand in Gefahr, ſeine Stelle zu verlieren. —

Dieſe Gewitterwolken waren es, die ſchwer auf dem Herzen der Jungfrau laſteten. Mit bebendem Buſen harrte ſie der Ankunft des Vaters. Dieſer kam endlich mit verſtörten Zügen.

„Wie iſt's gegangen?“ rief ſie ihm angſtvoll entgegen.

„Alles verloren!“ erwiederte der Vater dumpf und warf ſich erſchöpft auf das Kanapee. „Der Herzog will von dem Princip, die erkauften Stellen anders zu beſetzen, nicht laſſen; der Miniſter hat bereits den Auftrag, über die meinige zu verfügen. Was ſoll aus uns noch werden?“

In der Angſt des Zweifels, in dem Schwanken der Hoffnung war Wilhelmine ſchwach geweſen. Jetzt aber, als ſie das entſcheidende Wort vernommen, erhob ſich ihre ſtarke Seele zu muthiger Entſchloſſenheit. Sie ſuchte den Vater zu tröſten und das düſtere Dunkel der Zukunft in ein freundliches Bild umzuwandeln.

„Wir wollen arbeiten,“ ſagte ſie, „ich mit der Nadel, du mit der Feder; dann haben wir ſchon unſer Auskommen, bis ſich wieder etwas beſſeres findet. Und wenn vollends einmal Lanz mein iſt, dann ſoll es dir an nichts mehr fehlen!“

„Wann aber auch dein Bräutigam ſeine Stelle verliert?“ warf der Vater ein.

„Bange machen gilt nicht!“ rief das Mädchen, den Eindruck, welchen des Vaters Frage auf ſie machte, verbergend. „Nicht alle werden von ihren Stellen entfernt und mein Albert erfreut ſich der beſondern Gunſt ſeiner *Vorgeſetzten*. Ich wette, daß er ſeine Stelle behält.“

„Geb's Gott!“ erwiederte der Vater in großer Niedergeſchlagenheit. Kaum hatte er die Paar Worte geſprochen, als der Kriegsſekretär Lanz eintrat. Wilhelmine flog ihm entgegen und bat ihn, ihr den Vater in ſeinem Unglück tröſten zu helfen. Auf ſeine Frage wurde ihm der betrübende Vorfall mitgetheilt. Er erblaßte. Man ſah es ſeinen Zügen, ſeiner ſich hebenden Bruſt an, daß etwas Gewaltiges in ihm arbeite. Endlich nach einer qualvollen Pauſe ſagte er:

„Wirf deinen Brautſtaat in das Feuer, Wilhelmine! Mit unſerer Hochzeit iſt es nichts!“

Das Mädchen ſah ihn erſchrocken an. Sie meinte im erſten Augenblicke, Albert wolle, weil ihr Vater ſeine Stelle verloren, zurücktreten und ihre Hand ausſchlagen. Darum ſagte ſie zu ihm mit zweifelhaftem Tone:

„Was haſt du denn, Albert? Du redeſt ja irre!“

„Auch ich habe meine Stelle verloren!“ entrang es ſich der gepreßten Bruſt des Jünglings.

„Allmächtiger Himmel! Mein Albert!“ rief das Mädchen und ſank ohnmächtig auf einen Seſſel nieder.

Während ein halb klöſterliches, halb Schlaraffenleben in den Hofgemächern in Stuttgart und Ludwigsburg herrſchte, drangen die Sturmklänge von jenſeits des Rheins immer mahnender und vernehmlicher herüber. Von der Politik Karls, der 1791 ſelbſt in Paris geweſen, und um Mömpelgard zu retten, ſogar die National-

kokarde aufſteckte, hatte der ehrliche, gerade, wenn auch befangene Sinn Ludwig Eugens keine Ahnung. Seine Anhänglichkeit an Deutſchland und das Reich, ſeine Freundſchaft für das franzöſiſche Königshaus, ſein Abſcheu vor den Grundſätzen des Tages, alles dieſes rüttelte den ſonſt friedliebenden Mann ſo mächtig auf, daß er als einer der feurigſten Kämpfer für die Sache Deutſchlands das Schwert ergriff. Durch ihn wurde ein Beſchluß des ſchwäbiſchen Kreiſes erwirkt, der die vielfach verſtärkten Contingente einrief und überdieß eine 40,000 Mann ſtarke Landmiliz auf die Beine brachte. In Württemberg ſelbſt hatte die Begeiſterung des Herzogs mächtigen Widerhall gefunden. In allen Kreiſen des Landes hörte man von den Kanzeln patriotiſche Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlandes, 2000 Rekruten wurden ausgehoben, das Forſtperſonal im Vorpoſtendienſt eingeübt, die Päſſe des Schwarzwaldes befeſtigt und eine 14,000 Mann ſtarke Landmiliz organiſirt. Der Herzog ſelbſt gelobte, an die Spitze des Aufgebots zu treten.

Unterdeſſen war von den Republikanern die Vertheidigungslinie der Kaiſerlichen im Elſaß durchbrochen und die Pfalz überſchwemmt worden. Alles, was nur in Württemberg der Fahne folgen konnte, eilte an die Grenzen und ſelbſt die Hauptſtadt war von Militär ſo entblößt, daß nicht einmal die nöthigen Wachen für das herzogliche Reſidenzſchloß übrig bleiben. Ludwig glaubte ſich ſicher unter den Seinen und ſein Zutrauen täuſchte ihn nicht. Die einſt beim feierlichen Einzug des Herzogs zu Erhöhung des Feſtglanzes ihn eingeholt hatten,

jene Bürger, die reichſten und angeſehenſten der Stadt, bildeten nun eine berittene herzogliche Leibwache, ihren Fürſten zu beſchützen. Sie nannten ſich die Ludwigsritter und bewaffneten und kleideten ſich ſelbſt.

Am 15. April 1794 rückte das Korps in den Schloßhof. Blaue Röcke mit gelben Knöpfen und goldenen Epauletten, gelbe Weſten, gelblederne Hoſen und Reiterſtiefel waren ſeine Uniform. Die Kaufleute trugen nur Säbel, die Andern auch Karabiner. Der Herzog dankte ihnen für ihre Aufopferung und Liebe und gab ihnen den Obriſtwachtmeiſter von Gemmingen zum Befehlshaber. Bald auch prangte an der Spitze des Korps eine von dem Fürſtenpaare geſchenkte Fahne, die auf weißem Atlas die Inſchrift „pro deo et patria“ und „gratorum sedula nutrix“ nebſt dem herzoglichen Namenszuge trug. Auch eine Bürgerartillerie war errichtet worden.

Unter den Kolonnen, die gegen die Sansculotten auszogen, befand ſich auch Albert Lanz.

Nach dem erſten Schmerz über die verlornen Stellen hatte ſich das brave Kleeblatt bald beruhigt und mit Ergebung in den Willen Gottes eine neue Zukunft verabredet. Mit Wilhelminens Zuſtimmung trat Albert unter die Fahnen eines Arkebuſirregiments, das für den Feldzug gegen Frankreich beſtimmt war. Er machte alles, was er beſaß, zu Geld und gab es dem Vater ſeiner Geliebten, damit dieſer für die erſte Zeit vor aller Noth gedeckt ſei. Auch gelang es ihm, für denſelben eine kleine Privatbeſchäftigung auszumitteln, die einen verhältnißmäßig nicht unerheblichen Verdienſt abwarf. Alb

ſelbſt wollte durch Tapferkeit ſich eine Exiſtenz gründen. Das junge Paar ſchwur ſich, von dem gütigen Vater noch einmal geſegnet, ewige Liebe und Treue. Wilhelminens Traurigkeit war verſchwunden. Nur beim Ausmarſch des Geliebten ſandte ſie ihm einige heiße Thränen nach.

Das drohende Kriegsgewitter kam unter Ludwig Eugen nicht mehr zum Ausbruch. Die Franzoſen beabſichtigten damals noch keinen Rheinübergang. Das Vergebliche ſeiner leider nur zu vereinzelten Anſtalten ſollte der Herzog nicht mehr ſehen. Er ſtarb, vom Schlag getroffen, auf einem Spazierritt im Mai 1795. Unter dem Volke hieß es, er ſei vom Pferd in den untern Alleen auf einen Stein gefallen. Auf dem Platze, auf dem er fiel, waren viele Leute verſammelt, und ein Mauersjunge, der gerade vom Geſchäfte kam, grub. mit ſeinem Zweiſpitz in den Stein, auf den der Herzog gefallen war, ein Kreuz ein, das noch zu ſehen iſt. Juſtinus Kerner dichtete ſpäter auf dieß Ereigniß folgende Verſe:

„Als der gute Ludwig hoch vom Pferde
Todt geſunken auf die harte Erde,
Nahet trauernd ſich ein Mauersjunge;
Er will klagen, doch es ſtockt die Zunge;
Aber ſchnelle bauen ſeine Hände
Ihm das ſchönſte aller Monumente,
Denn ſie hauen in den Pflaſterſtein
Fromm des Kreuzes heilig Bildniß ein.“

Was unter Eugen nur als drohendes Gewitter am Himmel geſtanden, kam nunmehr zum verheerenden Ausbruch. Der Kriegsſturm tobt daher vom Weſten; ein für Freiheitsideen glühendes Volk will ſich ſeine Stelle unter Europa's Nationen wieder erkämpfen und iſt, von kundigen Feldherrn, Männern von geſtern, welche über Nachts Kriegskunſt gelernt und zu Helden geworden, geleitet, über den alten duldſamen Vater Rhein hereingebrochen in die deutſchen Gauen.

Sengend, brennend, Freiheit im Munde, in der Hand die Beute, haust die feindliche Schaar in den vaterländiſchen Gefilden.

Deutſchland iſt zerriſſen, zerſplittert, von Sonderintereſſen geleitet, ohne Ehrfurcht für die materielle Würde des Vaterlandes. Oeſterreich dominirt, Preußen hat ſich zurückgezogen und einen Separatfrieden geſchloſſen, das ſchwäbiſche Kontingent, — ein gräßlicher Anblick! — — ein Haufe zuſammengeſtoppelter Leute, wechſelnd über Nacht; das träufelt zu, das träufelt ab, zur Hälfte beſtehend aus neuen Rekruten, die, nachdem ſie ihr Handgeld empfangen, deſertirten, um wieder anderswo Handgeld zu erhalten, zur Hälfte aus Greiſen und Gebrechlichen, die das Kriegshandwerk nie gelernt, in ewigem Wachehalten an den verroſteten Thoren der Reichsſtädte.

Württemberg hatte in Ludwig Eugens Nachfolger, ſeinem Bruder Friedrich Eugen, einen Fürſten bekommen, der ſeit ſeiner Jugend mit den Kämpfen auf dem Schlachtfelde und in den Kabineten ſich beſchäftigte.

Im ſiebenjährigen Kriege ein verdienſtvoller Feld-

Dieſe Gewitterwolken waren es, die ſchwer auf dem Herzen der Jungfrau laſteten. Mit bebendem Buſen harrte ſie der Ankunft des Vaters. Dieſer kam endlich mit verſtörten Zügen.

„Wie iſt's gegangen?“ rief ſie ihm angſtvoll entgegen.

„Alles verloren!“ erwiederte der Vater dumpf und warf ſich erſchöpft auf das Kanapee. „Der Herzog will von dem Princip, die erkauften Stellen anders zu beſetzen, nicht laſſen; der Miniſter hat bereits den Auftrag, über die meinige zu verfügen. Was ſoll aus uns noch werden?“

In der Angſt des Zweifels, in dem Schwanken der Hoffnung war Wilhelmine ſchwach geweſen. Jetzt aber, als ſie das entſcheidende Wort vernommen, erhob ſich ihre ſtarke Seele zu muthiger Entſchloſſenheit. Sie ſuchte den Vater zu tröſten und das düſtere Dunkel der Zukunft in ein freundliches Bild umzuwandeln.

„Wir wollen arbeiten,“ ſagte ſie, „ich mit der Nadel, du mit der Feder; dann haben wir ſchon unſer Auskommen, bis ſich wieder etwas beſſeres findet. Und wenn vollends einmal Lanz mein iſt, dann ſoll es dir an nichts mehr fehlen!“

„Wann aber auch dein Bräutigam ſeine Stelle verliert?“ warf der Vater ein.

„Bange machen gilt nicht!“ rief das Mädchen, den Eindruck, welchen des Vaters Frage auf ſie machte, verbergend. „Nicht alle werden von ihren Stellen entfernt und mein Albert erfreut ſich der beſondern Gunſt ſeiner Vorgeſetzten. Ich wette, daß er ſeine Stelle behält.“

„Geb's Gott!“ erwiederte der Vater in großer Niedergeſchlagenheit. Kaum hatte er die Paar Worte geſprochen, als der Kriegsſekretär Lanz eintrat. Wilhelmine flog ihm entgegen und bat ihn, ihr den Vater in ſeinem Unglück tröſten zu helfen. Auf ſeine Frage wurde ihm der betrübende Vorfall mitgetheilt. Er erblaßte. Man ſah es ſeinen Zügen, ſeiner ſich hebenden Bruſt an, daß etwas Gewaltiges in ihm arbeite. Endlich nach einer qualvollen Pauſe ſagte er:

„Wirf deinen Brautſtaat in das Feuer, Wilhelmine! Mit unſerer Hochzeit iſt es nichts!“

Das Mädchen ſah ihn erſchrocken an. Sie meinte im erſten Augenblicke, Albert wolle, weil ihr Vater ſeine Stelle verloren, zurücktreten und ihre Hand ausſchlagen. Darum ſagte ſie zu ihm mit zweifelhaftem Tone:

„Was haſt du denn, Albert? Du redeſt ja irre!“

„Auch ich habe meine Stelle verloren!“ entrang es ſich der gepreßten Bruſt des Jünglings.

„Allmächtiger Himmel! Mein Albert!“ rief das Mädchen und ſank ohnmächtig auf einen Seſſel nieder.

Während ein halb klöſterliches, halb Schlaraffenleben in den Hofgemächern in Stuttgart und Ludwigsburg herrſchte, drangen die Sturmklänge von jenſeits des Rheins immer mahnender und vernehmlicher herüber. Von der Politik Karls, der 1791 ſelbſt in Paris geweſen, und um Mömpelgard zu retten, ſogar die National-

kokarde aufſteckte, hatte der ehrliche, gerade, wenn auch befangene Sinn Ludwig Eugens keine Ahnung. Seine Anhänglichkeit an Deutſchland und das Reich, ſeine Freundſchaft für das franzöſiſche Königshaus, ſein Abſcheu vor den Grundſätzen des Tages, alles dieſes rüttelte den ſonſt friedliebenden Mann ſo mächtig auf, daß er als einer der feurigſten Kämpfer für die Sache Deutſchlands das Schwert ergriff. Durch ihn wurde ein Beſchluß des ſchwäbiſchen Kreiſes erwirkt, der die vielfach verſtärkten Contingente einrief und überdieß eine 40,000 Mann ſtarke Landmiliz auf die Beine brachte. In Würtemberg ſelbſt hatte die Begeiſterung des Herzogs mächtigen Widerhall gefunden. In allen Kreiſen des Landes hörte man von den Kanzeln patriotiſche Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlandes, 2000 Rekruten wurden ausgehoben, das Forſtperſonal im Vorpoſtendienſt eingeübt, die Päſſe des Schwarzwaldes befeſtigt und eine 14,000 Mann ſtarke Landmiliz organiſirt. Der Herzog ſelbſt gelobte, an die Spitze des Aufgebots zu treten.

Unterdeſſen war von den Republikanern die Vertheidigungslinie der Kaiſerlichen im Elſaß durchbrochen und die Pfalz überſchwemmt worden. Alles, was nur in Württemberg der Fahne folgen konnte, eilte an die Grenzen und ſelbſt die Hauptſtadt war von Militär ſo entblößt, daß nicht einmal die nöthigen Wachen für das herzogliche Reſidenzſchloß übrig bleiben. Ludwig glaubte ſich ſicher unter den Seinen und ſein Zutrauen täuſchte ihn nicht. Die einſt beim feierlichen Einzug des Herzogs zu Erhöhung des Feſtglanzes ihn eingeholt hatten,

jene Bürger, die reichſten und angeſehenſten der Stadt, bildeten nun eine berittene herzogliche Leibwache, ihren Fürſten zu beſchützen. Sie nannten ſich die Ludwigsritter und bewaffneten und kleideten ſich ſelbſt.

Am 15. April 1794 rückte das Korps in den Schloßhof. Blaue Röcke mit gelben Knöpfen und goldenen Epauletten, gelbe Weſten, gelblederne Hoſen und Reiterſtiefel waren ſeine Uniform. Die Kaufleute trugen nur Säbel, die Andern auch Karabiner. Der Herzog dankte ihnen für ihre Aufopferung und Liebe und gab ihnen den Obriſtwachtmeiſter von Gemmingen zum Befehlshaber. Bald auch prangte an der Spitze des Korps eine von dem Fürſtenpaare geſchenkte Fahne, die auf weißem Atlas die Inſchrift „**pro deo et patria**“ und „**gratorum sedula nutrix**“ nebſt dem herzoglichen Namenszuge trug. Auch eine Bürgerartillerie war errichtet worden.

Unter den Kolonnen, die gegen die Sansculotten auszogen, befand ſich auch Albert Lanz.

Nach dem erſten Schmerz über die verlornen Stellen hatte ſich das brave Kleeblatt bald beruhigt und mit Ergebung in den Willen Gottes eine neue Zukunft verabredet. Mit Wilhelminens Zuſtimmung trat Albert unter die Fahnen eines Arkebuſirregiments, das für den Feldzug gegen Frankreich beſtimmt war. Er machte alles, was er beſaß, zu Geld und gab es dem Vater ſeiner Geliebten, damit dieſer für die erſte Zeit vor aller Noth gedeckt ſei. Auch gelang es ihm, für denſelben eine kleine Privatbeſchäftigung auszumitteln, die einen verhältnißmäßig nicht unerheblichen Verdienſt abwarf. Albert

ſelbſt wollte durch Tapferkeit ſich eine Exiſtenz gründen. Das junge Paar ſchwur ſich, von dem gütigen Vater noch einmal geſegnet, ewige Liebe und Treue. Wilhelminens Traurigkeit war verſchwunden. Nur beim Ausmarſch des Geliebten ſandte ſie ihm einige heiße Thränen nach.

Das drohende Kriegsgewitter kam unter Ludwig Eugen nicht mehr zum Ausbruch. Die Franzoſen beabſichtigten damals noch keinen Rheinübergang. Das Vergebliche ſeiner leider nur zu vereinzelten Anſtalten ſollte der Herzog nicht mehr ſehen. Er ſtarb, vom Schlag getroffen, auf einem Spazierritt im Mai 1795. Unter dem Volke hieß es, er ſei vom Pferd in den untern Alleen auf einen Stein gefallen. Auf dem Platze, auf dem er fiel, waren viele Leute verſammelt, und ein Mauersjunge, der gerade vom Geſchäfte kam, grub. mit ſeinem Zweiſpitz in den Stein, auf den der Herzog gefallen war, ein Kreuz ein, das noch zu ſehen iſt. Juſtinus Kerner dichtete ſpäter auf dieß Ereigniß folgende Verſe:

„Als der gute Ludwig hoch vom Pferde
Todt geſunken auf die harte Erde,
Nahet trauernd ſich ein Mauersjunge;
Er will klagen, doch es ſtockt die Zunge;
Aber ſchnelle bauen ſeine Hände
Ihm das ſchönſte aller Monumente,
Denn ſie hauen in den Pflaſterſtein
Fromm des Kreuzes heilig Bildniß ein.“

Was unter Eugen nur als drohendes Gewitter am Himmel geſtanden, kam nunmehr zum verheerenden Ausbruch. Der Kriegsſturm tobt daher vom Weſten; ein für Freiheitsideen glühendes Volk will ſich ſeine Stelle unter Europa's Nationen wieder erkämpfen und iſt, von kundigen Feldherrn, Männern von geſtern, welche über Nachts Kriegskunſt gelernt und zu Helden geworden, geleitet, über den alten duldſamen Vater Rhein hereingebrochen in die deutſchen Gauen.

Sengend, brennend, Freiheit im Munde, in der Hand die Beute, haust die feindliche Schaar in den vaterländiſchen Gefilden.

Deutſchland iſt zerriſſen, zerſplittert, von Sonderintereſſen geleitet, ohne Ehrfurcht für die materielle Würde des Vaterlandes. Oeſterreich dominirt, Preußen hat ſich zurückgezogen und einen Separatfrieden geſchloſſen, das ſchwäbiſche Kontingent, — ein gräßlicher Anblick! — — ein Haufe zuſammengeſtoppelter Leute, wechſelnd über Nacht; das träufelt zu, das träufelt ab, zur Hälfte beſtehend aus neuen Rekruten, die, nachdem ſie ihr Handgeld empfangen, deſertirten, um wieder anderswo Handgeld zu erhalten, zur Hälfte aus Greiſen und Gebrechlichen, die das Kriegshandwerk nie gelernt, in ewigem Wachehalten an den verroſteten Thoren der Reichsſtädte.

Württemberg hatte in Ludwig Eugens Nachfolger, ſeinem Bruder Friedrich Eugen, einen Fürſten bekommen, der ſeit ſeiner Jugend mit den Kämpfen auf dem Schlachtfelde und in den Kabineten ſich beſchäftigte.

Im ſiebenjährigen Kriege ein verdienſtvoller Feld-

herr Friedrichs II., der Beſieger ſeines Bruders Karl, war er ſeit 1769 Statthalter von Mömpelgart, aus dem ihn die Republikaner verdrängten, und wurde dann 1792 preußiſcher Generalgouverneur in Ansbach-Baireuth.

Zwei Jahre darauf vertauſchte er das Luſtſchloß Phantaſie bei Baireuth mit Hohenheim, welches ihm vermöge eines Erbvergleichs mit ſeinem Bruder Ludwig Eugen zugefallen war.

Friedrich Eugen war ein glücklicher Familienvater; ſieben Söhne und drei Töchter hatte ihm ſeine Gemahlin Dorothea von Brandenburg Schwedt geſchenkt. Die eine ſollte die geliebte Czarin der Ruſſen werden, die andere raffte der Tod hinweg, nachdem ſie bereits glückliche Gatten gefunden.

Im preußiſchen Heere dienten vier ſeiner Söhne, unter ihnen Prinz Heinrich, ein bekannter Name in den Annalen unſerer Kriegsgeſchichte. Prinz Ferdinand, der ebenfalls den Lorbeer trägt, war in öſterreichiſche Dienſte getreten und ein anderer Sohn in ruſſiſche. Der älteſte, Friedrich Wilhelm, weilte ſchon ſeit den letzten Regierungsjahren Karls in dem Lande, das er einſt ſein eigen zu nennen beſtimmt war.

Wäre Friedrich Eugen im rüſtigen Mannesalter zur Herrſchaft Württembergs gelangt, mit der ganzen That und Willenskraft, die er früher beſeſſen, und mit dem vortrefflichen Herzen, das er noch hatte, er würde vielleicht in dieſer gefahr- und unglücksvollen Zeit das Ländchen vor manchem Uebel bewahrt haben. Vielleicht, *aber doch nicht wahrſcheinlich.*

Die Nemeſis war über die einzelnen deutſchen Staaten hereingebrochen. Die engherzige Politik, die ſie in Bezug auf das Reich ſeit Jahrhunderten verfolgt, mußten ſie jetzt büßen.

Als gegen den gewaltigen Feind, der von Weſten drohte, die verſchiedenen Glieder zu einem Ganzen ſich einigen ſollten, erkannte man zu ſpät, daß es einzelne Theile ſeien, meiſt zu ſchwach, um für ſich ein würdiges Ganze zu ſein, und doch zu ſelbſtherriſch, um ſich den Zwecken des großen Ganzen fügen zu wollen.

„Ich will Gerechtigkeit üben, denn auch ich trete früher oder ſpäter vor Gottes Richterſtuhl," ſagte Friedrich Eugen bei ſeinem Regierungsantritt, bei dem alle Feierlichkeiten unterſagt waren. Das Volk verehrte den Fürſten, der durch alle ſeine Anſtalten bewies, daß dieſer ſchöne Ausſpruch eine Wahrheit werden ſollte; es betete unaufgefordert für ihn, als er erkrankte, freute ſich, als er genas; allein näher und näher wälzten ſich die Kriegsheere. Jourdan und Moreau ſtanden an den Gränzen Deutſchlands; indeſſen wurde ein Separatfrieden nach dem andern geſchloſſen. Was konnte Württemberg thun? Sich auf das ſchwäbiſche Kreiskontingent verlaſſen? das wäre eine üble Stütze geweſen; doch auf Erzherzog Karl hoffte man noch, und das Herzogthum hielt beim Reiche aus, obgleich es jede Feindesgefahr durch Neutralität hätte abwenden können.

In Hohenheim mußte der Herzog der Dinge warten, die da kommen ſollten, denn ſein Alter verbot ihm, das Heer zu begleiten. Eine Schreckensnachricht folgte

der andern — der Uebergang bei Kehl, die Niederlage der Oeſterreicher bei Renchen, die Erſtürmung des Kniebis, der Rückzug des Erzherzogs Karl nach der Schlacht bei Dobel.

Als der Erzherzog ſelbſt erklärte, er könne Württemberg nicht mehr ſchützen, ſchickte man den Miniſter von Wöllwarth, den Legationsrath Abel, den Geheimenrath von Mandelslohe und den Landſchaftsaſſeſſor Kerner in das Lager der Neufranken nach Baden, um einen Waffenſtillſtand zu vermitteln. Unterdeſſen wurde Württemberg eiligſt entwaffnet, und während der Herzog und eine Menge der vornehmſten und reichſten Leute aus dem Lande flohen, rückte der Verwüſtungszug der franzöſiſchen Heere der Hauptſtadt zu.

Die Straßen des Landes boten damals einen ſchrecklichen Anblick. Die Schaaren der kaiſerlichen Armee, die Maſſen derer, die ſich flüchteten und forteilten, gepeitſcht von der Furcht, die Franzoſen möchten bald folgen, füllten dieſelben. Wagen an Wagen kamen daher, wohlfriſirte Damen und Herren ſcheuten ſich nicht, auf dem Staub der Chauſſee ſich von Ochſen langſam dahin ziehen zu laſſen.

Neben ihnen ſieht man lange Reihen von Handwerksburſchen, die den Schauplatz des Kriegs verlaſſen, um in friedlicheren Gegenden Arbeit zu ſuchen. Dann folgte wieder ein Zug Kanonen, ein Trupp Reiterei, ein Schwarm Weiber, eine Geſellſchaft franzöſiſcher Emigranten, die nun ihren Stab weiter ſetzen mußten, und ein Haufe Unglücklicher, welche ſchon von den Feinden

ausgeplündert waren. Ungariſche Ochſen in großen Heerden, die den Oeſterreichern nachgeführt wurden, treiben ſich wild durcheinander; matt hängen die Pferde ihre Köpfe und auf den Bauch geſtreckt ſchlafen die Wagenknechte. Fluch, Gebet, Jammer, Angſtgeſchrei, vornehmes Franzöſiſch, und gemeines Schwäbiſch hört man durcheinander, das Halt der Fuhrleute, das Kommando der Offiziere, das Schmettern der Poſthörner, das Klatſchen der Peitſchen, und von Ferne dröhnt der dumpfe Donner der Kanonen.

Wieſen werden zerſtampft und zu Haltplätzen für die Wägen genommen; das Getraide, ob reif oder nicht, abgemäht, die Weinpflanzungen niedergeriſſen und über ſie dahingefahren; die Obſtbäume werden abgehauen, als Brennholz für die nächtlichen Wachfeuer; das Vieh von den Soldaten aus den Ställen genommen und zu Vorſpann getrieben. Weinend ſteht der Bauer und Landmann und ſieht dem unheilvollen Zuge nach. Ein Theil der Bauern nimmt, von Beamten und Jägern angeführt, Heugabel, Dreſchflegel, Senſe und Knittel, um auf eigene Fauſt einen kleinen Krieg zu führen; ein andrer hört mißtrauiſch die Reden des Förſters an und weigert ſich geradezu.

„Wir marſchiren nicht," heißt es. „Gegen die Condeer wollen wir wohl ziehen, aber nicht gegen die Nationaler, mit denen ſoll der Kaiſer Friede machen."

Albert Lanz hatte auf den Feldzug die gewichtigſten Hoffnungen geſetzt. Die Kraft und der Muth, die er in ſich fühlte, ſollten ihm eine Carriere anbahnen, die ſich ihm vielleicht im Beſitz ſeiner frühern Sekretärsſtelle nie eröffnet haben würde. Seine Kriegsbegeiſterung war noch erhöht durch den Haß gegen die franzöſiſchen Republikaner. Er ſah in ihnen nur verruchte Gottesſchänder, ehrloſe Königsmörder, die über ein geliebtes, ſchönes, deutſches Vaterland die Brandfackel der Verheerung ſchwingen würden. Seine Kampfbegierde war unbeſchreiblich. Er hatte ſich gleich anfangs durch ſeine Thätigkeit zum Unteroffizier emporgeſchwungen und war unter den Befehlen des Erbprinzen Friedrich Wilhelm mit dem würtembergiſchen Korps nach Freudenſtadt den Franzoſen entgegen gezogen. Bei einem Gepländel am Fuße des Kniebis kam der muthige Erbprinz bei einem zu gewagten Vordringen in den Bereich einer Chaſſeurpatrouille und konnte ſich nur mit Mühe gegen die Streiche eines herkuliſchen Sanskulotten vertheidigen, als Albert, den durch Zufall in der Nähe ſeine Stellung hatte, ſchleunigſt herbeieilte, und durch einen Bajonettangriff von der Seite die Hiebe des Chaſſeurs von dem Erbprinzen auf ſich ablenkte. Aber ein Stich des Bajonetts in die Weichen des Pferdes des Franzoſen machte dieſes vor Schmerz raſend; es bäumte ſich hoch auf und warf den Reiter zu Boden, denſelben mit ſeinem gewichtigen Leib im Sturz bedeckend.

Aber die Franzoſen drangen jetzt von allen Flanken vor, ein Rückzug war unvermeidlich. Herzogs Friedrich

Eugen Herz blutete unter den Drangſalen, die über ſein unglückliches Land hereingebrochen. Nur ein Friede mit Frankreich ſchien es vor fernerem Schaden bewahren zu können. Es wurde deßwegen im franzöſiſchen Hauptquartier ein Vertrag abgeſchloſſen, zufolge deſſen das Land vier Millionen Franken in baarem Gelde zu entrichten und außerdem noch ſehr bedeutende Naturallieferungen an das franzöſiſche Heer zu leiſten hatte; auch Mömpelgart mit den dazu gerechneten Beſitzungen mußte gegen ungewiſſe Ausſicht auf Erſatz abgetreten werden.

Albert war über dieſe Wendung der Dinge höchſt betrübt. Seine Ausſichten auf Beförderung und Auszeichnung waren ihm auf dieſe Weiſe rundweg abgeſchnitten. Nach ſeiner Zurückkunft in Ludwigsburg klagte er Karolinen ſein Mißgeſchick. Dieſe ſtrich ihm fröhlich lächelnd die blonden Locken aus dem Geſicht und ſagte mit vertrauendem Tone:

„Lieber Albert, ich ſehe in deinem vermeintlichen Mißgeſchick eher einen Fingerzeig des Himmels. Bei unſerer Handvoll Soldaten hätteſt du es ja ohnehin nicht weit gebracht, da iſt nicht viel verloren! Dein Patriotismus aber drängt dich zum Kampf gegen die Feinde des Vaterlands. Folge dieſem Zug des Herzens, trete in die Dienſte Oeſterreichs, das die deutſchen Intereſſen ſo muthig vertritt!“

„Ach du ſtiehlſt mir die Gedanken aus dem Herzen!“ rief Albert, die Geliebte umarmend und küſſend. „Ja ich will Dienſte bei Oeſterreich nehmen. Vielleicht führt mich ein glückliches Schickſal doch noch zu deinem Beſitz,

wenn nicht eine Kugel mir das deutſche Herz durchbohrt." —

Erzherzog Karl war in Stuttgart angekommen. Durch die Reihen ſeiner Adjutanten drängte ſich ein junger Mann. Es gelang ihm, bis vor den Erzherzog zu kommen, der gerade mit ſeinen erſten Generalen Kriegsrath hielt und eine Karte vor ſich auf dem Tiſch hatte. Er blickte mit Befremden auf den Eindringling und fragte nach deſſen Begehr.

Dieſer überreichte ein Papier.

Der Erzherzog las es.

„Sie wollen in meine Dienſte treten?" fragte er.

„Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch!" war die Antwort.

„Warum wollen ſie nicht ihrem Vaterlande dienen?

„Württemberg hat mit den Feinden Deutſchlands Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Ich mag nicht die Hände ruhig in den Schooß legen, wenn Oeſterreichs Krieger bluten."

„Welches Geſchäft trieben ſie vorher?"

„Ich war Kriegsſekretär in Ludwigsburg."

„Ich nehme ihre Dienſte an!" ſchloß der Erzherzog. „Feldmarſchallieutenant Hotze ſorgen ſie für die Einreihung dieſes Mannes und rapportiren ſie mir darüber!" Zu Albert ſich wendend verſprach er für denſelben weiter zu ſorgen, wenn er ſich des Vertrauens würdig zeige. Darauf beabſchiedete er ihn.

Es war Mitte Juli, als man auf den Höhen Hohenheims die erſten Truppen des Erzherzogs erblickte. Links vom Heere her wirbelten Staubwolken auf der Cannſtatter Straße auf und Boten kamen mit der Nachricht, es hätten ſich zwei Schwadronen und vier Bataillone bei Berg am hölliſchen Bühl, wo die Straße nach Vaihingen geht, aufgeſtellt. Zugleich wurde die Beſorgniß laut, daß die Franzoſen auch bald nachfolgen würden, und in Stuttgart hieß es, ihre Avantgarde wäre bereits bis Leonberg vorgedrungen. Unter quälender Unruhe verging die Nacht.

Mit dem Morgen wurde es lebhaft auf den Straſſen; Trommelwirbel, das Schmettern der Trompeten kündete die vorrückenden Truppen an, und die geſtern bei Berg und Cannſtatt geſtanden, zogen ſich heute bis Hohenheim und Eßlingen hinüber.

Nachmittag konnte man vom Balkone des Hohenheimer Schloſſes das Anrücken der Franzoſen von Vaihingen her gewahren, und das gräßliche Schauſpiel einer Schlacht entwickelte ſich vor den Augen des Häufleins, das unter ängſtlichem Herzklopfen ſich oben zuſammengedrängt hatte. Seit drei Uhr hört man unaufhörlich den Kanonendonner und das Praſſeln der Kartätſchen. Es hieß, das Gefecht wüthe in Stuttgart ſelbſt. Daß die kaiſerlichen Vorpoſten vom Hafenberge vertrieben worden, konnte man oben bemerken und ſo durfte man als gewiß annehmen, daß die Franzoſen unter St. Cyr ſich in die Stadt geſtürzt hätten. Zwiſchen Cannſtatt und Berg ſchwankte der Kampf. Jetzt ſah man die Fran-

zoſen vorrücken, jetzt jagten die Oeſterreicher ihnen wieder nach, bis in dem Thalgrund bei Stuttgart ſich das Gefecht verlor, und nun marſchiren die Flanken wieder auf und dehnen ſich bis Rohracker aus. Kaum war die Sonne am andern Tag die Berge heraufgeſtiegen, als ſich die Oeſterreicher bei Mühlhauſen und Altingen über den Neckar hinüberzogen. Die einen verſchwanden hinter die Berge bei Cannſtatt, die andern bei den Oeſſinger Höhen, und eine dritte Abtheilung, die Sachſen, gingen bei Hofen über den Fluß. Die Franzoſen rückten nach. Feindliche Kolonnen brausten von Degerloch über Ruith vorbei nach Eßlingen. Dort ſtand Feldmarſchallieutenant Hotze, der den entſchiedenſten Widerſtand entgegenſetzte; beſonders zeichnete ſich ein junger öſterreichiſcher Korporal aus, der ein wichtiges Defilée mit einer Handvoll Soldaten gegen mehrere anrückende franzöſiſche Kompagnien hielt und ſelbſt durch eine Kugel in den linken Arm verwundet wurde. Es war Albert Lanz.

Der Erzherzog hatte ſeinen Zweck erreicht, nämlich die Behauptung der Straße von Eßlingen nach Ulm. Geordnet trat er ſeinen Rückzug an.

Mit Schrecken betrachtete die württembergiſche Bevölkerung die Republikaner, die doch alles eher vorſtellten, als ein ſiegreiches Heer. Man hätte mehr geglaubt, ſie befänden ſich auf der Flucht, als auf dem Marſche in Feindesland. Mit zerriſſenen Röcken kamen ſie daher, einige kamen auf den bloßen Füßen, ihre Beinkleider ſind oft nur leicht zuſammengenähte Bettüberzüge, die ſie den Bauern genommen, manche ſchultern ihr Gewehr,

dieſe tragen es am Riemen, jene unterm Arm. Roſt hatte die Flinten überzogen. Brodlaibe, gebratene Hühner und Gänſe ſtecken an den Bajonetten; die Hauptleute laufen der Compagnie voraus, die Lieutenants ihr nach, ſcheinbar ohne beſonderes Anſehen und Autorität.

Durch Getraidefelder, durch Obſtgärten haben auch ſie ihren Marſch genommen, ſchlagen an den Bäumen die Früchte ab, ziehen den Vorübergehenden die Schuhe aus, dringen in den Dörfern in die Häuſer, erbrechen die Schränke, rauben ſie aus und erpreſſen durch Drohungen auch das Letzte, was der Bauer noch kurz vorher verſteckt hat. Oder dem Soldaten gefällt es, er erbietet ſich, es zu kaufen; ſchon iſt der Bürger herzlich froh, Geld zu bekommen, was er, überredet von einer auf die Bruſt geſetzten geladenen Piſtole, vielleicht umſonſt geliefert hätte; da zieht der Franzoſe eine jener werthloſen Aſſignaten heraus und wirft ſie als Bezahlung hin.

„Gut! gut!“ verſichert er den Verkäufer und dieſer hat ein Stückchen Papier für ſein Eigenthum eingetauſcht. Hie und da macht freilich einer eine Ausnahme, beſonders wenn die Worte **l'honneur** und **la grande nation** gegen ihn ausgeſprochen oder hübſche Frauen als Supplikantinnen zu ihm geſchickt werden.

Aber während die Franzoſen vor dem neuen neutralen Gebiet nicht die mindeſte Achtung zeigten, überdieß eine Kriegsſteuer von acht Millionen Franken auf dem Land drückend laſtete, machte auch der Erzherzog ſeinen Unwillen „über dieß ewig ſchimpfliche Denkmal vor-

eiliger Zaghaftigkeit" deutlich bemerkbar. Und als nun die Kunde von den Siegen bei Amberg und Würzburg ſich verbreitet, als Moreau von den Schwarzwäldern unabläſſig verfolgt, glücklich war, ſich mit ſeinem Heere noch über den Rhein retten zu können, mußte, wie ſo oft, für den unerwarteten Erfolg der Ereigniſſe das untergeordnete Werkzeug büßen.

Durch die Entlaſſung des Miniſters Wöllwarth hoffte man den kaiſerlichen Hof zu beſänftigen, und auf der andern Seite rief der Herzog ſeinen Geſandten in Paris nicht ab, um, falls das Kriegsglück ſich den Franzoſen wieder günſtiger zeigen würde, auch hier eine Stütze zu haben. Wirklich drohte auch das Jahr darauf ein neuer Einfall in Schwaben; da wurde der Friedensvertrag von Leoben geſchloſſen, welcher aber Württemberg wenig Erleichterung brachte. Einquartirungen und Lieferungen laſteten fortwährend auf demſelben; es hatte in den Jahren 1796 und 1797 einen Schaden von achtzehn Millionen Gulden erlitten und wurde noch dazu von einer ſchrecklichen Rinderpeſt heimgeſucht, die, wo ſie in einem Stall eindrang, alles bis auf das letzte Haupt nahm und einen Schaden von anderthalb Millionen Gulden anrichtete. Die Umlegung der Kriegslaſten machte die Verſammlung eines Landtags nöthig. Seit einem Vierteljahrhundert war er nicht mehr zuſammengerufen worden und gab nunmehr das Signal zu einer politiſchen Erregung, wie ſie Württemberg noch nicht erfahren.

Der laute Ruf nach Verbeſſerung der öffentlichen *Verhältniſſe* tönte von einem Ende des Landes zum an-

dern. Klagen, Anſprüche, Wünſche, Hoffnungen wurden außerhalb und innerhalb der Hallen des Ständeſaals in ſo vielfacher und umfaſſender Weiſe vernommen, daß die Grundfeſten der altehrwürdigen aber morſchen Verfaſſung des Landes zu wanken drohten.

Namentlich richtete ſich der Haß des Volkes gegen die Landſchaftskonſulenten, welche mehr für ihr eigenes Intereſſe, als für das öffentliche ſorgten, und gegen die Unmaſſe fremder Adeligen, die ſich nach Württemberg gedrängt und ſeine beſten Stellen im Beſitz hatten, Abenteurer und Intriguanten, die an dem Marke des Landes zehrten.

Jede Partei hatte ihren Vertreter; es war das ein Gewirre von Anklage und Vertheidigung, von Flugſchriften jeglicher Färbung mit und ohne Stachel, welche die Köpfe erhitzen oder beſänftigen ſollten.

Ein ergötzliches Geſchichtchen hat Pahl aus jenem Treiben aufbewahrt.

Ein ſteifer Kammerherr hatte ſich unter dieſen betrübenden Ausſichten wohlgefällig auf einen Sopha hingeſtreckt und das Büchlein holen laſſen, welches in der Stuttgarter Zeitung unter dem Titel: „Vernunft- und ſchriftmäßiges Schutz-, Trutz- und Vertheidigungslibell für den württembergiſchen Adel, kurz und einfältig geſtellt von Sebaſtian Käsbohrer, Schullehrer in Gansloſen,“ angezeigt worden war.

Mit ſchmunzelnder Miene hatte er zu leſen begonnen. Doch bald nahm ſein Antlitz einen andern Ausdruck an, denn ſtatt der gehofften Vertheidigung fand er

eine furchtbare Satyre mit ſo vielen ſkandalöſen Einzelnheiten geſpickt, daß ſie offenbar das Frohlocken und Gelächter der erhitzten Menge erregen mußte.

Wüthend rannte er zu Freunden und Bekannten; überall fand er das verwünſchte Buch, Käsbohrer hier und Käsbohrer da.

Man zerbrach ſich die Köpfe, wer der Verfaſſer ſein möchte, ritt auf Peterſen, auf Bernritter, dieſen biſſigen Herausgeber der Württemberger Briefe, Grüneiſen oder Haug. Die meiſten Stimmen beſchuldigten Haug.

„Der? Nun, wenn es der iſt, ich werde ſchon hinter die Sache kommen," ſagte unſer Kammerherr, reißt die Thüre auf und ſtürmt auf die Promenade. Die Planie war ſehr bevölkert und richtig, unter den Anweſenden befand ſich auch der angeſchuldigte Profeſſor.

Der Blick des Kammerherrn gewahrt, ſein Schritt ereilt ihn, und dann ihn vornehm fixirend, fragte er:

„Herr Magiſter! Glauben ſie, daß unter der Menge von Spaziergängern ſich auch der Käsbohrer befindet?"

Die laute Stimme, das ganze Benehmen hatte ein Häuflein geſammelt, das erwartungsvoll daſtand, um zu ſehen, was die Geſchichte für ein Ende nehmen werde.

Der Profeſſor lächelt den Mann an und antwortet ruhig:

„Das weiß ich nicht; wohl aber ſehe ich viele Gekäsbohrte!"

Damit geht er ſeiner Wege.

Ein unauslöſchliches Gelächter der Umſtehenden *begleitete* dieſe Antwort.

Der Verfaſſer des Schriftchens war aber Pahl, der damals in Neubronn bei Aalen an der Württemberger Grenze wohnte.

Der Friede von Campo Formio im Jahr 1797 befreite endlich das Land von der Laſt fremder Kriegsvölker und man überließ ſich wieder frohen Hoffnungen, aber dem Herzog war es kaum mehr gegönnt, den Anbruch einer beſſern Zeit zu ſchauen; auch den ſtürmiſchen Erfolg des Landtags ſollte er nicht mehr kennen lernen. Ein Nervenſchlag machte ſeinem Leben einige Monate nach dem Frieden ein Ende. Er verſchied in Hohenheim. Dieſes Luſtſchloß war der beſtändige Aufenthaltsort des Fürſten geweſen, und viele neue Anlagen, die es ſchmückten, entſtanden durch ſeine Sorgfalt. Unweit des Feigenſaales hatte er dem Herzog Karl in der Mitte ſeiner Schöpfungen ein Standbild errichten laſſen.

Schon nach dem Tode Herzog Karls und noch mehr nach dem Herzog Ludwigs wurde Ludwigsburg durch den Abzug des Hofes und eines Theils vom Militär ſehr verödet, Bevölkerung und Gewerbe waren ohnedieß klein und deſto auffallender die Menſchenleere in den langen, weitgebauten Straßen. Es gab Sonntage, wo an den ſchönſten Nachmittagen der große Marktplatz ſo ſtill war, daß man auf demſelben faſt den Perpendikel der benachbarten Thurmuhr gehen hörte. In den Arkaden waren oft die einzige Bevölkerung die Hühner des Italieners

Menoni, und nur das Krähen derſelben unterbrach die Stille, die oft rings herum herrſchte.

Eine auf die Hauptwache ziehende Schildwache, ein in der Ferne durch die Straßen eilender Perückenmacher waren oft Stunden lang die einzigen Figuren, die man von den Fenſtern der Oberamtei in dem großen Raume erblickte, außer der ſtehenden ſteinernen Figur des Herzogs Eberhard Ludwig, des Erbauers dieſer Stadt, die mitten auf dem Markte auf dem Brunnen ſtand. Es war in Wahrheit ſo, daß auf dem unbetretenen Pflaſter mancher Straßen und Plätze hohes Gras wuchs.

Beſondere Gefühle von Verlaſſenheit und Trauer wandelte einen in den vielen langen und menſchenleeren Alleen der Stadt an. So hatten die großen verlaſſenen Räume des Schloſſes und namentlich die Gegend des Corps de Logis etwas Unheimliches, Geſpenſterhaftes. Im Corps de Logis war das Gemach, in welchem Herzog Karl Alexander ſtarb, von deſſen Tod allerlei unheimliche Sagen gingen. Hier war es auch, wo in ſpätern Jahren die Schildwachen in der Nachtzeit mehrmals wie von einer unſichtbaren gewaltigen Hand gepackt und über die Baluſtrade am Schloſſe geworfen wurden. Auch waren mehrmals dieſe Wachen genöthigt, die Poſten zu verlaſſen, um auf der Schloßwache die Anzeige zu machen, von Lärmen und Tönen, als gingen Menſchen die Treppen und Gänge auf und ab, wobei ſie Schlüſſel raſſeln und Thüren auf- und zugehen hörten. —

Noch waltete Herzog Karl im Württemberger Lande,

als der Sohn seines Bruders Friedrich Eugen, der am 6. November 1754 zu Treptow geborene Friedrich II. Wilhelm, im Jahre 1790 seinen Sitz zu Ludwigsburg aufschlug. Karl, der mit den meisten seiner Verwandten im Hader lebte, sah sehr ungern einen Prinzen in der Nähe, dessen geistige Eigenschaften eben so hervorstachen, als er kräftigen Willens und rascher That war.

Bald gingen in dem Palais der Fürstenstraße Leute aus und ein, die dem regierenden Herzoge gar nicht angenehm waren, und Gespräche wie Personen dort waren der stete Gegenstand seiner Aufmerksamkeit.

Der Prinz, der den Argwohn seines Oheims so sehr auf sich zog, hatte frühe schon Gelegenheit gehabt, einen Schatz von Erfahrungen auf dem Schlachtfelde wie im Kabinete zu sammeln. Zuerst am Hofe Friedrichs II., unter dessen Fahnen er im baierischen Erbfolgekriege diente, folgte er 1782 dem Großfürsten Paul, der seine Schwester Marie als Gemahlin heimführte, nach Rußland. Hier am Hofe der nordischen Semiramis lernte er sich in größern Verhältnissen bewegen, und erwarb sich den richtigen Blick für jene Constellationen, für die ihn sein späteres Schicksal bestimmt hatte, und jene geistige Ueberlegenheit, welche Napoleon bestimmten, ihn als einen der tüchtigsten Regenten Europas zu bezeichnen.

Hier aber auch, auf einem Boden, wo stets eiserne Gewalt und kleinliches Mißtrauen Hand in Hand gehen, mochte ihm jene Strenge und Rücksichtslosigkeit eigen geworden sein, die gepaart mit seiner natürlichen Heftigkeit den Grundzug seines Charakters bildeten.

Dieß, vielleicht auch ein hitziger Streit mit ſeiner Schweſter, den das Gerücht ſelbſt bis zu Thätlichkeiten ausarten ließ, beſtimmte ihn, Rußland zu verlaſſen, wo er Gouverneur von Finnland und ſpäter von Cherſon geweſen.

Auch er wandte ſich gleich Ludwig Eugen, ſeinem Oheim, in die Nähe von Lauſanne, und verlebte hier auf ſeinem Landhauſe Montrey einige Jahre. In dieſer Zeit, am ſiebenten Geburtstage ſeines Aelteſten, ſtarb ihm ſeine erſte Gemahlin Karoline, eine braunſchweigiſche Prinzeſſin. Wenn man die Reihe der fürſtlichen Familienbilder im Ludwigsburger Schloſſe durchſchreitet, ſo wird das Auge unwillkürlich durch Auguſte Karoline gefeſſelt. Selten begegnet man lieblicheren Zügen. Wie ſie abgebildet iſt, in einem weißatlaßnen Gewande, eine Roſaſchürze, die ſich ätheriſch um die niedliche Figur ſchlingt, macht ſie mit ihrer intereſſanten Geſichtsbildung, mit ihren hochblonden, in leichten Locken aufgeſchlagenen Haaren, einen faſt romantiſchen Eindruck auf den Beſchauer, und unwillkürlich ſchafft ſich eine lebhafte Phantaſie vor dieſem Bilde Dichtungen und Träume aus der Geſchichte ihres Herzens. —

Das Wetterleuchten, das während Ludwigs Eugen Regierung am politiſchen Horizonte Württembergs ſich gezeigt hatte und unter ſeinem Nachfolger als verheerendes Gewitter über das Land hereingebrochen war, übte auch ſeinen Einfluß auf das Geſchick des Erbprinzen Friedrich. Er ſtand 1796 an der Spitze der Württemberger *bei* Freudenſtadt den Franzoſen gegenüber. Der

Kniebis wurde genommen und bald folgte die Flucht der herzoglichen Familie nach Ansbach.

An der Seite einer zweiten Gemahlin, der Kronprinzeſſin Mathilde von Großbrittanien, kehrte er im Mai des folgenden Jahres dauernd in das Vaterland zurück, um ein halbes Jahr darauf den Thron ſeiner Väter zu beſteigen.

Freudig empfing in ihm Württemberg wieder den erſten proteſtantiſchen Fürſten. Freudig vernahm es ſeine vielverheißenden Verſicherungen, und, was mehr noch, die Kunde, daß ihnen Thaten folgten.

Der ungemeſſene Vorzug der Fremden und Adeligen verſchwand; die Steuern wurden gemindert oder doch billig vertheilt und manches Regale aufgehoben. Man glaubte, die Vorſehung habe einen zweiten Chriſtoph dem Lande beſchieden; aber nicht allein dem Namen, auch der That nach war es ein zweiter Friedrich, dem die Herzogskrone geworden.

Alle Luſtſchlöſſer von Württemberg, behauptet Memminger, wurden gebaut, um Luft zu ſchöpfen, phyſiſch, moraliſch, ſocial. Sie wurden auch, kann man paſſend hinzuſetzen, immer von den Fürſten aufgeſucht, wenn ſie Luft ſchöpfen wollten. Als Friedrich bald nach ſeinem Regierungsantritt das Reſidenzſchloß zu Ludwigsburg bezog, war der Zwiſt im Innern ſchon wieder losgelaſſen, und von außen tobten die Stürme des Krieges.

In dieſen Zeitläuften wurde die Energie Friedrichs durch ſeinen Freund Zeppelin gemildert, welcher ſchon ſeit Jahren durch alle Fahrten in Leid und Freud der

unzertrennliche Gefährte des neuen Herzogs gewesen war. Auch jetzt vermochte er es allein wieder, mit seinen sanften Worten die aufwallende Glut des Zornes zu bannen, die seinen fürstlichen Freund durchtobte.

„Meine redlichsten Absichten mißkannt, bittere Unannehmlichkeiten mein tägliches Loos. Die, welche mir am nächsten sein sollten, kränken mich unausgesetzt — nein, ich kann nicht unempfindlich gegen diese Peinigungen sein," ruft Friedrich aus, „und es muß mich bekümmern, daß in der Landtagsversammlung ein Geist und ein Sinn überhand nimmt, der keiner meiner Erwartungen entspricht."

Zeppelin wußte wohl die Stimmung des Herzogs zu mildern, allein in der Hauptsache des Streites konnte er um so weniger dem Fürsten Unrecht geben, als seine eigene Ueberzeugung mit der seines Freundes übereinstimmte.

Es galt vor Allem den Krieg gegen Frankreich. Englische Subsidien und mehr noch die Anhänglichkeit an den Kaiser veranlaßten den Herzog, trotz des Friedens, den Kampf mit der Republik aufs Neue zu beginnen. Nach dem Siege der österreichischen Truppen bei Stockach wurde diese Absicht zum festen Entschlusse.

Auch außerdem war die Sachlage zwischen dem Fürsten und den Ständen der Art, daß früher oder später ein feindlicher Zusammenstoß erfolgen mußte. Diese benahmen sich, als ob sie die Mitregenten des Landes wären, und der Herzog, stolz und machthaberisch, hatte zwar die besten Absichten, wollte aber alles Dargebotene

als Gnade angeſehen wiſſen. Zudem war der Staatsbürger in manchem ſeiner Theile verknöchert und hergebrachter Schlendrian und verderbliches Lotterieweſen hemmte den Organismus.

Die Thüren öffnen ſich, und die Deputation des engern Ausſchuſſes der Landſtände bringt die Bitte vor, der Herzog möge an der Fortſetzung des Kriegs gegen Frankreich keinen Theil nehmen; und mahnte daran, daß Württemberg mit der Republik im Frieden ſtehe. Nicht Friedrich Wilhelm, nur ſein Miniſter nimmt das Wort.

„In wenigen Monaten," antwortete Zeppelin, „wird es der König von Frankreich ſchwerlich übel nehmen, daß wir mit der Republik Frankreich den Frieden gebrochen."

So ſicher rechnete ſelbſt der umſichtige Herzog auf den Sieg der neuen Koalition.

Der Herzog präſidirte darauf dem geheimen Rathe, der ſich mit derſelben Kriegsfrage beſchäftigte. Treue, erfahrene Räthe ſprachen für die Neutralität, da fuhr der eigenſinnige Herrſcher im Unmuthe von ſeinem Sitz auf.

„Schreiben!" rief er dem Präſidenten von Hoffmann, dem Miniſter von Wöllwarth und von Uexküll zu.

Beſtürzt folgten ſie dem herzoglichen Befehle und — allen Dreien diktirte er ihre Entlaſſung. Zeppelin wurde erſter Miniſter. Der ſegensreichſte Erfolg rechtfertigte bald dieſe Wahl, indem er ſich, wie früher, ſo auch jetzt, auf der höchſten Stufe der Ehre und Wirkſamkeit, ſtets an edler Denkungsart, an Anhänglichkeit an ſeinen

Regenten, an unermüdlicher Sorgfalt für das Wohl des Landes gleich blieb, bis an das Ende seines Lebens, das einige Jahre darauf erfolgte.

Wie sehr ihn sein Fürst geschätzt, geehrt und geliebt hat, bestätigte sich dadurch, daß er gleich nach der feierlichen Beisetzung des Verewigten, auf dem Friedhof zu Ludwigsburg, den Grund zu dem Todtentempel legen ließ, dessen edler Geschmack vollkommen mit den Gesinnungen des Stifters übereinstimmt, und der auf einer von vier Säulen getragenen Façade die Aufschrift trägt: „Dem vorangegangenen Freunde."

Unterdessen rollten die eisernen Würfel des Krieges immer näher. Die Franzosen rückten gegen Knittlingen vor, und besetzten Heilbronn. Die Vorwachen Ney's streiften selbst bis unter die Mauern Ludwigsburgs.

Von allen Seiten des Landes treffen Unglück kündende Depeschen ein. Hier plündern die Franzosen unter dem Namen der Freiheit und Gleichheit, und dort hausen die Oesterreicher, welche sich die Beschützer des Landes nennen, nicht milder; sie drängen bis Stuttgart und Ludwigsburg vor; bei Kornwestheim breitet sich ihr Lager aus und Herzog Friedrich begrüßt den Mann, auf den damals alle Hoffnungen Deutschlands gerichtet waren, den Erzherzog Karl in seiner Residenz. Nur wenige Stunden weilt der Held in den Mauern Ludwigsburgs und noch vor Abfluß des Jahres hatte er die Republikaner über den Rhein zurückgetrieben.

Der Landtag, der die Kriegsmittel verweigert, ist gelöst. Die Spannung mit dem Herzog wächst täg- Abermals wird der Reichshofrath angegangen; h die Zeiten haben sich dort geändert und die Prote- enden wurden als ungehorsame Unterthanen abgewie- . Ueber solche hatte nun der Herzog freie Hand. Der ndschaftskonsulent Batz, der von den Ständen nach ien geschickt worden war, wurde gefangen von dort rück und auf den Asperg gebracht. Lieferungen, neue euern, Rekrutirungen, Arrestationen folgten sich Schlag f Schlag und als im April 1799 ein neuer Landtag ffnet werden sollte, waren die Consulenten Abel und rner entlassen, der willige Prälat Wild mit der wich- en Prüfung der Vollmachten betraut. Für Eigen- chtigkeiten dieser Art war aber die Zeit schlecht ge- hlt. In den Straßen von Stuttgart zeigten sich be- kliche Symptome, das Volk rottete sich zusammen und s in die Vorgemächer des Ludwigsburger Schlosses ang der Ruf der Unzufriedenheit. Flugschriften erhöh- die erbitterte Stimmung.

„Seht da," rief's, wenn man einen der Offiziere den hohen preußischen Stiefeln vorübergehen sah, as sind die Rekommandationsstiefel, die freilich mehr lten, als die bescheidenen Strümpfe und Schnallen- uhe unserer Landtagsdeputirten."

„Beim Herzog Karl haben es die blauen Schuhe, dem die hohen Stiefel gethan," meinte ein Anderer.

Gewahrte man eine Hofequipage, so hieß es:

„Da fährt unser Geld hin, da werden unsere Steuern

vergeudet. Ist es erlaubt, in so bedrängten Zeiten 20,000 Gulden für eine Kutsche auszugeben?"

„Und 60,000 Gulden für Hofliveeen? Und, sollte ich meinen, man kann schöne Leute genug in Württemberg finden, was braucht der Herzog die zwei wüsten Mohren hintendrauf!"

Am meisten aber erregte den Haß des Volkes der Consulent Stockmayer, der Landtagsspion von der Bevölkerung geheißen, weil er nach jeder Sitzung regelmäßig über das Verhandelte in's Kabinet rapportirte.

„Das ist einer der Hauptspitzbuben," meinten Viele, „die den Herzog immer hetzten, und es muß arg sein, daß selbst sein eigener Sohn gegen ihn auftrat, und sich laut vor den Ständen ausließ, wie man ihnen den Alten aufgedrungen."

„Geht mir mit euern Ständen, ihre langen Beschwerden und Reden," war die Antwort, „die taugen auch nichts und sorgen nur für ihren Beutel und den ihrer Sippschaft."

Mitten unter diesen Mißvergnügten, die doch mindestens bestimmte Gebrechen des Landes im Auge hatten, zeigten sich da und dort die Verehrer der Revolutionszeit, die Phrasenmacher, die in hohlklingenden Worten dem gaffenden Pöbel Vorlesungen über die Freiheit und die Göttlichkeit der Vernunft hielten.

„Freunde," perorirte Einer, „wir lassen uns nicht durch Stellen abfangen; wir wollen weder Waldvögte noch Vicepräsidenten werden, weder herzogliche Lieute*nants ohne*, noch viel weniger mit Rekommandations-

stiefeln; man wirft euch Sand in die Augen! Wir wollen Bürger eines Staates sein, in dem das Gesetz Herr ist; einen Thron von freien Bürgern umringt, gleiche Vertheilung der Gewalten haben," und wie die vielbekannten Schlag- und Losungsworte der damaligen Zeit alle hießen.

Unterdessen waren die dreifarbigen Fahnen wieder siegreich über den Rhein gegangen. Das jungfräuliche Hohentwiel fiel durch die Unentschlossenheit seiner Kommandanten und das zweizüngige Benehmen Friedrichs, der es damals schon liebte, die Verantwortung auf andere Schultern zu wälzen. Am 1. August 1800 waren statt des Herzogs, der seit dem Juli mit allen Kassen nach Erlangen geflüchtet, die Franzosen wieder die Herren in dem verlassenen Ludwigsburger Schlosse.

Es ist nicht zu entschuldigen, daß er noch aus der Ferne her mit dem ausgesangten Lande hadern konnte, wer die sechs Millionen Franken Brandschatzung zahlen sollte, er, der die vollen Kassen mitgenommen, oder das Land, welches der Feind ausgesaugt. Aber schön und würdig klingt auf den Vorschlag Pauls: Württemberg an Baiern und Baden gegen das Churfürstenthum Hannover abzutreten, seine Erklärung:

„Ich will lieber gar Nichts, als mit freiem Willen auch nur ein Dorf des Herzogthums herausgeben."

Die unglücklichen Ereignisse der Zeit machten auch ihre Rückwirkung auf Wilhelminens Familie geltend.

Die Geſchäfte ſtockten natürlich in der unruhvollen Zeit, und ihr Vater fand kaum eine Beſchäftigung. Bald herrſchte in dem Hauſe ein bitterer Mangel, der eben jetzt ſeinen höchſten Grad erreichte.

Wilhelmine hatte früher durch weibliche Handarbeiten, in denen ſie außerordentlich geſchickt war, einiges zu verdienen gewußt, allein jetzt hörten alle Beſtellungen auf. Die Armen hatten kein Brod mehr. In dumpfer Verzweiflung ſaß der Vater in ſeinem Lehnſtuhl. Der Gram hatte ſeine Haare gebleicht und tiefe Furchen in ſein Antlitz gezogen. Auch von Wilhelminens Wangen war die friſche Roſenröthe gewichen und ihre Augen zeugten von heimlichen Thränen.

Außer dem Mangel, dem ſie preisgegeben war, drückte noch ein anderer Kummer ihr Herz; beinahe achtzehn Monate hatte ſie nichts mehr von ihrem Albert erfahren.

Als die Kaiſerlichen ſich wieder Ludwigsburg näherten, hatte ſie der ſtillen Hoffnung gelebt, eine Kunde von dem Geliebten zu erhalten, ja vielleicht ihn ſelbſt zu ſehen. Allein es zeigte ſich von ihm keine Spur; alle ihre Nachforſchungen blieben erfolglos.

War er vielleicht in einer Schlacht gefallen? Dieſer Gedanken bemeiſterte ſich ihrer immer mehr mit aller ſeiner bittern Schmerzlichkeit. Sie hatte nirgends eine Ruhe. Raſtlos trieb es ſie von einem Punkt zum andern. Jedes Andenken, das ſie von Albert beſaß, wurde tauſend Mal unter Thränen geküßt, und zum Himmel

ſendete ſie ihre heißen Gebete um Erlöſung aus der martervollen Ungewißheit.

Aber alles vergebens.

Da brach ihre Kraft und die Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer. Selbſt der Quell ihrer Thränen verſiegte und wie im ſtillen Wahnſinn ſtarrte ihr Auge hoffnungslos in die Ferne. Selbſt die wenigen Geſchäfte des Hauſes ließ ſie unbeſorgt. Sie wünſchte ſich blos noch in das kühle Bett legen zu können, wo aller Schmerz aufhört. Die ſchönen Maienbilder einer roſigen Zukunft, die in ſo herrlichen Grundzügen auf den Tableau ihrer Seele geſchimmert hatten, waren verſchwunden, und ein dunkles Grau an ihre Stelle getreten.

Sie erkrankte und in ſtiller Ergebung ſah ſie ihrer Auflöſung entgegen. Händeringend ging der Vater auf und ab. Mit ihr verlor er ſeine letzte Stütze.

Ihr Leben war eben im Erlöſchen, als der Bote einen Brief brachte. Der Vater erkannte augenblicklich die Züge der Aufſchrift. Es waren die Alberts. Ein freundlicher Schimmer der Hoffnung flog über ſein Antlitz und mit freudebebendem Fuß ging er an das Sterbelager Wilhelminens und ſagte mit leiſer Stimme:

„Liebe Tochter, ein Brief von Albert!“

Bei dieſen Worten überflog augenblicklich ein ſchwaches Roth die todtenblaſſen Wangen der Kranken, ſie öffnete das geſchloſſene Auge, das wie in einer himmliſchen Verklärung erglänzte.

„Soll ich das Couvert erbrechen und das Schreiben dir vorleſen?“ fragte der Vater.

Das Mädchen faltete die Hände und bejahte nickend. Der Brief enthielt folgende Zeilen:

Liptingen.....

Liebe Wilhelmine!

Noch iſt der Donner der Kanonen nicht verhallt, und ſchon ergreife ich die Feder, um dich von einem Vorfall in Kenntniß zu ſetzen, der mich in furchtbaren Schrecken verſetzte. Alle Briefe, die ich dir geſchrieben, ſind muthwilliger Weiſe unterſchlagen worden. Mein Korporal Staudenmayer hat es mir ſoeben ſterbend geſtanden, daß er keines meiner Schreiben, die ich ihm zur Beförderung auf die Feldpoſt übergab, abgegeben, ſondern verbrennt hat, blos um der kleinen Mühe der Beſorgung enthoben zu werden. O was mußt du von mir gedacht haben! Nicht an ein Vergeſſen glaubteſt du, denn ich weiß, daß du auf meine Treue vertrauſt; aber du konnteſt wähnen, ich ſei im Kampfe für die deutſche Sache gefallen. Gottlob ich bin geſund; wohl habe ich ſchon viele Wunden empfangen, aber keine war lebensgefährlich. Deine ſchöne Liebe war der Talisman, der mich durch alle Gefahren ſchützend begleitete. O meine Geliebte, dein ſüßes Bild umſchwebt mich mitten in dem Geräuſch der Waffen, ſelbſt unter dem Würfelſpiel der Schlacht. Wird wohl auch dein Gedanke manchmal nach dem treuen Freunde ſchweifen? O es liegt etwas Großes in der liebenden Empfindung eines Herzens! Beim Sauſen der zerſchmetternden Kugeln iſt es ganz ruhig in meiner Bruſt, aber wenn ich an mein Mädchen denke, pocht das kleine Ding ganz fühlbar an

der Seite. — Das Geſchick hat mir wohlgewollt. Die Affaire bei Stockach hat mir einen Orden eingetragen, und Erzherzog Karl vertraute mir bereits die Führung einer Kompagnie an. Harre noch ein wenig, meine Wilhelmine, bis der ſanfte Ruf des Friedens tönt, dann will ich dein Schickſal unauflöslich an das meinige knüpfen. Grüße mir deinen Vater und gib ihm die Einlage, er wird ſie wohl brauchen können. Auf ewig der Deinige

Albert Lanz.

In Wilhelminens Augen glänzten Thränen der Wonne und Seligkeit. Die Kraft ihrer Krankheit war gebrochen, das erlöſchende Leben loderte in ihr wieder mit voller Frühlingsfriſche auf. Und der glückliche Vater ſank auf die Knie und dankte dem Allmächtigen in ſtummem Gebete für die glückliche Wendung.

Albert hatte einen Wechſel auf tauſend Gulden mitgeſchickt, wodurch der Noth der Familie ein Ende gemacht war.

Wilhelmine war bald wieder ganz geneſen. Die Blüthe der Geſundheit und des Liebreizes entfaltete ſich wieder auf ihrem anmuthigen Geſichtchen und ein ellenlanges Schreiben voll der glühendſten Liebe und des innigſten Dankes lohnte den treuen Vaterlandsvertheidiger. — Der Briefwechſel dauerte jetzt mit kurzen Unterbrechungen fort und Alberts Edelmuth ſorgte aufopfernd für die Bedürfniſſe der Familie.

Unter die Freundinnen Wilhelminens gehörte ein Fräulein Vosler, ein liebenswürdiges Frauenzimmer voll hoher Bildung, mit den tüchtigsten Kenntniſſen ausgerüſtet. Sie war die Pflegetochter des alten Generals von Bilfinger. Dieſer war wegen der Uebergabe der Feſtung Hohentwiel im Dorfe Asperg, nach Confiskation ſeines ſämmtlichen Vermögens, auf immer conſinirt. Bilfinger an Körper und Geiſt durch Alter ſchon geſchwächt, war Kommandant der Veſte Hohentwiel; aber da man ſeinen Kräften nicht mehr traute, ſchickte man ihm bei ausgebrochenem Kriege den Oberſten von Wolf zu. Aus Achtung vor Bilfingers frühern Verdienſten und militäriſchen Kenntniſſen ließ man ihm den Namen eines Gouverneurs und die erſte Unterſchrift; aber Oberſt von Wolf war der für Alles verantwortliche Kommandant des Platzes.

Dieſe Bergveſte war, wie bekannt, ſo beſchaffen, daß man ſie mit Steinen hätte vertheidigen können. Wie in dem Felſenneſte des Vogels Greif ſaß ja der ritterliche Wiederhold, ſie weder an Feind noch Freund übergebend, Jahre lang einſt ein tapferer Wächter in ihr. Sein Beiſpiel ſollte nicht wiederholt werden. Es bedurfte nur eines Trompeters, den der franzöſiſche General Vandamme, der an ihrem Fuße vorüberzog, im Scherze, ſie zur Uebergabe auffordernd, hinaufſchickt, daß ihr Kommandant Wolf ſogleich ins Quartier Vandamme's herabſpazirte und eine ſchimpfliche Kapitulation abſchloß, die auch der altersſchwache Bilfinger und die andern Offiziere unterzeichneten.

Des Herzogs Zorn darüber war furchtbar. Wolf wurde ohne Gnade lebenslänglich auf den Asperg geſchickt. Sein Schickſal erregte das Bedauern, das man auch mit einem Schuldigen hat; mindere Schuld aber konnte man dem durch Alter und Krankheit ganz ſchwach gewordenen Bilfinger beimeſſen, zumal dieſem ja Wolf eben wegen ſeiner Gebrechlichkeit amtlich ſubſtituirt worden war.

Es war ein trauriger Anblick, den alten Mann, einſt einen gelehrten und hochgeehrten Militär und Lehrer an der Karlsakademie in Unterasperg, in einem Bauernſtübchen noch unter Charten und militäriſchen Zeichnungen, abgemagert und hohläugig im tiefen Nachſinnen, wie von einer vergangenen Zeit träumend, auf einer hölzernen Bank vor einem wackelnden Tiſche ſitzen zu ſehen. Alles war ihm genommen und zu ſeinem Unterhalt nur wenige Kreuzer ausgeſetzt.

Hätte ihn dieſes Laos allein getroffen, hätte er es noch leichter ertragen; aber es traf noch eine andere Perſon, die noch unſchuldiger als er war; es traf die Konfiskation ſeines Vermögens auch ſeine Pflegetochter, die er von Kindheit auf zu ſich aufgenommen und aufs ſorgfältigſte erzogen hatte. Sie lebte in Ludwigsburg. An Geiſt und Wiſſen reich, hatte ſie ſich auch noch die Kunſt des Klavierſpielens auf eine meiſterhafte Weiſe angeeignet; ſie gehörte zu den beſten Klaviervirtuoſinnen der damaligen Zeit durch zartes Gefühl, feinen Geſchmack und außerordentliche Kunſtfertigkeit.

Ihr Lehrmeiſter in dieſer Kunſt war der Dichter

Schubart. Als dieſer ſich als Gefangener, ſie als Tochter eines beim daſigen Militär Angeſtellten auf der Veſte Asperg befand, wurde ihm die Erlaubniß erwirkt, ſich täglich eine Stunde aus ſeiner Klauſe zu begeben, um ſie im Klavierſpiele zu unterrichten. Die Gedichte Schubarts, die den Namen „Regine“ führen, waren an ſie gerichtet. Was ſie am meiſten ehrte, war, daß ſie das Unglück, das nun über ihren armen Pflegevater und ſie hereinbrach, mit Standhaftigkeit und Ergebung ertrug. Sie verlor Alles, ſelbſt das ſo theure Saiteninſtrument, einen koſtbaren Flügel; denn auch dieſer wurde confiscirt. Von hohem Wohlſtande herabſinkend, war ſie zur Bettlerin geworden.

Wie der Pflegevater in Asperg, bewohnte ſie nun in Ludwigsburg ein einſames Stübchen und gab Unterricht im Klavierſpielen und daneben war auch das Studium der Alten, Homer's, Plato's, ihr Troſt. Sie ſorgte noch immer, ſo viel ſie konnte, für die Bedürfniſſe ihres Pflegevaters, ſelbſt als dieſer ganz kindiſch geworden, nichts mehr von ihr wiſſen, ja ſie gar nicht mehr zu ſich laſſen wollte. Zu ihm ziehen und mit ihm leben konnte ſie nicht, weil ſie in Unterasperg keinen Verdienſt gehabt hätte. Später wurde ihr von dem confiscirten Vermögen wieder ein Antheil als Penſion zurückgegeben.

In Ludwigsburg lernte ſie durch die Beſchäftigung mit Handarbeiten Wilhelminen kennen. Die Gleichheit der Geſinnungen und die gemeinſame Schule des Unglücks machten die beiden Mädchen bald zu vertrauten

Freundinnen, die in gegenſeitigen Herzensergießungen Troſt und Beruhigung fanden.

In der Weltgeſchichte war indeß ein leuchtendes Meteor erſchienen. Der Korſe Bonaparte, der ſeinen Namen ſchon durch die italieniſchen Feldzüge unſterblich gemacht, hatte auf den glühenden Feldern Aegyptens in der heißen Schlacht bei den Pyramiden den Uebermuth der Mamaluken furchtbar gedemüthigt. Mit unverhaltenem Unmuth verfolgte er vor den Ufern des Nil aus die Niederlagen der Franzoſen. Unvermuthet kehrte er nach Paris zurück, ſprengte die Nationalverſammlung und den Rath der Alten und wurde unter dem Titel des erſten Konſuls der faktiſche Beherrſcher des ſchönen Frankenlandes. Von Sieg zu Sieg eilend ſtellte er in der blutigen Schlacht von Marengo den Waffenruhm der Franzoſen wieder her, nachdem er gleich Hannibal mit ſeinem Kriegsheer die Alpen überſchritten hatte. Da auch der wackere Moreau einige Monate ſpäter die Oeſterreicher in der mörderiſchen Schlacht bei Hohenlinden total beſiegte, ſah ſich der Kaiſer genöthigt, um Frieden zu bitten, der auch im Jahre 1801 zu Lüneville abgeſchloſſen wurde. Dieſer Vertrag, welcher das linke Rheinufer an Frankreich überließ, ſetzte feſt, daß diejenigen deutſchen Fürſten, welche Beſitzungen jenſeits des Rheins hatten, von dem Reiche für den Verluſt dieſer Beſitzungen durch Ländereien dieſſeits des Stroms entſchädigt

werden ſollten. Württemberg hatte nicht nur ſolche Entſchädigungen, ſondern auch Erſatz für einen ungeheuern Kriegsſchaden anzuſprechen. Aber es hielt ſehr ſchwer, dieſe Entſchädigungen auszuwirken, da Friedrich, hingeriſſen durch die glücklichen Erfolge der öſterreichiſchen Waffen im Anfange des erneuerten Kampfes, die Partei der letztern ergriffen, aber eben dadurch Frankreichs Unwillen gereizt hatte. Was früher ſo lange und ſo oft von Oeſterreich gedroht hatte, Auflöſung des Herzogthums, das war jetzt von Frankreich ernſtlich zu fürchten und es gehörte Friedrichs ganze Standhaftigkeit dazu, die Fortdauer und Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes zu retten. Die Feſtigkeit und Charakterſtärke des Herzogs imponirten ſchon damals dem franzöſiſchen Konſul. So wurde denn zu Paris ein beſonderer Friedensvertrag abgeſchloſſen, der die Selbſtſtändigkeit des Herzogthums ſicherte und ihm anſehnliche Entſchädigungen zuſicherte.

In Stuttgart war ein öſterreichiſcher Major eingetroffen, um die Nachricht von dem Abſchluß des Lüneviller Friedens dem Herzog zu überbringen. Friedrich empfing ihn in großer Audienz. Nach Abgabe ſeiner Depeſchen überreichte der Offizier noch ein anderes verſiegeltes Schreiben. Es war von Erzherzog Karl. Der Herzog warf nach der Durchleſung einen ſcharfen Blick auf den Major.

„Sie haben früher bei Württemberg gedient?“ fragte er ihn.

„Zu dienen, euer Durchlaucht! Ich bin Ludwigsburger.“

„Sie haben die Affaire bei Freudenſtadt mitgemacht?“

„Ja!“

„Waren nicht ſie der Schütze, der mir den franzöſiſchen Chaſſeur vom Halſe ſchaffte?“

„Ich hatte das Glück, Euer Durchlaucht nützlich zu ſein.“

„Nehmen ſie meinen Dank, Retter meines Lebens!“ ſprach der Herzog feierlich, nahm ſich den eigenen Orden ab und heftete ihn auf die Bruſt des Majors. Dann fuhr er fort: „Der Mann, den der ritterliche Erzherzog Karl mir ſo empfehlen konnte, muß ein Mann im wahren Sinne des Wortes ſein. Mit Freuden erfülle ich ihren Wunſch, in des Vaterlandes Dienſte zurückzutreten. Ich heiße ſie an meinem Hofe willkommen. Ordnen ſie ihre Angelegenheiten in Oeſterreich und kommen ſie dann zurück. Ich werde ihnen einen Wirkungskreis anweiſen, mit dem ſie zufrieden ſein werden.“

Hiemit entließ er ihn.

Albert eilte zu Wilhelmine. Vier Jahre waren dahingefloſſen, daß ſie ſich nicht mehr geſehen. Die Jungfrau ſchrie laut auf, als ſie den Geliebten ihrer Seele eintreten ſah. Lang und innig hielten ſich die Liebenden umſchlungen. Es war ein göttlicher Moment, der für den Sterblichen nur ſelten ſich findet; es war ein heiliger Erguß der Herzen. Die Göttin der Freude fächelte mit ihren Flügeln über den Häupten der Glücklichen.

Albert erhielt von Oeſterreich den ehrenvollſten Abſchied mit dem Range eines Oberſten und kehrte dann für immer in die Heimath zurück, wo er von dem Herzog mit einer hohen Stelle im Kriegsdepartement betraut wurde. Auch Wilhelminens Vater erhielt wieder eine angemeſſene Bedienſtung.

Als ein beſonderes Zeichen der herzoglichen Gewogenheit betrachtete Kriegsrath von Lanz ſeine Sendung nach Paris, um dort für das Beſte Württembergs zu wirken. —

Seine Charakterſtärke, ſeine diplomatiſche Gewandtheit, ſo wie die Begeiſterung für die Sache ſeiner Heimath gefielen dem großen Konſul, mit dem er perſönlich verkehrte, und er trug auf dieſe indirecte Weiſe weſentlich zu den Vortheilen bei, die ſeinem Vaterlande zugeſtanden wurden.

Durch den Reichsdeputationshauptſchluß im Jahre 1803 wurden zu dem Gebiete Württembergs ſieben ſäkulariſirte Abteien und Klöſter, ſowie acht ihrer Reichsunmittelbarkeit entkleidete Reichsſtädte geſchlagen.

Ein Wappenherold verkündete bald darauf in den Straßen Stuttgarts die Erhebung Württembergs zum Churfürſtenthum.

An dieſem Tage war aber auch Wilhelmine mit dem Myrtenkranz geſchmückt, und der Segen des Prieſters vereinigte ſie auf immer mit ihrem glücklichen Albert. An dem Roſenhimmel ihres Glückes tauchten nur ſelten einige Gewitterwolken auf, die aber ihr guter Genius bald wieder zerſtreute.

Württemberg aber ging glanzvollen Ruhmesjahren entgegen.

An der Seite des Helden des Jahrhunderts fochten seine erprobten Krieger und einige Jahre später schon strahlte eine Königskrone über dem herrlichen Residenzschlosse in Stuttgart.

Herrscher-Launen.

Vaterländische Erzählung aus den Zeiten des Königs Friedrich.

1.

Des Castellans Tochter.

— — Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an sein Geschöpf. Was war ich,
Eh' seine schöne Liebe mich beseelte? —
Thekla in Wallenstein.

Das von Herzog Karl von Württemberg erbaute, dreiviertel Stunden von Ludwigsburg entfernte Schlößchen Seehaus ward von demselben unvollendet hinterlassen. Der genußsüchtige, in seinen Neigungen veränderliche Fürst hatte bald wieder einen andern Punkt gewählt, wo er in sogenannter Abgeschiedenheit und Zurückgezogenheit sein prachtvolles Hoflager hielt. Oede und verlassen stand das von Baumeister de la Guepiere errichtete Gebäude. Dem spätern König Friedrich gefiel die anmuthige, einsame Lage; er beschloß, das Lustschloß

dem Verderben zu entreißen. Noch als Herzog und Churfürſt ließ er es vollenden, durch herrliche Gartenanlagen verſchönern und ſchöpfte ihm den treffenden Namen: „Monrepos“. Ueber dem auf ſechs Säulen ruhenden Portal ſtrahlt dieſer Name in großen goldenen Buchſtaben.

Die gefällige Umzäunung, die Kanäle, Gräben und Thore, die Alleen und Gartenanlagen, der ſchöne See, die Inſeln und Brücken, die anmuthige Kapelle auf dem immer grünen Tannenhügel, vor Allem aber das niedliche Schloß ſelber, machen eine unvergleichliche Wirkung zuſammen und beſonders übt die maleriſche Einfachheit des Ganzen und die ruhige Stille eine zauberiſche Anziehungskraft aus.

Es war am 6. Oktober des Jahres 1805. Württembergs tapfere Krieger rückten an dieſem Tage erſtmals zum Kampf für den korſiſchen Helden gegen Oeſterreich aus. Der ſonſt ſo ſtrenge Herrſcher, Churfürſt Friedrich, zerdrückte eine heiße Thräne im überfüllten Auge, als die für einen Fremden zum Tod erkorenen Soldaten an ihm vorbeidefilirten. Dumpf tönte der Hörnermarſch der ſchwarzen Jäger, nach deſſen raſchen Akkorden ſich die dunkle Schaar auf der Straße nach Göppingen fortbewegte.

Eine freundliche Herbſtſonne ſendete an dieſem Nachmittage ihre warmen Strahlen hernieder. Im Hofe der Meierei zu Monrepos weilte ein wunderſchönes Mädchen, Bertha, die Tochter des Caſtellans. Die liebliche Jungfrau ſchien kaum achtzehn Frühlinge zu zählen; die

Rosenröthe der Jugend und Gesundheit blühte auf ihren Wangen; auf dem edeln, römischen Antlitz thronte eine würdevolle Sanftmuth, und aus dem tiefen Blau ihrer herrlichen Augen strahlte ein hoher Geist und eine reine fromme Seele.

Süße Anmuth war über ihre Gestalt und ihre Bewegungen ausgegossen. Das Florentinerhütchen, welches sie zum Schutz gegen die Strahlen der Sonne umgebunden hatte, stand ihr allerliebst; ihre übrige Kleidung war einfach und sittig. An ihrem Arme trug sie ein Körbchen, aus dem sie fröhlich Körner für die gefiederten Bewohner des Hofes herumstreute. Die klugen Thiere kannten ihre Pflegerin sehr gut und drängten sich zutraulich um sie. Jedes wollte das erste von der reichlichen Gabe haben. In einem kunterbunten Durcheinander pippte, quickte, schnurrte und gurrte es. Und mit sorgender Umsicht ließ das freundliche Mädchen jedem sein Theil zukommen und warf auch den bescheiden in der Ferne Bleibenden eine Handvoll zu. Auf ihre Schulter aber flog ein weißes Täubchen mit verständigen goldenen Aeuglein und pickte ihr emsig die gelben Körner aus der vorgehaltenen Hand.

Es war lieblich anzuschauen, wie Bertha kosend mit diesem ihrem Liebling spielte, wie das zahme Thierchen mit seinen schneeigen Flügeln an ihre Wangen schlug.

Eine gewisse Unruhe jedoch, die sich in dem Wesen Bertha's bemerklich machte und die forschenden Blicke, welche sie von Zeit zu Zeit gegen die von Ludwigsburg her führende Allee warf, ließen den Schluß ziehen, daß

ihre Seele ſich noch mit etwas anderm, als mit ihrer Thierwelt beſchäftige. Und es war auch wirklich ſo.

Hermann, der Förſter auf Schloß Solitude, war der Sohn des Oberamtmanns in Blaubeuern. Dorten hatte Bertha eine Tante, welche ſie in ihren Kinderjahren häufig beſuchen durfte. In das nämliche Haus kam auch der blondlockige wilde Hermann, welcher ſich gerne mit Bertha abgab, mit ihr ſeine Spiele machte und in ihrem Umgang alle ſeine ſonſtigen Unbändigkeiten vergaß. Dadurch ward eine gegenſeitige vertrauliche Neigung in dem Herzen der Kinder erzeugt, und jedesmal, wenn Bertha wieder nach Hauſe zurückreiſen mußte, vergoß Hermann Thränen und blieb lange Zeit traurig. Bertha erhielt ſpäter ihre weibliche Erziehung und Ausbildung in einer Ludwigsburger Anſtalt, Hermann aber wurde, ſeiner Neigung gemäß, vom Vater für den Waidmannsdienſt beſtimmt, und begünſtigt durch den perſönlichen Einfluß des Oberamtmanns, in Folge ausgezeichneten Wohlverhaltens und tüchtiger praktiſcher Fachkenntniſſe ſchon in ſeinem zwei und zwanzigſten Lebensjahre von dem Churfürſten Friedrich mit der Leitung der Förſterei auf der Solitude betraut. Wohl darf man ſich nicht wundern, daß er alsbald, nachdem er die erſten und nöthigſten Einrichtungen für ſein künftiges Leben getroffen hatte, in Erinnerung an die Tage ſeiner Kindheit die nächſte freie Zeit dazu benützte, ſeine ehemalige Freundin Bertha, welche nunmehr, wie er in Erfahrung gebracht hatte, bei ihrem Vater in Monrepos wohnte, zu beſuchen.

Der Frühling hatte ſich eben in ſeiner ganzen Pracht auf's Land geſenkt. Myriaden Blumen und Blüthen lauſchten lieblich mit den farbevollen Köpfchen hervor und ſendeten aromatiſche Wohlgerüche durch die milden Lüfte.

Es war der Morgen des erſten Mai's. Mit unbeſchreiblicher Pracht war die Königin des Tages über dem Neckar emporgeſtiegen und ſpendete aus unbewölktem Aether ihre herrlichen Strahlen, die Lerche jubelte freudig zum Himmel auf und in den blüthenbeſäten Bäumen ſchlug der Buchfink ſein Liebeslied.

Auch in dem königlichen Schloßgarten zu Monrepos hatte der Lenz ſeinen Einzug gehalten, und verherrlichte die einſame Stille mit ſeinen lebendigen Geſtalten. Die Schwäne zogen majeſtätiſch auf der bläulichen Fluth des See's daher, der Wildenten fröhliches Geplätſcher ertönte und aus der Tiefe eines Fliederſtrauches klangen die ſüßen Geſänge einer Nachtigall. Auf der duftigen Blüthe der Orangebäumchen wiegte ſich freudig der friſchgeborne Apollo mit ſeinen leichten Sammetflügeln und Blätter und Gräſer ſchimmerten von Millionen Thaudiamanten.

Bertha hatte ihre Morgenandacht auf der Kapelleninſel gepflogen. In einer der Gondeln, die an dem Ufer des See's lagen, ſchiffte man ſich zur Ueberfahrt auf dieſe Inſel ein. Ein lieblicher Landungsplatz nahm den Schiffenden auf, dunkelbeſchattete Schlangenwege führten ihn durch ein Tannenwäldchen den merkwürdigen, ganz von Menſchenhänden aufgethürmten Felſenberg zu der

Kapelle hinauf, die auf dieſer Höhe ſteht und in welcher ſich das Ehrwürdige des Alterthums auf eine wunderbare Weiſe mit den Empfindungen der Andacht miſchte.

Hier ſendete Bertha ihr heiliges Gebet aus ſchuldloſem Herzen zum Schöpfer empor; dann ſang ſie mit lieblicher klangvoller Stimme ein frommes Lied und begleitete ſolches mit geübter Hand auf der kleinen Orgel, welche in dem Hintergrund der Kirche, hinter dem Chor, unter der Form eines Fußgeſtells, auf welchem eine Mutter Gottes ſitzt, angebracht war.

Ein ſeliger Friede ſpiegelte ſich hierauf auf der Jungfrau lieblichem Antlitz. Ihr Herz kannte ja jene irdiſchen Begierden und Wünſche noch nicht, in deren Gefolge ſich die dunkeln Dämonen der Qual, der Unruhe und Unzufriedenheit bewegen. Aber ihre Seele fühlte dennoch eine unnennbare Sehnſucht, die ſie ſich nicht zu erklären wußte. Unbeſtimmte Umriſſe eines Ideals von Glückſeligkeit auf dieſem Erdenleben tauchten aus den Tiefen ihrer Bruſt auf, die der unſchuldige Geiſt des Mädchens noch in keine Form zu bringen wußte. Mehr als jemals hatten an dieſem Morgen dieſe unbeſtimmten Gefühle ſich ihrer bemächtigt, nachdem ſie dem Himmel den Tribut eines frommen Gemüths dargebracht hatte.

Der purpurne Kuß des Zephyrs hatte ihre Wangen höher geröthet; aus ihren Augen ſprudelte ein glänzender Quell von jugendlichem Leben. Mechaniſch, inſtinktmäßig ſtieg ſie in die leichte Gondel und ruderte, unbewußt warum, auf die gegenüber liegende Inſel zu, wo die Natur alle ihre ſtillen Reize und die äußerſte

Frühlingsanmuth entfaltete. In dem Dickicht eines Hai-nes befand ſich dort ein Tempel aus einer antiken, ru-inenartigen, epheuumwundenen Säulenrunde beſtehend, in dem ein herrlicher Danneckerſcher Amor aufgeſtellt war. Auf beiden Seiten ſtanden liebliche Kinder, wo-von das eine ein Vogelneſt, das andere ein zappelndes Vögelchen in der Hand hielt. Ueber dem Bildniſſe des Liebesgottes las man auf ſchwarzem Marmor in golde-ner Schrift Voltaire's berühmte Verſe:

Mortel, quelque tu sois, vois ton maitre!
Il l'est, il le fut, il doit l' être.

Bertha hatte ſich langſam der Säulenrunde genähert. Oft hatte ſie dieſe Statuetten betrachtet, ohne ſich etwas Beſonderes dabei zu denken, oder über dem Sinne der Inſchrift ſich den Kopf zu zerbrechen. In ihrer heutigen Seelenſtimmung aber wurde ſie auf die Worte aufmerk-ſam. Sie dachte über die räthſelhaften Verſe nach, und bald verrieth ein ſanftes Erröthen und ein ſchelmiſches Lächeln, daß ihr die Löſung gelungen ſein müſſe. „Meinſt du, prahleriſcher Gott!“ liſpelte ſie leiſe vor ſich hin, „daß du auch mein Sieger werden würdeſt? Du könn-teſt dich irren! Schieße immerhin deine Pfeile gegen mich ab, ein feſter Wille und Liebe zu Gott und meine Eltern ſollen der Panzer ſein, an dem ſie abprallen. Wenn du aber jener unſterbliche Götterjüngling biſt, der ſich mit der himmliſchſchönen Pſyche, wie der göttliche Funke mit ſeinem Urſprung, vermählte, dann will ich dir meine Huldigung nicht verſagen.“ In halb ſcherz-hafter, halb ernſter Aufregung wand ſie ſchnell aus den

zunächſt blühenden Spätveilchen, Primeln und andern Blumen einen duftenden Kranz und ſetzte ihn der Statue des Amor auf das Haupt. Doch kaum hatte ſie dieß gethan, als ſie über ihr muthwilliges Beginnen erſchrack. Wie wenn ſie einen ungeheuern Frevel begangen hätte, riß ſie mit ſchneller Hand den Kranz wieder herunter und wollte ihn eben zerpflücken, als hinter ihr eine wohlklingende männliche Stimme ſprach: „Bertha, laſſen ſie dem Liebesgott ſeinen Siegerkranz!“

Den Lippen des Mädchens entfuhr ein Schrei des Entſetzens. Sie wandte ſich ſcheu nach der Stelle, woher der Ton gekommen war und erblickte am Eingang des Tempels einen blühendſchönen jungen Mann in Jägerkleidung. Zitternd vor Schrecken war ſie unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder fliehen ſollte, aber der Fremde trat mit ſchnellen Schritten auf ſie zu, ergriff ihre Hand und ſprach mit freundlich bittender Stimme: „Verzeihen Sie, Bertha, erſchrecken wollte ich Sie nicht. Bleiben Sie ruhig, Sie haben nichts zu befürchten! Oder ſollte Bertha vielleicht glauben, vor dem Geſpielen ihrer Kindheit fliehen zu müſſen?“

Die Jungfrau ſchaute dem Jüngling ſtaunend ins Geſicht, deſſen edle wohlgeformte Züge ihre Furcht bald verſchwinden machten.

„Sie ſind doch nicht Hermann?“ fragte ſie mit forſchendem Blicke.

„Der bin ich!“ antwortete der Jägersmann und führte des Mädchens Hand an ſeine Lippen, die ein blondes Bärtchen beſchattete. Ihre Hand ihm ſanft

entziehend, hieß ihn Bertha nun auf's herzlichſte willkommen.

Herrlich hat Schiller in ſeinem Liede von der Glocke das Wiederſehen des herangereiften Jünglings und der aufgeblühten Jungfrau geſchildert, die in den Flügeljahren ihre kindiſchen Spiele mit einander geſpielt hatten. Auch Hermanns Herz berührte es wunderbar, als er die kleine Bertha zu einer herrlichen Jungfrau herangewachſen erblickte, aus deren Antlitz ein ganzer Himmel ſtrahlte. Auch Bertha war überraſcht, als ſie den wilden Knaben Hermann in den männlich ſchönen Jüngling verwandelt ſah, der nun ſo kräftig, ſo freundlichernſt vor ihr ſtand.

„Ich darf es als einen glücklichen Zufall meines Lebens betrachten," ſagte Hermann, das Mädchen mit leuchtenden Augen betrachtend, „daß ich durch die Gnade des Churfürſten in die Nähe verſetzt wurde, wo Sie" — das trauliche Du der Kinderjahre wagte ſich nicht mehr über ſeine Lippen — „die reine Luft der Heimath athmen."

„Ach Hermann, wie magſt Du mich doch Sie nennen?" verſetzte die Jungfrau treuherzig. „Wir ſind ja die fröhlichen Geſpielen unſerer Kindheit geweſen; warum ſoll ſich jetzt der ceremonielle Ton der Convenienz in unſere Unterhaltung miſchen! Aber Du biſt in der Nähe von Monrepos, ſagſt du? Und wo weilt denn der Namensgenoſſe des germaniſchen Freiheitshelden?"

Hermann drückte ihr die Hand und ſagte unter liebenswürdigem Erröthen:

„Ich habe mir nicht getraut, zu Dir Du zu ſagen. Du biſt ſo groß und ſchön geworden —"

„Du biſt auch kein Kind mehr, wie ich ſehe,“ fiel Bertha lächelnd ein. „Aber ſage mir, wo wohnſt Du denn?“

„Auf der Solitude,“ antwortete Hermann, „aber erſt ſeit ein Paar Tagen. Ich habe die dortige Förſterei überkommen. Das Erſte, was ich dort vorzunehmen beſchloß, war, Dich aufzuſuchen, und um gute Nachbarſchaft zu bitten. Ich habe mich ſchon Deinem Vater vorgeſtellt, der mir die Weiſung gegeben hat, daß Du vermuthlich in den Anlagen einen romantiſchen Spaziergang machen würdeſt. Ich hätte Dich an dieſer Stelle wohl lange nicht gefunden, wenn ich Dich zufälliger Weiſe gerade in der Gondel hätte herüberfahren ſehen. Ich ſetzte mich in eine zweite und war lauſchender Zeuge, wie Du dem Gott Amor Blumen zum Kranze flochteſt und ihm denſelben auf's Haupt ſetzteſt. Warum haſt Du denn den Kranz wieder zerriſſen?“

Hermann ſah ihr bei dieſer Frage ſo ſchelmiſch ins Geſicht, daß ſie purpurroth überglühte. Sie ſprach kein Wort, und ſpielte, die Blicke verlegen abwärts ſenkend, mit dem Roſabande ihres Vortuches.

Hermann aber fuhr fort:

„Deine Huldigung galt dem unſterblichen Götterjüngling und du hatteſt Recht, denn die Liebe iſt himmliſchen Urſprungs; ſie ſtrahlt in der heiligen Trias, welche ſie mit der Wahrheit und Schönheit bildet, in leuchtendem Glanze oben an. Alles, was wir ſind, ſind wir durch ſie. Ihr gebührt der Kranz des Triumphes.“

„Das iſt ja eine glänzende Apologie,“ erwiederte

Bertha lächelnd. „Du mußt eine gute Schule durchgemacht haben!“

„Willst du diese Schule nicht auch durchmachen?“ versetzte Hermann.

Bertha schmollte über diese unerwartete Querfrage des Jünglings, der ihr auch gar zu tief in das Auge sehen wollte.

„Sei nicht böse, Bertha!“ fuhr Hermann fort. „Die Jugend sieht ja Alles im rosigen Lichte. Bei Deinem Anblick ist mir das Herz weit aufgegangen, warum soll ich es läugnen? Diese frische Frühlingsmorgenluft, dieser trauliche Hain, das geheimnißvolle Flüstern selbst der jungen Blätter, übt eine sonderbare Wirkung auf meine Seelenstimmung. Ich möchte ein Hallelujah anstimmen, so köstlich ist's mir zu Muthe. Wie ist's denn Dir?“

Bertha mußte bei dieser naiven Frage lachen; doch ward sie bald wieder ernster und antwortete: „Ich fühle mich gleich einem Vöglein in der Luft, das weiß, daß der liebe Herrgott im Himmel für ihn sorgt. Fröhlich läßt es sein Lied erschallen und preist seinen Schöpfer. Ach, lieber Hermann, ich bin heute schon fromm gewesen und habe aus der Fülle meines Herzens gebetet. Und als ich in der Inselkapelle zu den Tönen der Orgel sang, da drangen wunderbare Empfindungen in meine Seele. Ich fühlte etwas Unnennbares in mir, dem ich keine Deutung zu geben wußte. Es war mir, als ob mein Geist in unendlichen Räumen fliege, fortgetragen von einer Sphäre zur andern.“

„Und das Ziel dieſer Himmelsreiſe war die Amorgrotte?“ fragte Hermann bedeutſam.

„Du biſt auch zu muthwillig! Ich will fort!“ eiferte Bertha.

„Nein! Bleib!“ verſetzte der Jüngling. „Sieh, das gleiche Unnennbare wohnte auch in mir. Aber dieſe Sehnſucht iſt mir jetzt enträthſelt, ſeit ich Dich heut geſehen. Alle meine kindlichen Neigungen haſt Du beherrſcht, als Du noch das wählige Mädchen warſt; den wilden Knaben verwandelteſt Du ſtets in ein frommes Lamm. Dein freundliches Lächeln galt mir höher als ein Paradies. Dieß iſt jetzt nicht anders geworden. Nur was damals unbewußt ſich geſtaltet, liegt jetzt in völliger Klarheit vor mir, daß ich Dich namenlos liebe. Zeihe mich nicht der Voreiligkeit, Bertha, wenn ich ſo ſchnell ein Bekenntniß Dir ablege und dadurch vielleicht eine Verlegenheit bereite. Du weißt ja, daß ich niemals mit den jugendlichen Geheimniſſen meiner Seele zurückgehalten habe.“

Die Jungfrau ſah jetzt den Schleier, der ihre tiefſten Empfindungen bisher verhüllt hatte, urplötzlich weggezogen. Sie wußte jetzt, was ſie heute gewollt. Eine unbeſchreibliche Seligkeit zog in ihr Herz ein. Sie warf den Glanz ihres Auges in ſüßer Verwirrung auf den Jüngling, der in voller flehender Schönheit vor ihr ſtand; aber der innere Liebesſturm nahm ihr die Sprache, ſie konnte für den Augenblick kein Wort hervorbringen.

Hermann jedoch ergriff ihre Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. Allein etwas kleinlaut flüſterte er dann zu ihr hinüber:

„Dein Liebreiz konnte den Augen der Männerwelt nicht unbeachtet bleiben; es muß ſich mir nothwendig der Gedanke aufdringen, daß Dir ſchon mancher ſeine Huldigungen zu Füßen gelegt, ſeine Bewerbungen zugedacht hat. Gott im Himmel, wenn ich zu ſpät käme, wenn Dein Herz nicht mehr frei wäre, wenn Du ſchon gewählt hätteſt!“

Bertha ſchwieg noch immer, ſo daß der Jüngling von Angſt gefoltert ihr zurief:

„Um Himmels willen, ſprich! Darf ich nicht mehr hoffen? Haſt Du Dein Herz ſchon vergeben?“

Da ſagte ſie mit melodiſcher Stimme:

„Sei ruhig, Hermann, und laß mich erſt ein wenig ſammeln! Deine Raſchheit hat mich allerdings ein wenig beſtürzt gemacht. Doch ich will offen gegen Dich ſein, wie Du es gegen mich warſt. Auch ich dachte gerne und oft an die Zeit unſerer Flügeljahre zurück und habe den Knaben Hermann nie aus meinem Andenken verloren. Die Huldigungen einzelner zudringlicher Gecken, denen der vermeintliche Sieg ſchon auf der Naſe geſchrieben ſtand, haben mich nicht gerührt, und ſind in den Lethe verſenkt. Mein Herz iſt ganz frei.“

„O ſo laß mich die Roſenfeſſel darum ſchlagen!“ flehte Hermann voll Entzücken.

„Nimm mich hin, ich bin Dein!“ liſpelte die Jungfrau mit erröthender Verſchämtheit und ſank an die Bruſt des Glücklichen, der auf ihre unentweihten Lippen das Siegel des geſchloſſenen Bundes drückte.

Und das ſelige Paar pflückte jetzt friſche Frühlings-

blumen, flocht ſie zum blühenden Kranze, und zum zweiten Male wurde die Statuette des Liebesgottes gekrönt.

Hermann und Bertha ſchwuren ſich Liebe und Treue für Zeit und Ewigkeit. Ihre Aufrichtigkeit ließ ſie daraus auch kein Geheimniß vor dem Kaſtellan machen, den zwar die Schnelligkeit, mit der die Kinder ihre Herzensangelegenheiten abgemacht hatten, allerdings etwas überraſchte, der aber gegen dieſen Liebesbund keine Einwendungen erhob, weil eine Verbindung ſeiner Tochter mit Hermann ſchon früher Gegenſtand der Beſprechung und Wünſche der beiderſeitigen Familien geweſen war. Den Zeitpunkt der Hochzeit aber ſetzte er auf eine Jahresfriſt hinaus, theils damit Bertha, die ihm noch zu jung däuchte, die nöthige Zeit für Herſtellung ihrer Ausſteuer fände, anderntheils aber auch Hermann, deſſen Jungherrenhaushalt erſt im Entſtehen begriffen war, vorerſt die zweckmäßige Vervollſtändigung deſſelben ausführen könnte.

Für die beiden Liebenden war nunmehr ein goldenes Zeitalter angebrochen. Die Reinheit ihrer Seelen, die Sittlichkeit ihrer Begriffe, die korreſpondirenden Sympathien für das Edle, Gute und Schöne befeſtigten die Harmonie ihrer Herzen von Tag zu Tag mehr. Wenn es Hermann ſeine Dienſtgeſchäfte nur irgend erlaubten, eilte er nach Monrepos, um mit der Trauten ſeiner Seele zu koſen. Und wenn er dann manchmal eine Woche lang nicht kam, eilte ſie mit harrender Sehnſucht auf den Alleengang nach der Solitude hinaus, um den Erwarteten zu erſpähen.

An einem ſchönen Auguſttage hatte ſich Hermann wieder nach pflichtiger Durchſtreifung ſeiner Forſte, wozu er ſich gleich nach Mitternacht aufgemacht hatte, mit ſeinen beiden ſchönen Jagdhunden auf den Weg nach Monrepos zu gewendet.

Der ihm zugegebene Forſtwart, welcher ſelbſt früher ſich Hoffnung gemacht, mit der Förſterei auf Solitude beſtallt zu werden, war auf den Blaubeurer Gelbſchnabel, wie er ihn nannte, nicht gut zu ſprechen und belauſchte mit heimtückiſchen Blicken ſeine Tritte und Schritte. Die von ihm beobachteten öftern Abweſenheiten des Förſters erzeugten in ihm den Plan, denſelben von ſeinem Poſten zu verdrängen.

Lange gelang es ihm nicht, dem Förſter auf den Hals zu kommen, denn mit eiſerner Dienſtpflicht kam dieſer ſeinen Amtsgeſchäften nach. Die Spaziergänge nach Monrepos waren nur von kurzer Dauer und auf eine durch übermäßige Anſtrengung errungene freie Zeit berechnet. Deßungeachtet dienten ſie doch endlich dem Forſtwart zur Legung ſeiner Schlinge, und ſchneller, als er glaubte, hatte er ſein Wild abgefangen. An dem Tage, an welchem Hermann ſo früh aufgeſtanden, um ſpäter ein oder zwei Stündchen für Monrepos erübrigen zu können, war zufällig in Solitude ein Expreſſe von Ludwigsburg erſchienen und hatte die Kunde mitgebracht, daß Nachmittags der Churfürſt eintreffen, und eine Jagd auf Faſanen abhalten wolle. Hermann im Wald befindlich, konnte, da er nicht mehr nach Hauſe kam, von dieſem Befehl natürlich nichts mehr erfahren, und der Forſt-

wart hütete ſich wohl, ihn aufzuſuchen, ſondern ging blos hinaus, um zu belauſchen, ob ſein Vorgeſetzter wieder ſeinen gewöhnlichen Lieblingsweg verfolgen würde. Kaum ſah er ihn aus dem Verſteck nach Monrepos forteilen, als er ſich ſchnell wieder auf das Schloß begab, um den Churfürſten an Stelle des Förſters zu empfangen und dieſem dabei ein Tüchtiges auf das Dach zu jagen.

Der Churfürſt kam zur beſtimmten Stunde auf die Solitude, und gerieth ſchon in Unmuth, als er ſich nur von dem Forſtwart, nicht von dem Förſter ſelbſt empfangen ſah. Mit Heftigkeit ſchnauzte er ihn an, er ſolle Rechenſchaft von dem Verweilen des Förſters geben.

Dieſer entgegnete erſchrocken und demüthig: „Halten zu Gnaden, durchlauchtigſter Herr und Churfürſt! Kaum iſt von dem Kourier Allerhöchſtdero Ankunft auf Jagdſchloß Solitude vermeldet worden, als ich fürpaß in den Wald gegangen bin, um eilig den Förſter, der ſchon mit dem Früheſten heute ſich aufgemacht, zu ſuchen. Ich irrte drei ganze Stunden vergebens umher, und mußte mir eben denken, daß er ſeinen gewöhnlichen Spaziergang nach Monrepos eingeſchlagen habe. Deßwegen eilte ich aufs Schloß zurück, daß doch von dem Jagdperſonal einer anweſend ſei.“

„Was ſagt er, Schlingel?“ fragte der Churfürſt zornig. „Mein Förſter auf Solitude macht ſeine gewöhnlichen Spaziergänge nach Monrepos? Was hat er denn dort zu thun?“

„Weiß nicht!“ antwortete der Forſtwart geſchmeidig;

„man ſagt freilich, er habe dort ein fein Liebchen zu eigen; doch iſt dieſem Gerüchte gerade kein beſtimmter Glaube zu ſchenken. Gewiß iſt nur, daß er, ſei es gutes, ſei es ſchlechtes Wetter, nachdem er ſich ein Bischen im Revier herumgetrieben, zweimal, dreimal in der Woche ſpornſtreichs nach Monrepos hinüber läuft.“

„Kerl, wenn du lügſt, donnerte der Churfürſt, „darfſt du für ein kaiſerliches Frühſtück nicht ſorgen.“

„Ich ſage nur, was ich geſehen und gehört habe,“ gab der Denunciant zur Antwort.

„Du hältſt Zimmerarreſt!“ rief der ſtrenge Herrſcher. „Mit dem Faſanengeplänkel iſt es jetzt nichts. Ich will nach Monrepos, um dem Fuchs auf die Fährte zu kommen.“

Hermann und Bertha ſaßen auf einer Moosbank, die in dem Schloßgarten zu Monrepos innerhalb einer Jelängerjelieberlaube angebracht war. Er wollte noch ein Stündchen mit der Geliebten verplaudern und dann wieder heimeilen, damit der Dienſt keine Noth leide.

Sie ſprachen eben von dem Glücke des Lebens. Hermann hielt es mit der Anſicht des alten griechiſchen Weltweiſen, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu preiſen ſei.

Bertha aber ſchüttelte das Haupt und ſagte: „Ich kann mit dieſer Lehre mich nicht einverſtanden erklären, denn ſie iſt ſehr relativ. Das irdiſche Glück iſt von der himmliſchen Glückſeligkeit unendlich verſchieden. Dieſe iſt ein unbegreifbares Ding und kann nicht nach dem Maßſtabe unſerer Gefühle und Empfindungen von

Luſt und Wonne gemeſſen werden. Das Himmelsglück harret unſer freilich erſt nach dem Tode; aber das Glück auf Erden iſt ein Gut der Gegenwart, des Menſchen Eigenthum und durchaus nicht ein Kind der Launen. Nicht Geld und Ehre und andere materielle Vortheile bilden das Glück des Menſchen, ſie ſind blos äußere Zuthaten. Die Zufriedenheit des Herzens, der reine ſtarke Wille, und das ruhige Gewiſſen ſind die Träger des Glückes, und da dieſe auch nicht unter den Stürmen des Unglücks verloren gehen, ſo kann man nicht ſagen, daß ein Menſch, der in den Augen Dritter als unglücklich erſcheint, es wirklich iſt. Jene Dreiheit in der Bruſt des Menſchen hält ſein Glück daſelbſt gefangen und bewahrt es ihm bis zu ſeinem Tode."

„Ich mag dir in deinem Sinne nicht Unrecht geben," verſetzte Hermann; „doch ſehe ich die Sache in einem etwas anderen Lichte. Du ſcheideſt das pſychiſche Glück von dem phyſiſchen ſtreng aus einander; allein ſie müſſen eben ſo gut mit einander verbunden ſein, wie die Seele mit dem Körper. Wenn jene Noth leidet, wird auch dieſer krank und umgekehrt; in gleicher gegenſeitiger Wechſelwirkung ſteht aber auch das ſeeliſche und körperliche Glück des Menſchen in ſeinen letzten Inſtanzen. Denke dir nur einmal den Fall, einem glücklichen Manne ſtirbt ſeine Gattin. Wird ſein Glück durch dieſen Tod nicht erſchüttert werden! Wird ihn ſein ruhiges Gewiſſen, ſein ſtarker Wille vor dem natürlichen Schmerze bewahren? Den Schmerz der Seele hebt das materielle

Glück nicht auf; aber auch durch den Schmerz des Körpers wird das Seelenglück in der Regel erschüttert."

„Das ist Sophistik," fiel Bertha ein, „wo die Gliedersätze nur scheinbar in einanderfügen und Schlüsse aus Hypotheſen gezogen werden. So viel ist aber gewiß, ein noch so körperkranker, noch so armer Mensch kann sich mit gesunder Seele doch glücklich fühlen, was bei einem körpergesunden Menschen mit kranker Seele nie der Fall sein wird."

„Ich geb dir dieß zwar zu!" erwiederte Hermann. „Aber wir werden mit den Widersprüchen, die sich in diesem Thema finden, nicht wohl fertig werden; Du sagst, Zufriedenheit bedingt das Glück. Andere sagen aber auch, wo noch Wünsche herrschen, gibt es keine Zufriedenheit; hienach wäre dem wünschenden Menschen die Pforte des irdischen Glückes verschlossen; ich aber behaupte, der Mensch, der zu wünschen aufhört, entflieht auch vor dem Glücke; das Herz, in dem kein Wunsch mehr herrscht, hat auch das Grab seines Glückes schon gegraben. Doch lassen wir dieses unfruchtbare Revier, ich muß jetzt in das meine eilen!"

„Dazu ist's die höchste Zeit!" rief eine schreckliche Baßstimme hinter ihm. Zu gleicher Zeit fühlte er ein Paar derbe Peitschenhiebe über seinen Rücken.

In der größten Ueberraschung sprang er auf, drehte sich um und sah den Churfürsten mit zornfunkelnden Blicken vor sich stehen. Bertha war, einen Schrei ausstoßend, im Begriffe gewesen, davonzueilen, aber vor Schreck erstarrt war sie wieder auf das Sopha zurückgesunken.

„Hör' er, Musjeh Taugenichts," herrſchte der Churfürſt dem beſtürzten Hermann zu, „habe ich ihm darum die gute Stelle auf Solitude gegeben, daß er dort alles an den Nagel hängt und hier verliebten Thorheiten nachſtürzt. Im Arm des Schätzleins iſt's freilich weicher, als im Revierdienſt. Aber ich werde ihn Sakerloter daran kriegen, daß er Zeitlebens genug hat. Marſch fort jetzt und meld' er ſich in Ludwigsburg als Arreſtant dem Platzkommandanten!"

Hermann hatte ſeine Lage ſogleich überſchaut; er wußte gar gut, daß durch ein ſchwaches Benehmen der Zorn des Fürſten nur noch mehr gereizt werde; andererſeits aber hatten die Hiebe mit der Reitpeitſche, deren er ſich vor Bertha ſchämte, ſein Ehrgefühl auf das Empfindlichſte verletzt. Er bebte deßhalb vor innerlicher Wuth; doch ſuchte er ſich zu mäßigen und ſagte mit ſcheinbar ruhiger Stimme:

„Ich läugne es nicht, Eure churfürſtliche Hoheit, daß mich mein Herz nach Monrepos zieht, und daß ich oft herüber eile, um mit dieſem Mädchen da zu ſprechen, das mir werther iſt, als mein Leben. Doch habe ich darüber nie meine Pflicht verſäumt und nur nach pünktlichſter Beſorgung meiner Geſchäfte erlaubte ich mir, meine freie Zeit zu einem Ausflug hieher zu benützen. Ich bitte um Gerechtigkeit. Mir iſt kein Reglement bekannt, welches mich zum fortwährenden Sklaven meines Dienſtes verdammt; ich kenne noch weniger ein Geſetz, mittelſt deſſen ſich eine Mißhandlung durch die Hand des Fürſten rechtfertigen ließe. Der Herrſcher ſteht hoch,

aber er iſt nicht befugt, ohne Grund die Ehre ſeiner Unterthanen zu rauben."

„Hör' er, Musjeh Naſeweis," donnerte Churfürſt Friedrich; „ich glaube, er erfrecht ſich, mir Moral zu predigen. Halt' er ſein Schnäuzchen! Mit ſeiner Ehre iſt es nicht weit her. Aber jetzt pack' er ſich fort nach Ludwigsburg, ſonſt will ich ihm Mores lehren!"

„Gerechtigkeit!" rief Hermann, nur noch mit äuſſerſter Mühe an ſich haltend. „Ich habe nichts verbrochen!"

Dieſe ſcheinbare Widerſetzung entflammte des Churfürſten Zorn aufs Höchſte. Er ſtampfte mit ſeinem Fuß den Boden und ſchrie dem Förſter zu:

„Wenn er nicht augenblicklich geht, wohin ich ihm befohlen, ſo laß ich ihn in Ketten dahin abführen."

Bertha war einen Augenblick bewußtlos dageſeſſen; des Churfürſten Stimme brachte ſie wieder zu ſich. Sie warf ſich demſelben zu Füßen, und bat mit flehender Stimme:

„Kann es denn ein Verbrechen ſein, ſich rein und ſchuldlos zu lieben? Nur wenige Stunden hat Hermann benützt, um mich, die ich mit der Zuſtimmung der Eltern ſeine Braut bin, zu beſuchen. Aber über ſeiner Liebe hat er die Pflicht nicht vergeſſen. Haben Sie Gnade, Durchlauchtigſter Herr, mit uns!"

„Halt ſie's Maul!" rief ihr der Churfürſt zu, „und gehe ſie lieber ihren Hausgeſchäften nach, ſtatt mit meinem nachläſſigen Förſter zu careſſiren! Und nun mach' er, daß er fort kommt!"

Ein Strom von Thränen entquoll bei dieſer harten Rede dem Auge des Mädchens; aber Hermann trat feſt zu ihr hin und hob ſie ſanft auf.

„Tröſte dich, Bertha!“ ſprach er, „unſer Glück war zu groß, es muß durch eine Gewitterwolke geläutert werden, doch auch der Sonnenſchein wird wieder kommen. Der Zorn des Fürſten wird den Gründen des Rechts und der Billigkeit weichen. Lebe wohl!“

Er umſchlang noch einmal das weinende Kind und entfernte ſich dann mit ſeinen beiden Rüden, den Churfürſten noch mit einem männlichen Blicke meſſend.

Dieſer ſah ihm lange nach, dann wandte er ſich zu dem Mädchen, deſſen Schmerz ihn rührte, klopfte ihr ſanft die thränenbenetzten Wangen und ſprach zu ihr in einem Tone, der gegen ſeinen vorherigen bedeutend abſtach:

„Nur aufgehört zu weinen, mein Täubchen, die Sache wird ſo ſchlimm nicht; aber beſtraft muß der verliebte Schlingel werden, denn er durfte ſich, ohne von mir Urlaub zu erbitten, aus ſeinem Reviere nicht entfernen; ſie wird bald wieder Nachricht von ihm erhalten.“

Damit verließ er ſie und kehrte bald darauf, nachdem er auf Monrepos einige Dispoſitionen getroffen, nach Ludwigsburg zurück.

Hermann hatte ſich dem Schloßkommandanten als Arreſtant gemeldet, und demſelben die Veranlaſſung hiezu erzählt. Er ſchilderte, welchen Kampf es ihm gekoſtet, dem Herrſcher gegenüber, welcher ihn mit der Reitpeitſche gehauen, die nöthige Mäßigung zu bewahren.

Der Kommandant, mit ſolchen Vorfällen bekannt, lächelte und meinte, gerade deßwegen, weil der Churfürſt dieſen Kampf bemerkt haben werde, werde er in ſeiner ehrenhaften und ritterlichen Geſinnung kein ſtrenges Urtheil erlaſſen. Hierauf wies er ihm ein anſtändiges Local zum Aufenthalt an.

Schon am andern Tag wurde ihm ein churfürſtlicher Befehl eröffnet, des Inhalts, daß der Förſter auf der Solitude wegen eigenmächtigen Verlaſſens ſeines Revieres ſeines Poſtens entſetzt ſei und drei Tage einfachen Arreſt zu erſtehen habe. Nach erſtandener Strafe ſoll er ſich bei dem Kommando des Linieninfanteriebataillons Herzog Paul von Württemberg als Lieutenant melden.

Der kluge Churfürſt Friedrich erkannte ſehr gut den Ernſt der Zeit und traf mit kräftiger Hand Vorbereitungen, um im Falle der Noth gerüſtet dazuſtehen. Ueberall wimmelte es von Soldaten. Bald ſollte auch die Zeit herber Entſcheidung für Württembergs Fürſten kommen. Der corſiſche Schlachtenlenker unter neuer Kaiſerkrone wußte nur zu gut, über die Machinationen ſeiner Gegner trefflich unterrichtet, welcher Sturm ihm am politiſchen Horizont drohe. Kaum hatten die öſterreichiſchen Heerkolonnen ſich nach dem ſüdweſtlichen Deutſchland in Bewegung zu ſetzen angefangen, als ſchon die franzöſiſchen Diviſionen aus ihrem großen Lager zu Boulogne ſich gegen Oſten in Bewegung ſetzten.

In einer ziemlich entlegenen Straße der Reſidenz-

ſtadt Ludwigsburg ſaßen Anfangs Oktober 1805 mehrere württembergiſche Unteroffiziere bereits am frühen Morgen bei einem Glas Bier oder ſonſtigem ſtärkern Getränke, um bald möglichſt eine Neuigkeit zu hören, die für ihren Stand paſſen und eine Veränderung des Alltäglichen herbeiführen konnte.

Zwar gab es der Tagsgeſpräche vielerlei, von Stuttgart aus kamen ſtündlich ſich verſchlimmernde Gerüchte über die Ankunft der franzöſiſchen Marſchälle, Mürat's und Ney's mit ihren erprobten Armeekorps; aber dennoch ſchien Alles dieſes weniger das, was ihrem Herzen ſo nahe lag; in dem allgemeinen Drama nicht kalte Zuſchauer zu bleiben, ſondern handelnd mitwirken zu dürfen, war ihr Wunſch. Wie ſie, dachten alle ihre Waffenbrüder; doch durfte noch keine Stimme darüber laut werden; man harrte eines kräftigeren Anſtoßes, als nur unſicherer Gerüchte, um die völlige Entſcheidung herbeizuführen.

Wie man ſich denken kann, gab es zu jener Zeit in Ludwigsburg eben ſo gut müßige Mährchenträger wie heutzutage. Ein ſolches Individuum mit liſtiger Mäklersphyſiognomie machte auch heute die Thüre des Wirthshauſes ſachte auf und trat ins Schenkzimmer, wo die Unteroffiziere ſaßen.

„Nun, Krattenmeier, wie ſteht's mit den Karten; müſſen wir öſterreichiſch oder gar franzöſiſch werden?“ ſchrieen Wirth und Frühgäſte fragend durcheinander, als ſie des Pflaſtertreters anſichtig wurden. Da ſperrte der Befragte ſein breites Maul weit auf, um zu gähnen

Wäre ich nicht ein Deutſcher, ſo möchte ich Franzoſe ſein. Und wie mag es erſt dann werden, wenn der Mann, welcher ſich vom Lieutenants-Portd'épée bis zur Kaiſerkrone durch eigenes Verdienſt emporgeſchwungen, an ihrer Spitze ſteht, an der Spitze von Männern, deren ſtolze Haltung ſich ſchon beim Anblick eines ihrer tapfern Generale ſo mächtig hebt! Er hat äußere Ruhe in das unglückliche Frankreich zurückgeführt, ihm iſt es gelungen, die Geſetze zu ordnen, den Gottesdienſt wieder herzuſtellen und vor Allem Andern die Franzoſen in Kriegsfertigkeiten zu üben, welche ihren Feinden ſpäter noch oft zu ſchweren Verluſten gereichen werden!"

„Heute ſpricht unſer Krattenmeier wie ein Buch!" riefen die Soldaten einander verwundert zu. „Schade, daß er ſchon ſo alt iſt, er könnte ſonſt noch mit uns einen ganzen Feldzug mitmachen!"

„Gegen wen, ihr jungen Lecker?" fuhr jetzt Krattenmeier, der indeſſen noch ein Gläschen Bittern zu ſich genommen, ironiſch fragend auf. „Die Oeſterreicher haben das Feld geräumt, ſind fort nach Ulm, aber die Franzoſen dageblieben; morgen kommt der neue, ſelbſtgemachte Kaiſer, vor deſſen Erhabenheit noch Mancher das Knie beugen wird. Für uns und euch mag auch nichts anders übrig bleiben als —"

„Halt ein, Krattenmeier, du gehſt zu weit in deiner franzöſiſchen Narrheit!" warnte nun der Wirth, deſſen Stube ſich nach und nach mit Gäſten gefüllt hatte. „Hüte dich vor nochmaligem Einſperren, wir haben genug!"

„Nein, nein!“ riefen die Soldaten dazwiſchen; „Krattenmeier kann Recht haben; es iſt noch nicht aller Tage Abend und Schade, daß man ihn nicht ausreden ließ!“

„Aber es iſt nicht am Platze, daß dieſer betrunkene Mann überall falſche Gerüchte ausſprengt, die zu Nichts taugen und die Leute verwirren, zu einer Zeit, wo man ohnehin in unſerm Deutſchland nicht mehr recht weiß, wer Koch oder Keller iſt!“ bemerkte ein dicker Schreiber der Hofkellerei.

„Es iſt auch nicht am rechten Platze, daß ihr euerm hohen Herrn Waſſer für Wein in ſeine Fäſſer praktizirt!“ ſprudelte der nun bis zum Eichmaß vollgefüllte Krattenmeier heraus und wankte des Wirthes Sorgenſeſſel zu, um ſeinen Kopf wie ſeine Lunge der nothwendigen Ruhe zu überlaſſen.

Gleich darauf forderten vier Tambours mit Doppelwirbeln die Schorndorfer Straße entlang alle aus den Kaſernen abweſende Militärs zu ſchneller Sammlung auf. —

Am andern Tag ſchritten zwei kräftige Männer mit tiefgebräunten Geſichtern, wie ſie an den Ufern des Nil geſehen werden, zwiſchen den dunkeln Baumgängen an der Heerſtraße zu Ludwigsburg dem daſigen churfürſtlichen Schloſſe zu. Unter buntſeidenen, auf der Stirne durch glänzendſtrahlende Agraffe zuſammengeflochtenen Turbanen, bargen ſie des Südens natürliches Erbtheil, rabenſchwarze Haare. Kurze, ſchwarz und rothe Jacken, die ſich ohne Kragen feſt um ihre entblößten, ſtarren

Nacken ſchloßen, ungewöhnlich weite, vornen aufgeſchlitzte Beinkleider, mittelſt ſilberner Schnüre um die rothen goldbeſpornten Stiefel zuſammengezogen, perlenbeſetzte, breite Gürtel, in denen zwei Paar Doppelpiſtolen neben ſilberbegrifftem, damascirtem Dolch ſtacken, war der Fremdlinge Kleid und Rüſtung. Ungewöhnlich gekrümmte Säbel, nachläſſig in der linken Hand getragen, bezeichneten ſie als Sarazenen aus dem Pyramidenlande, als Mamelucken. Erſtaunt über ſolch niegeſehene Gäſte, ſprang Jung und Alt, was etwa auf den breiten, meiſt menſchenleeren Seitenwegen der Straße hin und her eilte, neugierig den Beiden nach, die ſich eilends dem Schloſſe näherten. Auch der Pflaſtertreter Krattenmeier hatte an dieſem Tage ſein ärmliches Lager frühe verlaſſen, um Neuigkeitsſtoff aufzufinden.

Schon lange ſtand er im abgeſchoſſenen Sommerrocke, der nur ſpärlich den rauhen Herbſtwind von ſeinem Körper abwehrte, an einem alten Kaſtanienbaume, die Augen unverwandt nach dem linken Schloßflügel gerichtet, hinter deſſen ſpiegelhellen Fenſtern eine, in ſchlichten, grünen Ueberrock gekleidete Mannsfigur neben einer andern hohen vollkräftigen Geſtalt mit blitzendem Stern auf der linken Bruſt, raſchwechſelnden Ganges vorüberſchritt.

Etwas äußerſt Wichtiges ſchien zwiſchen den beiden Herren verhandelt zu werden, was man aus der Aufgeregtheit ſchließen konnte, die ihre Geberdenſprache begleitete.

Als beide Aegyptier dem eiſernen Gitterthore ſich

näherten, öffnete der Herr im grünen Kleide haſtigſchnell einen Fenſterflügel und rief: „Ruſtan!“

Mit über die Bruſt gekreuzten Armen, nach orientaliſcher Sitte zur Erde gebeugtem Haupte, erwiederte fragend der Gerufene: „Sire!?“ —

„Montez!“ war Alles, was der lauernde Krattenmeier vernehmen konnte, denn blitzſchnell ſprangen die Sarazenen über den Hof und verſchwanden im nächſten gewölbten Eingange des ſchönen Gebäudes. Bald darauf erſchien ein fürſtlicher Laufer, der in die Stadt ſprang; kurze Zeit nachher ſah man hohe Militär- und Civilbeamte dem Schloſſe zu, reitende Ordonnanzen aber nach Stuttgart und die ſonſtigen Garniſonsplätze eilen.

Während dieſes unerwarteten Treibens hatten ſich immer mehr Menſchen vor dem Schloſſe verſammelt; einige unter ihnen wendeten ſich ſogar mit dringlichen Fragen an den in peinigender Nüchternheit lautgähnenden Krattenmeier.

„Ihr fragt mich für den Augenblick zu viel, lieben Leute,“ antwortete dieſer unwirrſch; „aber meines Erachtens iſt es Napoleon, Frankreichs neuer Kaiſer, den ihr am Fenſter geſehen habt, und die andern, denen ihr nachgelaufen ſeid, ſind ſeine Leibmamelucken, Ruſtan und Harun!“

„Der Franzoſenkaiſer hier, General Mack in Ulm!“ ſchrie nun die Menge durcheinander. Bald verbreitete ſich dieſer Ruf in allen Straßen Ludwigsburgs, ſelbſt bis in das Innerſte der Kaſernen, wo von jetzt an man-

cher brave Krieger der nahen Entſcheidung ſeines Schickſals harrte. —

Es war wirklich Frankreichs Heldenkaiſer, der mit Blitzeseile herangeſtürmt, den Rhein überſchritten hatte, und jetzt in der württembergiſchen Reſidenzſtadt ſein Abſteigequartier nahm. Der Churfürſt empfing ihn mit der gebührenden Achtung und demjenigen Aufwand von Pracht, wie es ſich in der Eile thun ließ.

Bald ſtanden die beiden Herrſcher im ernſten Geſpräche einander gegenüber. Friedrichs Situation war eine verwickelte. Oeſterreich hatte ihm die verlangte Neutralität nicht zugeſtanden; er mußte alſo darauf bedacht ſein, es mit der einen oder andern Partei zu halten. Nach frühern Vorfällen konnte er nicht lange zweifelhaft ſein, auf welche Seite ſich der baldige Sieg neigen werde.

Oeſterreichs Lage, wie ſeine Politik, flößte ihm kein großes Vertrauen ein. — Man war ſeither in Wien nur für Erhaltung der eigenen Monarchie bedacht geweſen, hatte rückſichtslos die Reichsſtände preisgegeben, und bei uns iſt es nur zu bekannt, daß der öſterreichiſche Soldat gar vielfältig geſchlagen wurde, im Frieden von ſeinen Offizieren und Unteroffizieren, im Kriege vom Feind. Vertheidigungslos dem mächtigen Frankreich nahegrenzend, ſeines jungen Kaiſers Rache blosgeſtellt, konnte der hellſehende Fürſt nicht lange im Zweifel bleiben, welches Verhältniß zu wählen ſei. In dieſer Drangſalszeit konnte Frankreichs Schutz Viel gewähren, ſein Haß Alles nehmen. Aber die Wahl war dennoch ſchmerzlich. Auf der andern Seite ſah Friedrich in der Ferne

eine mächtige Coalition, welche ſich zu eiſernem Angriff und Widerſtand verbunden. Im kräftigen Herzen wurmte ihm das Gefühl der Schmach, eines Fremden Machtſpruch zu huldigen.

Er machte deßwegen dem Kaiſer Napoleon mit der unerſchütterlichſten Ruhe und denſelben feſt ins Auge faſſend die eindringlichſten Vorſtellungen. Doch es half nichts. Unwillig fuhr endlich Napoleon auf und ſagte heftig:

„Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich. Was erwarten Sie, wenn die Kaiſerlichen ſich wieder Ihrer Reſidenz nähern, aus der Sie durch Ney und Mürat vertrieben wurden; werden dieſe Oeſterreicher gnädiger verfahren, als ich? Oder wollen Sie mir und meinen Siegen Gränzen ſetzen? Faſſen Sie einen Entſchluß und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Maßregeln zu ergreifen!“

Nicht engherzige Furcht, nicht die Majeſtät des galliſchen Imperators reiften des Churfürſten Entſchluß, ſondern der Gedanke an ſein Volk und das Geſetz der Nothwendigkeit. Er wollte ein grünend fruchtbar Land mit herrlich gewundenen Flüſſen und Bächen, ſchimmernden Thälern, ein Land, das heerdenreiche Triften, jagdergiebige Waldgebirge umfaßt, wo viele Städte ſich des ruhmvollſten Gedenkens erfreuten, vor des Krieges ſchrecklichen Verheerungen ſichern. Noch eine ſchmerzliche, unbemerkte Zuckung — dann ein Federzug und der Vertrag mit Frankreich war unterzeichnet. — Dieß war die Stunde, wo das Volk die zwei Männer im Fürſten-

ſchloſſe ſah und die Couriere ſchnell nach allen Winden flogen.

Schon am 3. Oktober erſchien Napoleons Kriegserklärung an den deutſchen Kaiſer. Der Churfürſt ſtellte über 9000 Mann Infanterie und Kavallerie mit 16 Geſchützen zur franzöſiſchen Armee und hielt Muſterung über ſeine ſchlagfertigen Truppen, wozu man lauter Kraftmenſchen auserleſen hatte. Da waren die ſchwarzen Jäger mit gebräunten bärtigen Geſichtern, dunkelgrünen ſchwarzausgeſchlagenen Uniformen, hohen grünen Federbüſchen, die über vorn aufgeſtülpten Hüten zum Kampf einladend ſchwankten, und glänzendſchwarzem Lederwerk. Zogen ſie manchen Morgen zum friedlichen Waffenſpiele vor Stuttgarts Büchſenthor, ſo mahnte ihrer Muſiker ferntönender Hörnerklang den Unbefangenen an Kriegsmärſche, ihr tiefdunkles Waffenkleid an ein großes Sargtuch! Schritten ſie aber vorwärts in enggeſchloſſener Kolonne, dann hörte man am feſten Gleichtritt dieſer dunkeln Krieger, daß es Männer waren, an denen nichts ſchimmerte, als die Röhren ihrer Kugelbüchſen und der Griff eines Hirſchfängers, welcher im wilden Sturm an des Bajonettes Stelle trat.

Hier hielten Reiter mit ausgeſucht ſtarken Roſſen. Man nannte ſie Cheveaurlegers, obgleich ſie eher als Küraſſiere gelten konnten. Dieſen Männern ſah es Jeder auf den erſten Blick an, daß ſie keines rückenſchützenden Panzers bedurften, ſie boten ihre breitgewölbte Bruſt kühn dem Feinde entgegen.

Auf der andern Seite breiteten ſich die ſtolzen Linien

der ſtreng eingeübten Infanterie aus, brav, rüſtig und obgleich ſchwer beladen, dennoch nicht erliegend, wenn Gewaltmärſche die Bataillone ſchnell aus einer Gegend in die andere verſetzten. Ueberraſchende Ankunft am bezeichneten Punkte zeigte dann von der unverwüſtlichen Ausdauer dieſer Männer. Urplötzlich, wie aus der Erde geſtampft, ſtanden ſie oftmals da, wo man ſie am Wenigſten vermuthete.

Kehren wir jetzt zu Bertha zurück. Sie war ſeit der Entfernung des Churfürſten aus Montrepos nach dem Auftritt mit Hermann in einer ſchrecklichen Unruhe zurückgeblieben. Der klare Himmel ihrer unſchuldsvollen Liebe hatte ſich urplötzlich getrübt; das Gefühl ihrer Sicherheit, in dem ſie ſich ſo behaglich gewiegt hatte, war verloren.

Nachdem ſie ein paar Tage gewartet hatte, ohne die geringſte Nachricht von Hermann zu erhalten, ſtieg ihre Angſt immer mehr. Sie befürchtete alles von dem raſchen Zorn des Churfürſten und die tröſtenden Worte, welche er noch im letzten Augenblicke an ſie gerichtet hatte, klangen in immer ſchwächern Tönen nach.

Ihr Vater, der von der ephemeren Anweſenheit des Churfürſten gar nichts gewußt, welchem ſie aber mit kindlicher Offenheit den ganzen Vorfall erzählt hatte, war wohl über die Gewaltthätigkeit Friedrichs beſtürzt, aber kannte auch die großmüthige Geſinnung deſſelben,

dienen ſoll, iſt kaum zu ermitteln. Daß es noch eine fortgeſetzte Strafe bildet, dürfte wohl nicht angenommen werden, eher daß Ihnen eine Ueberraſchung bereitet werden will. Hermann erzählte mir die Geſchichte und ich theile Ihnen als der Geliebten meines Freundes das Nöthigſte hiemit zu ihrer Beruhigung mit. — Ein Feldzug iſt unvermeidlich, ungewiß, auf welche Seite der Churfürſt ſtehen wird. Aber das hat ſich Hermann in ſeinem Herzen geſchworen, daß er noch einmal, bevor es fortgeht, in den Kampf, wo jede Stunde über Tod und Leben entſcheiden kann, zur Angebeteten ſeiner Seele eilet und von ihr Abſchied nimmt, möge daraus auch werden, was da wolle. Ich ſchreibe Ihnen, dieß ohne Wiſſen und Willen meines Freundes. Bewahren Sie dieß Geheimniß aus Vorſicht in Ihrem tiefſten Innern.

L. A.

Bertha jubelte nach Durchleſung dieſes Briefes, wußte ſie doch nun, wo Hermann lebte. Es litt ſie nicht mehr in dem Zimmer, ſie mußte hinaus ins Freie, um dort ihr Entzücken in vollen Zügen einathmen zu können. Dann eilte ſie hinauf in die Inſelkapelle, um dem gütigen Lenker der Geſchicke im frommen Gebete zu danken. Mächtig griff ſie an die Klaven der Orgel, deren klare Töne ihr heiliges Loblied, mit freudiger hellklingender Stimme geſungen, begleiteten.

Aber kaum war der erſte Sturm der wonnigen Aufregung vorüber, da drängten ſich ſchon wieder die Bedenken mit unfreundlich nebligten Geſtalten heran.

„Wird es Hermann noch gelingen," dachte ſie, „eine

freie Stunde für mich zu gewinnen. Wird er nicht von Spionen umgeben sein, die jede Entfernung seiner Seits hinterbringen und ihn aufs Neue dem Zorne des Churfürsten aussetzen? Und wenn ich ihn nochmals an meine Brust drücken darf, innig wie ich ihn liebe, wird es nicht das letzte Mal sein? Wenn eine mörderische Kugel sein treues Herz durchbohrte? Denn aus dem Rohre losgelassen fliegt sie den Pfad, den das Geschick ihr vorschreibt."

Bertha schauderte bei dem Gedanken schmerzlich zusammen.

„„Was war ich, ehe seine schöne Liebe mich beseelte!"" „Mit dem Geschenke seines Herzens erschloß er mir alle Blüthen dieser Erde und trug mich empor zu einer wunderbaren Höhe, wo mir die Seligkeiten des Himmels dämmerten. Heiliger Gott, wenn er fiele, wenn mir die Leuchte erlöschen würde, die mich in die fröhlich grüne Bucht des Lebens führt!? Doch nein, das Schicksal wird günstiger wollen und unverletzt ihn mir zurückbringen. Mit innigem Gebete will ich es von der Vorsehung erflehen und sie wird den Kelch des bittersten Schmerzens von mir abwenden!"

Nach diesem Selbstgespräche beschlich sie eine tiefe stille Wehmuth, die sich bald in den Glorienschein süßer Hoffnung auflöste. Sie harrte nun tagtäglich, ja stündlich der Ankunft des Geliebten. Wenn man nach ihren Blicken schaute, so waren diese auf die Ludwigsburger Alleenstraße gerichtet.

Unterdessen waren die Heeresmassen der Franzosen angerückt, Napoleon hatte den Churfürsten zum Bündniß

mit Frankreich bewogen, und dieſer eine Muſterung ſeiner ſchlagfertigen Truppen vorgenommen. Schon war der 6. Oktober zum Ausmarſch der erſten Kolonnen beſtimmt. Hermann ließ nichts von ſich ſehen. Des Mädchens harrende Ungeduld mehrte ſich wieder und die Beklemmung ihres Herzens wuchs; nur durch emſiges Hingeben an ihre umfangreichen Geſchäfte konnte ſie ihrer ſelbſt Meiſter bleiben.

So trafen wir ſie am bezeichneten Tage bei Anfang dieſer Erzählung im Hofe der Meierei. Ihre Gutmüthigkeit freute ſich an dem Tollen des geſiederten Völkleins, dem ſie Nahrung ſtreute; aber ihr Blick ſchweifte ängſtlich in die Ferne. Ein Meiereiknecht, der Vormittags in Stuttgart und Ludwigsburg geweſen war, hatte ihr von dem Ausmarſch der ſchwarzen Jäger und mehrerer Infanteriebataillone erzählt, die alle mit kriegstrotzigen, muthfunkelnden Blicken gegen Eßlingen gezogen wären. Das letzte, das er fortmarſchiren geſehen, ſei das Bataillon Lilienberg geweſen, Herzog Paul hatte ſich auch ſchon auf den Sammelplätzen eingefunden.

Bertha hatte dieſe Mittheilung mit kaum zu verbergender Aufregung vernommen, aber eine gewiſſe Ahnung ließ ſie noch nicht alle Hoffnung aufgeben.

Sie koſte eben mit dem Täubchen, als ſie den Hufſchlag eines galoppirenden Roſſes aus der Ferne vernahm. Sie lauſchte mit banger Erwartung. Der Hall kam von der Ludwigsburger Allee her. Ihr Blick ſtrahlte ſcharf nach dieſer Richtung. Immer näher kam's und nach wenigen Minuten lag ſie in Hermanns Armen.

Nachdem das erſte Entzücken des Wiederſehens verrauſcht und einer ſtillen Wonne Platz gemacht hatte, erzählte Hermann:

„Meine Erlebniſſe ſeit unſerm letzten Zuſammenſein weißt Du aus einer Mittheilung meines Freundes Arledter.“

„Wie, Du haſt in Erfahrung gebracht,“ fragte Bertha erſtaunt, „daß ich ein Schreiben erhalten? O es hat mich ſehr beruhigt; denn ich wußte ja von Deinem Befinden, Deinem Aufenthalt gar nichts. Hat Dir Dein Freund denn geſagt, daß er mich ohne Dein Wiſſen benachrichtigt hat?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Hermann, „ich weiß es vom Churfürſten.“

„Was? Vom Churfürſten?“ fiel das Mädchen voll Verwunderung ein.

„Unterbrich mich nicht; meine Zeit iſt koſtbar,“ fuhr der Lieutenant fort. „Ich mußte das Gelöbniß, Dir keine Kunde von mir zu geben, halten; denn bei Gott, der Churfürſt verſteht keinen Spaß, das hab' ich erfahren. Ich fühlte wohl, daß alle meine Schritte und Tritte belauert waren, außerdem war's mir aber vor Allem um die Ehre zu thun, die ich mit meinem Wort verpfändet hatte. Ich gab Dir alſo keine Nachricht. Aber meine Sehnſucht nach Dir, und beſonders die Sorge, Du möchteſt über mein Schickſal bekümmert ſein, verſetzten mich in die lebhafteſte Unruhe. Damals war's, wo ich meinem Freund Arledter das Geheimniß anvertraute, ohne dabei zu ahnen, daß er hinter meinem Rücken

operiren würde. Dich nicht zu ſehen, hatte ich nicht gelobt. Deßhalb faßte ich den heimlichen Entſchluß, Dich um jeden Preis zu beſuchen. Mein Dienſtgeſchäft war vorgeſtern vier Uhr Abends zu Ende. Ich machte mich ſpornſtracks auf, mir ein Pferd zu miethen. Unglücklicherweiſe wurde ich in demſelben Augenblicke zu meinem Hauptmann Lalance berufen und mein Projekt wurde zu Waſſer. Geſtern war unmöglich eine Zeit zu finden und der Abmarſch auf heute beſtimmt. Mein Herz blutete, doch es blieb nichts übrig, ich mußte ohne Abſchied fort. Unſere Bataillonsſäule ſetzte ſich in Bewegung. Wir defilirten vor dem Churfürſten. Als meine Kompagnie in ſeiner Höhe war, winkte er mir zu ſich. Ich war äußerſt betreten. „„Er hat ſein Wort gehalten,““ rief er mir zu. „„Daß er ſeinem Kameraden Arledter geplaudert und dieſer das Mädchen in Monrepos getröſtet hat, wie ich aus einem Briefe, der mir gebracht wurde, erſehen habe, — verzeihe ich.““

„Mein Gott! Der Brief?!“ rief Bertha beſtürzt, „ich habe ihn ja nie von mir weggelegt!“

„Zu unterſuchen, wie es gekommen iſt, iſt unſere Zeit zu beſchränkt; Du kannſt ja ſpäter nachforſchen, ob und wie Du es verloren haſt,“ fuhr Hermann fort. „Nachdem er dieſe Worte geſprochen, ſah er mich lächelnd an. Ich blieb ſchraff und in Erwartung der kommenden Dinge ſtehen.“

„„Nun, Herr Lieutenant, hat er nichts auf dem Herzen?““ fragte er mich dann.

„„Ich will bloß dem Vaterlande dienen!““ antwortete ich.

„„Das iſt brav! Kann er reiten?““

„„Ja, churfürſtliche Hoheit!““

„„Laß er ſich ein Pferd aus meinem Marſtall geben und reit' er gleich nach Monrepos, um Abſchied zu nehmen. Vielleicht wird ihm das junge Herz dann leichter und ſein Ohr kann beſſer den Kanonendonner aushalten. Marſch! Fort! Heut Abend muß er wieder bei ſeinem Bataillon eintreffen, das bind' ich ihm ſchwer auf die Seele!““

„Und ſo ritt ich denn mit verhängten Zügeln zu Dir heraus, liebe Bertha, um Dir das freundliche Lebewohl zu ſagen. Wohl hatte der gute Churfürſt, dem ich ſeine Reitpeitſchenhiebe gerne vergebe, nicht unrecht geſprochen. Jetzt, wo ich mir dein holdes Bild noch einmal einprägen kann, iſt es mir wieder wohl da drinnen.“

Er umarmte ſie mit zärtlicher Innigkeit. Bertha aber zog aus ihrem Körbchen ein Paquet hervor, aus dem ſie, es öffnend, eine ſilbergeſtickte Schärpe hervorzog, die ſie ihm um die Schulter legte.

„Mein Hermann!“ ſagte ſie, „möge dieſe Kleinigkeit Dein Talisman ſein in dem entbrennenden Kampfe. Ich habe ſie geſtickt, als ich Dein Schickſal erfahren, und ahnend hoffte ich, ſie Dir noch ſelbſt umhängen zu können.“

„Ich danke Deiner Liebe und Sorge, Bertha!“ erwiederte Hermann gerührt. „Ja, die Schärpe, unter dem Donner der Schlacht ſoll ſie mein Talisman ſein! Sie

ſoll den Muth mir ſtacheln auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes. Doch jetzt laß uns noch zu Deinem Vater gehen, es iſt die höchſte Zeit; Minute verrinnet um Minute und mich ruft die Pflicht."

Sie gingen zum Kaſtellan. Dieſer ſegnete noch den jungen Krieger. Schluchzend hing Bertha an ſeinem Halſe. Noch ein Kuß, noch ein Lebewohl, dann ſtieg Hermann zu Pferde und wollte ſich eben in Galopp ſetzen.

Da trat eilig ein Schloßbedienter zu ihm heran und übergab ihm ein Papier mit dem Bemerken, daß ſolches ein churfürſtlicher Expreſſe gebracht und damit die ſtrengſte Weiſung verbunden habe, es dem Lieutenant erſt in dem Augenblicke zu überreichen, wo derſelbe von Montrepos abreiſen wollte. Hermann erbrach ſtaunend die mit dem churfürſtlichen Siegel verſehene Depeſche und las:

„Aufgeſeſſen, dageblieben. Obwohlen ich mit Regierungsſorgen überhäuft bin, habe ich ihn doch nicht aus dem Auge verloren. Er hat Reputation und Point d'Honneur. Das hat mir gefallen. Ich habe Offiziere genug für die Campagne, aber daneben kein taugliches Subjekt auf die Solitude. Darum befehle ich ihm, gleich ſeine alte Stelle wieder anzutreten. Seinen Lieutenantsrang behält er, die Equipirung heb' er ſich auf, denn es könnte doch noch an ihn kommen. Wenn er mit dem nöthigen Dienſt fertig iſt, hat er allemal Urlaub. Ich bin ſein wohlaffektionirter

Friedrich."

Hermann wußte vor Verblüffung nicht, ſollte er lachen oder weinen. Das erſtere Gefühl behielt die Ober-

hand. Die wunderliche Laune des Churfürſten kam ihm drollig vor.

Bertha und ihr Vater hatten aus ſeinem ellenlangen Geſichte, das er zuerſt gemacht, auf Uebles geſchloſſen. Aber Hermann ſtieg fröhlich vom Pferde und wiederholte die Eingangsworte der Depeſche: „Aufgeſeſſen, dageblieben!“

„Was?“ tönte es gleichzeitig aus dem Munde des Kaſtellans und ſeiner Tochter.

„Da leſt!“ ſagte Hermann lächelnd und reichte ihnen das verhängnißvolle Papier hin.

Nach der Durchleſung verklärten ſich beide Geſichter und Bertha rief freudig: „Der Churfürſt kommt mir wie ein Deus ex machina vor!“

„Ich muß geſtehen,“ fiel Hermann ein, „würde ich nicht den ſtrengen Ernſt des Churfürſten kennen, ich würde die ganze Geſchichte für eine wahre Komödie halten. Ich hätte doch lieber mit den Söhnen des Vaterlandes fortziehen mögen dorthin, wo ein Lorbeer zu erkämpfen iſt. Ich weiß nicht, es faßt mich mit einer gewiſſen Bangigkeit, daß der Wirbel, welcher mich, im Kreiſe drehend, wieder auf den alten Fleck gebracht hat, nur der Anfang von Wechſelfällen ſei, die ſtörend und dämoniſch in mein Leben eingreifen; denn wer den neckiſchen Mächten einmal verfallen, den umgarnen ſie unaufhörlich, wie die Rieſenſchlange den edlen Leu.

Bertha ſtreichelte dem Trauten ihrer Seele koſend die Wange.

„Werde nicht unmuthig, Hermann!“ ſagte ſie. „Ich